Sagenbibliothek,

oder

Volkssagen, Legenden und Mährchen

der drei freien Reichsstädte

Hamburg, Lübeck, Bremen

und deren Umgegenden,

nach mündlichen Ueberlieferungen und alten Chroniken.

Herausgegeben von *** in Hamburg.

Amalie Maria Hoppe

In Commission und unter Verantwortlichkeit von Garms Erben beim Grashof.

Hamburg.

Band I. Heft 1 bis 8.

Gedruckt bei Friedrich Wilhelm Christian Meneck.

Staatsarchiv Hamburg
Bibliothek

Sagenbibliothek.

(Heft I.)

1.

Die Sage vom Leuchtenweib.

Zwiſchen Hamm und dem Billwärder Ausſchlag bei Hamburg liegt der ſogenannte Hammerbrook, eine einſame Gegend, wohin ſich nur ſelten der Fuß des Wanderers oder Spaziergängers verirrt, obgleich ein ſchöner, ſchattiger Baumweg und grüne, von Erlen und Weiden umkränzte Wieſen ſich dem Auge freundlich und einladend darbieten.

Bei Nachtzeit würde indeß auch ſelbſt der beherzteſte Bewohner der Umgegend ſich nicht in die nach Hamm führende Allee des Hammerbrooks wagen, denn dort hauſet das Leuchtenweib, ein tückiſches, feindſeliges Geſpenſt, das ſchon

Manchen in Todesgefahr brachte, indem es den sorglosen und mit dem Treiben desselben unbekannten Wanderer in tiefe Moräste und Gräben lockt, und dann, wenn der Unglückliche nicht wieder heraus kann, mit einem schallenden Hohngelächter verschwindet.

Der nächtliche Wanderer erblickt nämlich, besonders um die Stunde der Mitternacht, ein helles Licht in jener Gegend, das bald näher bei ihm bald ferner vor ihm herzugehen scheint. Er glaubt dann wohl, daß ein Anderer, mit einer den Weg erhellenden Laterne versehen, desselben Weges gehe und verdoppelt seine Schritte, um den Gefährten einzuholen und an seiner Seite, in seinem Gespräche, die Schauer der nächtlichen Wanderung zu vermindern. Bald aber weicht das vor ihm hergehende Licht von dem geraden Wege ab; er folgt ohne Bedenken der Richtung, die sein vermeinter Vorgänger eingeschlagen hat und versinkt, ehe er es sich versieht, in den Morast, aus dem er sich, wenn er glücklich ist, erst mit Anbruch des Tages wieder hervorzuarbeiten vermag; oft aber kostet ihm seine Unbesonnenheit gar das Leben, indem seine Kräfte nicht ausreichen, sich aufs Trockene retten zu können. Dieses Alles rührt, wie glaubhafte Berichte sagen, von der Bosheit des Leuchtenweibes her, das man nur durch ein kräftiges und inbrünstiges Gebet von sich entfernen kann, wenn man bei Nachtzeiten durch den Hammerbrook zu gehen gezwungen ist. Nachstehend, günstiger Leser!

findest Du der Wahrheit nach berichtet, wie das falsche Leuchtenweib dazu kam, noch nach so vielen Jahrhunderten der Schrecken dieser Gegend seyn zu müssen.

* * *

Einst, so erzählte man mir, wollte eine im Hammerbrook wohnende Wittwe gern zum Zweitenmal freien, nachdem sie ihren ersten Mann, den sie weder geliebt noch gut behandelt, hatte begraben lassen. Lange wollte sich kein Freier für sie finden, obgleich sie Haus und Hof, Gärten und Wiesen als Erbtheil von ihrem verstorbenen Manne besaß. Man wußte, daß sie eine sogenannte böse Sieben war, und daß ihr erster Mann, ein braver und fleißiger Landmann, mehr aus Gram und Verdruß über sein Weib, als an einer eigentlichen Krankheit verstorben war. Vergebens warf daher die bemittelte und gar nicht häßliche Wittwe ihre Netze nach einem rüstigen Freier aus; vergebens lud sie heirathslustige Bursche und Wittwer zu sich ein und tractirte sie auf's Beste; man ließ sich ihr Essen und Trinken wohl schmecken, man lachte und schäkerte mit ihr, aber Keiner biß an.

Das machte sie denn überaus verdrießlich; einen Mann mußte sie haben, schon deshalb, weil sonst ihre Wirthschaft gänzlich zu Grunde gehen würde, wenn sie sie ferner allein mit Knechten und Mägden bewirthschaftete.

Da traf es sich, daß eines Abends ein junger Krieger bei ihr einkehrte, der unter Heinrich dem Löwen gegen die Wenden gefochten hatte, nun aber, des kriegerischen Lebens und Treibens überdrüssig, das Heer dieses mächtigen Fürsten heimlich verlassen und den Weg nach der Heimath angetreten hatte. Des Weges nicht mehr ganz kundig, war er von Hamm, statt gerade aus nach seiner Vaterstadt Hamburg zu wandern, links in den Hammerbrook hineingerathen, denn es war schon spät am Abend und sehr finster, so daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte.

Bald schimmerte ihm ein Lichtlein entgegen, und seelenfroh, doch endlich wieder unter Menschen zu kommen, schritt er rüstig darauf zu. Es war das Haus der heirathslustigen Wittwe, vor dem er jetzt stand; er pochte an und bat um Einlaß, weil er, ein müder Wanderer, sich verirrt habe und für die Nacht ein schützendes Obdach suche. Lange stand man aus Furcht vor Dieben und Räubern an, ihm zu öffnen; als er aber mit Bitten und Betheuerungen nicht nachließ, daß er ein ehrlicher Mann sey und durchaus nichts Böses im Schilde führe, da öffnete sich ihm endlich die Thür und er trat in das Haus der Wittwe.

Caspar, so nannte sich der Krieger, war ein schöner rüstiger und hochgewachsener Mann, und seine kriegerische Kleidung konnte nur dazu beitragen, seine natürliche Schönheit noch mehr hervorzuheben. Mit sichtbarem Wohlgefallen

ruhten deshalb die Blicke der Wittwe auf ihrem nächtlichen Gaste, und sie, die ihm kurz zuvor nicht eirmal ihr Haus hatte öffnen wollen, war jetzt eifrig bemüht, ihm den Aufenthalt darin angenehm zu machen. Ein köstlicher geräucherter Schinken wurde von der Rauchkammer heruntergeholt und der Pfaffenschnitt desselben dem Gaste vorgesetzt; feines weißes Brodt, eine Kanne guten Braunbiers und ein Krug mit Meth vollendeten das nächtliche Mahl, und dieses Alles wurde noch durch die Freundlichkeit der Wirthin gewürzt, die den Hungrigen und Durstigen unaufhörlich mit süß tönenden Worten aufforderte, es sich gut schmecken zu lassen und um die Zeche unbekümmert zu seyn.

Caspar glaubte zu träumen, als es ihm so gut in dem fremden Hause erging; er rieb sich mehrere Male die Augen, als wolle er sehen, ob er auch wache, und sprach sein Erstaunen gegen die Wirthin unverholen aus.

„Das ist nicht mehr als Menschen- und Christenpflicht," versetzte sie bescheiden. „Freilich", fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, „freilich hättet Ihr bei manchem meiner Nachbarn wohl vergebens angeklopft, denn das sind meist harte, unchristliche Seelen, die für den Nächsten nie etwas übrig haben; aber mein seliger Mann, Gott schenke ihm die ewige Ruhe und Seligkeit! — mein seliger Mann und ich, wir haben es uns immer zum Gesetze gemacht, die Nächstenliebe zu üben und unser geringes Hab' und Gut mit Andern

zu theilen; und was wir auf dieſe Art weggaben, das hat Gott uns noch nie miſſen laſſen.“

„So ſeid Ihr Wittwe, liebe Frau?“ fragte der Krieger, ſeine Freude über dieſe willkommene Entdeckung kaum verbergen könnend.

„Ach ja, leider ſtarb mein guter Stephan — o, er war ein ſo lieber, braver Mann! (hier trocknete ſie ſich anſcheinend die Augen) — ſchon vor drei Jahren, und auf mir armem Weibe liegt ſeitdem die ganze Laſt der bedeutenden Wirthſchaft.“

„Da hättet Ihr wieder heirathen ſollen, wackre Frau,“ entgegnete der Krieger raſch; „ſo ein einſames Leben taugt nichts, beſonders in Euren Jahren.“

„Das ſagt Ihr wohl, beſter Herr,“ verſetzte ſie mit zu Boden geſenkten Blicken, „aber es läßt ſich ſo Etwas leichter ausſprechen, als in Ausführung bringen.“

„Nun, an Freiern konnte es ja doch Euch gewiß nicht fehlen, Frau, da Ihr hübſch, jung und obendrein begütert ſeyd.“

„Freilich, es hat ſich wohl mancher Freier angefunden, dem ich recht war, und der Gelüſten darnach trug, ſich warm zu betten; aber das Unglück wollte, daß mir bisjetzt noch keiner anſtand, und ich auch den Seligen noch immer nicht vergeſſen konnte, da habe ich denn alle dieſe Anträge zurückgewieſen, und werde lieber auch ferner noch einſam leben, ehe ich einen Mann nehme, der mir nicht gefällt.“

„Das ist vernünftig gesprochen," antwortete ihr der Krieger, „und ich sehe, daß Ihr nicht nur eine hübsche und fromme Frau, sondern zugleich auch eine kluge seyd."

Dieses Compliment gefiel unsrer Wittwe fast eben so sehr als der hübsche Krieger selbst, der seinerseits seinen guten Stern pries, der ihn vom richtigen Wege ab und gerade in dieses Haus zu der artigen und begüterten Wittwe geführt hatte. Er wußte recht gut, daß es ihm, dem schmucken Burschen, nicht schwer werden konnte, sein Glück bei den Frauen zu machen, und so war der Entschluß bald von ihm gefaßt, die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, aus einem armen Teufel ein wohlhabender ansäßiger Mann zu werden. Zudem gefiel auch die Wittwe seinen Augen gar wohl, noch mehr aber fast als ihre Gestalt, ihre Freundlichkeit und die Liebe die sie für ihren verstorbenen Mann an den Tag legte.

Nachdem er gehörig gegessen und getrunken hatte, führte ihn die Wirthin des Hauses in die Gaststube und wies ihm, unter Anwünschung einer guten Nacht, das weiche, mit saubern Lailaken bedeckte große Fremdenbett zur Ruhestätte an. Trotz seines am Tage gemachten starken Marsches aber schlief er nur wenig, denn immer sann er darüber nach, wie es ihm wohl gelingen möge, die Neigung der guten Wittwe zu gewinnen, und ihren Widerwillen gegen die zweite Ehe zu bebekämpfen.

Die Wittwe schlief auch nicht eben viel in dieser Nacht, denn der schmucke Krieger kam ihr nicht aus den Gedanken, und wenn sie daran dachte, daß er am nächsten Morgen fortwandern und sie ihn dann wohl niemals wiedersehen würde, mußte sie laut aufseufzen.

Caspar, der recht gut begriff, das man schnell sein müsse, wenn man ein solches Glück erhaschen wolle, hatte sich indeß schon einen Vorwand ausgedacht, um am nächsten Morgen das Haus der Wittwe nicht verlassen zu müssen, und so trat er, als er ihre Stimme bei Aubruch des Tages schon im Hause erschallen hörte, ziemlich stark hinkend aus seinem Kämmerlein auf den Flur hinaus.

„Was ist Euch, Herr Soldat?“ fragte sie ihn besorgt, als sie ihn so kümmerlich daher hinken sah.

„Liebe Frau,“ antwortete er, „ich habe mir gestern vermuthlich einen Dorn in den Fuß getreten, und die Bettwärme hat die kranke Stelle so entzündet, daß ich nicht ohne die allerheftigsten Schmerzen auftreten kann.“

„Da will ich Euch einen Kräuterumschlag bereiten,“ versetzte sie freundlich. „Nehmt Platz auf der Bank — denn das Stehen auf einem Beine dürfte Euch sauer werden — und wartet nur bis nach dem Morgenimbiß, denn dann will ich in's Feld hinaus gehen und die Kräuter pflücken, die Euch schon Linderung verschaffen sollen.“

„Ich könnte es mir nicht vergeben, Euch noch länger zur Last zu seyn, liebe Frau,“ nahm er das Wort; „seyd Ihr doch schon gütig genug gegen mich gewesen!“

„Ei was, Possen!“ versetzte sie lachend; „da, setzt Euch, und eßt und trinkt: es ist Euch gern gegönnt, Herr Soldat.“

„Das will ich gern thun, liebe Frau, auch schmerzt mein Fuß wirklich sehr; aber Ihr müßt mir gestatten, Euch für die gehabte Mühe nach Kräften zu entschädigen. So ganz arm bin ich denn doch noch nicht,“ fügte er selbstgefällig lächelnd hinzu, indem er zugleich aus seinem breiten ledernen Leibgurt ein Beutelchen hervorzog und die darin enthaltenen Silberstücke erklingen ließ, „und wenn Ihr mir erlauben wollt, was ich verzehren werde, zu bezahlen, dann bleibe ich gar zu gern noch einige Tage bei Euch. Bin schon weit genug in der Welt herum gewesen, Frau,“ fuhr er geschwätzig fort; „aber so gut wie hier habe ich es noch nirgends gefunden, und eine so hübsche, freundliche Wirthin gewiß und wahrhaftig an keinem andern Orte im ganzen deutschen Vaterlande.“

„Ihr seyd ein Schmeichler,“ versetzte die Wittwe und erröthete schier; „aber Euer Geld laßt nur stecken, denn das könnt Ihr noch sonst gebrauchen. Es ist ja hier keine Herberge, in der man für sein Geld zehrt!“

Um Dich mit unserer Geschichte nicht mehr aufzuhalten, als nöthig ist, freundlicher Leser, sagen wir Dir nur mit kurzen Worten, daß unser Caspar nicht nur noch mehrere Tage, sondern für immer im Hause der Wittwe blieb, und daß es bald in der Umgegend hieß, diese habe denn doch endlich einen Freier gefunden, und zwar einen ganz schmucken, ansehnlichen, und obendrein einen tapfern Kriegsmann, der unter Heinrich dem Löwen gegen die Wenden gefochten.

Dem war wirklich so: Caspar faßte sich endlich ein Herz, erklärte der Wittwe mit zierlichen, wohlgesetzten Worten, daß die Liebe ihm einen Streich gespielt habe und er nicht mehr von ihr scheiden könne, ohne für Zeitlebens ein unglücklicher Mann zu werden: sie möge daher Erbarmen mit ihm haben und ihm ihre Hand reichen. Mit dem Dorn im Fuße sey es nichts, und dieses nur ein Vorgeben von ihm gewesen, um noch länger bei ihr zu bleiben; aber im Herzen stecke ihm gewiß und wahrhaftig ein Dorn, den nur sie herauszuziehen vermöge, indem sie seine Liebe nicht verschmähe.

Der Handel war bald geschlossen, da die Wittwe gleichfalls keinen sehnlichern Wunsch hegte, als den schmucken Krieger für immer bei sich zu behalten, und so waren beide Theile gleich zufrieden mit der Wendung, die die Sache genommen hatte. Die Wittwe stellte jetzt ihren Bräutigam den Nachbarn und Bekannten nicht ohne einigen Stolz vor und liebte

es, sich an Sonn- und Festtagen an seiner Seite an öffentlichen Orten zu zeigen, auch durfte sie wahrhaftig nicht über den Freier erröthen, der so stattlich als nur irgend möglich war.

Caspar, der keinen sehnlichern Wunsch hegte, als recht bald auf immer in den Besitz seiner geliebten Ursula — denn dieses war ihr Taufname — zu kommen, suchte die Anstalten zur Hochzeit auf alle Weise zu beschleunigen; aber Ursula wollte einmal an diesem ihrem Ehrentage den Nachbarn und Verwandten, besonders aber allen denen, die früher ihren Besitz verschmäht hatten, einen rechten Aerger bereiten, und so sollte ihre Hochzeit mit einem Aufwande und einem Glanze gefeiert werden, wie noch keine je zuvor unter den Landleuten im Hammerbrook und der Umgegend.

Kälber wurden zu diesem Zwecke gemästet; Gänse genudelt, Hühner und Tauben so fett gemacht, daß sie schier nur noch watscheln konnten. Das beste Korn wurde vorab genommen und zum Mahlen und Beuteln in die Mühle gesandt, um hernach Kuchen und leckeres Weißbrodt davon backen zu können. Der beste alte Meth, welcher seit Jahren in wohl verpichten Krügen im Keller gestanden hatte, wurde hervorgeholt, und ein Bier braute man von Gerste, das so stark und braun war, wie englischer Porter, und dabei so süß von Geschmack, wie die Braunschweiger Mumme.

Das ganze Haus wurde fast um und um gekehrt, so malte, scheuerte und wirthschaftete man darin, und die Glas-

scheiben glänzten schier wie Spiegel. Alle Leinewand wurde nochmals gebükt, gebleicht und gerollt, und glich dem eben gefallenen Schnee; kurz, man kam fast nicht zu Athem vor Wirthschaften und Scheuern und Poliren im Hause Frau Ursula's. Dann mußte der Stadtschneider kommen, derselbe, der für die reichsten und vornehmsten Leute in Hamburg die Kleider verfertigte, und Frau Ursula und ihrem Bräutigam das Maaß zu neuen Hochzeitskleidern nehmen, an denen, so hatte die glückliche Braut es befohlen, nichts gespart werden sollte, „weder Sammt noch Seide," wie sie sich ausdrückte.

Freilich verursachte diese Pracht und Herrlichkeit bedeutende Kosten, bedeutendere, als ihr Vermögen es eigentlich gestattete; aber es galt, ihren Nachbarn, oder wie sie sie nannte: „ihren Neidern und Feinden," einmal einen recht großen Aerger und Verdruß zu bereiten, und zur Erreichung dieses edlen Zweckes war ihr kein Opfer zu groß. „Auch können wir hernach ja wieder sparen und arbeiten," sagte sie sich zu ihrer eigenen Beruhigung, wenn ihr doch ein wenig bang um's Herz wegen der großen Verschwendung wurde.

Endlich war der Hochzeitstag bestimmt: die Kälber, Gänse, Hühner und Tauben waren geschlachtet, Brodt und Kuchen gebacken, der köstliche Meth in neue glänzende Krüge gefüllt, das Bier gebraut, die Wäsche gebleicht, die Stuben gescheuert, die Hochzeitkleider für das angehende Ehepaar vom

Schneider zurückgekommen, die Gäste eingeladen und das Pfäfflein zur Trauung bestellt.

Da fiel es Ursula mit Schrecken ein, daß sie noch vergessen habe, für glänzende Leuchter, die Abends auf der Tafel prangen sollten, zu sorgen; aber wovon auch noch diese Ausgabe bestreiten, da fast all ihr Hab' und Gut schon zur Ausrichtung der Hochzeit darauf gegangen war? Die Sache machte ihr schwere Sorgen, bis ihr einfiel, sie könne ja solche Leuchter wohl von ihrer frühern Bekanntin leihen, die Kastellanin auf der Burg eines reichen Ritters war, denn bei einem Besuche auf jener Burg hatte sie mehrere sehr schöne und schwere silberne Armleuchter gesehen, die der Ritter auf seinen Kriegszügen mit Adolph II., Grafen von Schauenburg, erbeutet haben mochte. Sie begab sich also den Tag vor ihrer Hochzeit zu jener Kastellanin und legte derselben ihr Anliegen an's Herz. Sie fand um so williger Gehör damit, da eben die Herrschaft nicht anwesend in der Burg war, nur mußte sie ihrer Freundin Beate das feierliche Versprechen geben, am Tage nach der Hochzeit die kostbaren Leuchter wieder zurück zu stellen, damit diese durch ihre Gutmüthigkeit nicht etwa gar in Ungelegenheiten käme, falls die Herrschaft zurückkehrte und zu irgend einer festlichen Gelegenheit der Leuchter bedürfen sollte.

Mit welchen heiligen Eiden und Versicherungen schied unsre glückliche Ursula, der ja nun kaum ein Wunsch mehr

übrig blieb, nicht von ihrer Freundin! Wie oft wiederholte sie derselben nicht, daß am Tag nach der Hochzeit die Sonne nicht untergehen sollte, ohne daß sie ihr mit allem Dank die geliehenen Armleuchter wieder zugestellt haben würde. Beate, selbst redlich und eine Frau von Wort, traute ihr gänzlich, packte die Leuchter — es waren deren sechs — in einen grossen Korb und gab ihr sogar einen der Knechte aus der Burg mit, der ihr denselben tragen helfen sollte, weil die Last für sie allein zu groß war.

Der Hochzeitstag war nun da, und Ursula eben beschäftigt, die Kerzen auf die prächtigen silbernen Armleuchter zu stecken, als sie mit Schrecken bemerkte, daß sie nur funfzehn, statt achtzehn Wachskerzen habe, denn jeder der Armleuchter hatte drei Arme, folglich bedurfte sie auch der letztern Anzahl, um alle gehörig zu besetzen. Was nun anfangen? Es war bereits zu spät, noch mehr Kerzen aus der Stadt holen zu lassen, auch war ihr das Geld zu einem neuen Ankauf gänzlich ausgegangen; es blieb ihr also nichts übrig, als einen der sechs Armleuchter zurückzustellen und nur mit fünfen zu paradiren. Sie legte daher den einen Leuchter behutsam in ihre Lade, schloß diese zu und steckte den Schlüssel sorgfältig in die Tasche, denn Keiner durfte ja ahnen, daß es ihr an Wachskerzen zu dem sechsten Leuchter gefehlt habe.

Nicht will ich es versuchen Dir, geliebter Leser! die Pracht und Herrlichkeit dieser Hochzeit, noch das viele gute Essen zu beschreiben, womit die wirklich fast vor Neid berstenden Gäste bewirthet wurden. Mancher, der früher die merklichen Anträge der Wittwe kalt zurückgewiesen hatte, dachte an diesem Tage denn doch bei sich selbst: „Hätte ich gewußt, daß sie so reich wäre, so würde ich's doch mit ihr versucht haben, trotz dem, daß sie 'ne böse Sieben ist und den armen Stephan zu Tode gequält hat, wie Jedermann weiß. Nun geht so ein armer Schlucker mit dem schönen Erbtheil davon und ich, Narr, habe das Nachsehen!"

Wiederum dachten die jungen Mädchen und Wittwen, indem sie seufzend auf den schmucken, reich ausstaffirten Bräutigam sahen: „Wie ist doch die böse Ursel in allen Stücken so glücklich! Erst hat der reiche Stephan sie, das arme, nackte Ding, ihrer hübschen Larve wegen gefreit, und nun der todt ist, krigt sie gar den so schönen und rüstigen Mann — dazu 'nen tapfern Krieger — wie es zehn Meilen in der Runde keinen einzigen mehr giebt: o, was ist die böse Ursel doch glücklich!"

Wieder Andere beneideten sie um ihre kostbaren Kleider, um die fetten Kälber und Gänse, das feine weiße Tischtuch und mehr noch um die Pracht der silbernen Armleuchter, die man noch nie so schön gesehen hatte; nur wunderte man sich freilich, daß deren nur fünfe und nicht ein volles Halbdutzend

wären; aber nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung zu fragen, wagte man nicht, weil das ja nicht höflich gewesen wäre.

Gegen Abend langten auch noch die Spielleute an und jetzt ging's an ein Tanzen, daß es Art und Schick hatte, und wer von dem schmucken Bräutigam der Frau Ursel aufgefordert wurde, die konnte des Tanzens gar nicht satt werden. So ging's in lauter Lust und Freude bis zum nächsten Morgen fort, und erst als die Sonne ziemlich hoch stand, trennten sich die Gäste, versichernd, daß sie noch nie eine so glänzende und lustige Hochzeit erlebt hätten, als die der Frau Ursel und des schönen und tapfern Caspar.

Erst spät gegen Abend am Tage nach der Hochzeit gedachte die glückliche Ursula des ihrer Freundin gegebenen Versprechens, die silbernen Armleuchter gleich zurückgeben zu wollen; aber da die Dunkelheit bereits anbrach, konnte sie für diesen Tag nicht mehr daran denken, ihr Wort einzulösen, und so beschloß sie, es am folgenden Morgen in aller Frühe zu thun, indem sie ihren jungen Mann damit zu Beaten schicken wollte, die denn doch auch ihren hübschen und rüstigen jungen Mann sehen und sie um ihr Glück beneiden mußte. In der Eile des Einpackens vergaß sie aber den einen Leuchter, den sie in ihre Lade gelegt hatte, und sandte Caspar nur mit fünfen zu Beaten.

„Was ist das?“ sagte diese, als sie den Korb öffnete und nur fünf Leuchter darin fand; „ich habe Eurer Frau sechs Leuchter geliehen und sie schickt mir jetzt nur fünf zurück? Ihr könnt doch nicht etwa gar den einen fehlenden daraus verloren haben, Herr Caspar?“

„Das ist nicht möglich,“ versetzte dieser, „da mein Weib die Leuchter so gut eingepackt und den Korb obendrein mit einem Tuche zugebunden hat. Aber besinnt Euch nur recht, Frau Beate, Ihr werdet uns zu unserer Hochzeit nicht mehr denn fünf Leuchter geliehen haben, denn ich kann es beschwören, daß wir deren nicht mehr auf unserer Tafel und beim Tanze gehabt.“

„Was redet Ihr, Caspar?!“ rief Beate erbleichend: „nicht mehr als fünf Leuchter, sagt Ihr, und doch kann ich beim Kreuze und den Wunden unsers Erlösers darauf schwören, daß ich der Ursula alle sechs gegeben und sie ihr sogar zugezählt habe. Ihr wollt mich doch nicht etwa unglücklich machen, indem Ihr mir den Leuchter unter dem Vorgeben vorenthaltet, nur fünf von mir erhalten zu haben?“

„Ihr solltet mich schier mit Eurem abscheulichen Verdachte böse machen, Frau Beate,“ versetzte Caspar ärgerlich; „kurz und gut, wir haben nur fünf silberne Leuchter von Euch erhalten, die sind da, nebst unserm Dank für Eure Gefälligkeit, und somit Gott befohlen.“

„Herr Caspar! Herr Caspar! um Gott flehe ich Euch an, mich armes Weib nicht in solcher Verzweiflung zurückzulassen!“ flehte Beate, ihn am Wams festhaltend. „Ich habe eine gar strenge Herrschaft, und entdeckt sie, daß der Leuchter durch meine Schuld verloren gegangen ist, so bin ich eine unglückliche Frau; ja, es würde mir wohl gar den Tod bringen, wenn ich ihn nicht wiederschaffte.“

„Ihr dauert mich, arme Beate,“ versetzte Caspar gutmüthig, „und wenn Ihr so fest davon überzeugt seid, meiner lieben Ursel sechs Leuchter gegeben zu haben, so wird sich der sechste vielleicht noch in unserm Hause finden, und mein gutes Weib hat nur vergessen, ihn mit einzupacken; in dem Falle bin ich in einigen Stunden wieder bei Euch, um ihn Euch mit allem Dank wieder zuzustellen, denn da sei Gott vor, daß wir uns mit anderer Leute Geld und Gut zu bereichern suchten!“

„Das ist mein letzter Trost!“ rief Beate. „Ja, geht nur, Caspar, und Ihr werdet von Eurer Ursel selbst hören, daß ich ihr sechs Leuchter gab; geht, und seid bald mit dem fehlenden wieder hier, damit die Angst mich nicht schier tödte!“

Caspar machte sich eiligst auf den Weg, denn er hatte das größte Mitleid mit der armen Beate, die ja in Gefahr stand, des Diebstahls von ihrer Herrschaft angeklagt und aufs Härteste bestraft zu werden, wenn der Leuchter nicht wieder herbeigeschafft würde.

Indeß hatte Urſel daheim genug zu ſchaffen mit Aufräumen und Wegpacken der zur Hochzeit gehörigen Sachen, und ſo fiel ihr denn bald der in die Lade gelegte Leuchter in die Augen, indem ſie dieſe aufſchloß, um das feine Leinenzeug hineinzulegen.

Sieh! dachte ſie bei ſich, da habe ich doch den einen noch vergeſſen; das koſtet dem armen Caspar einen zweiten Weg. — Aber, flüſterte der Teufel ihr in's Ohr, iſt es denn nöthig dieſen Leuchter auch noch zurückzugeben? Er iſt von Silber und gar ſchwer, es ſteckt ein gut Stück Geld darin, und das könnte dir gerade jetzt eben recht kommen, da die Hochzeit all dein baares Geld, und mehr noch, verſchlungen hat. Der Caspar könnte dich wohl gar verachten, wenn er erführe, daß du dich weit reicher gemacht haſt, als du es in der That biſt. — Wer weiß denn darum, als die Beate? und wird mein Nein nicht eben ſo viel gelten, als ihr Ja? — „Ei, du wärſt ja eine große Thörin, Urſel, wenn du dieſen Zufall nicht zu deinem Vortheile benutzeſt!“ ſagte ſie bei ſich. „Es iſt kein Menſch in dieſem Augenblick im Hauſe, als du: Caspar iſt mit den andern Leuchtern zu Beaten und die Knechte und Mägde ſind beim Heuen im Felde; ein gutes Feuer brennt auf dem Heerde; alſo geſchwind den Leuchter hineingeworfen, damit er ſchmelze und zu einem Klumpen Silber werde, den du hernach gut verkaufen kannſt. Es wird nicht Hund noch Hahn darnach krähen, und dir iſt geholfen, für immer geholfen!“

Mit diesen Worten nahm Ursel den silbernen Leuchter und warf ihn ohne Bedenken in die lodernde Flamme des Heerdes, die sie durch Blasen und dazu gelegte Holzscheite noch vermehrte. Es dauerte nicht lange, so begann der Leuchter zu schmelzen und bald war nur noch ein kleines, kleines Stückchen davon übrig — jetzt gar nichts mehr. Ursel, die ihre Absicht so gut erreicht hatte, nahm die Holzbrände von der Schmelzstelle weg, goß Wasser auf die noch glimmenden Kohlen und entdeckte jetzt zu ihrer großen Freude in der Asche einen Silberklumpen, den sie sorgfältig mit der Zange herausnahm, im kalten Brunnen-Wasser abkühlen ließ und ihn dann, nachdem sie die Asche noch genau untersucht hatte, ob auch nichts zurückgeblieben, oben auf den Boden trug, und unter das Stroh steckte, womit das Dach des Hauses gedeckt war.

Keiner hatte gesehen, was die Elende gethan! Keiner? — Gott doch! —

Sie hatte kaum wieder das Feuer auf dem Heerde angezündet und alle Spuren ihres Verbrechens sorgfältig vertilgt, als Caspar mit umwölkter Stirn zu ihr eintrat und ihr mittheilte, was ihm bei Beaten begegnet war, und daß diese einen sechsten Leuchter von ihnen zurückfordere. „Die Unverschämte! die Lügnerin!“ rief Ursula mit verstelltem Zorne, „sollte sie nicht gar ehrliche Leute zu Dieben und Betrügern machen? Wie, sechs Leuchter hätte sie mir geliehen? sechs?

und weshalb hätte ich denn wohl nur fünf an unserm Ehrenfeste aufgestellt, Caspar?“

„Das Alles sagte ich ihr auch schon,“ versetzte dieser; „aber sie schwört bei Gott und allen Heiligen, Dir sechs Leuchter gegeben zu haben; die Sache ist auf jeden Fall ärgerlich, liebes Weib, und wird, wenn sie unter die Leute kömmt, uns in einen bösen Leumund bringen.“

„Da,“ sagte Ursel schnell entschlossen, „da Caspar, sind alle Schlüssel zu unsern Schränken, Kisten und Kasten, und nun bitte ich Dich, selbst Alles genau zu durchsuchen, damit ich wenigstens vor Deinen Augen gerechtfertigt dastehe; dann mag die schändliche Beate so viel schreien, als sie will, die böse Welt mich verläumden, so viel ihr beliebt, ich kann's nicht wehren, und werde mich darüber hinwegsetzen.“

Caspar, nicht weil er ein Mißtrauen in Ursel setzte, sondern weil er glaubte, daß diese sich doch vielleicht geirrt und der Leuchter sich irgendwo versteckt haben möge, durchsuchte nicht nur Schränke und Kasten, sondern auch jeden Winkel des Hauses; aber begreiflicherweise fand er das Vermißte nicht.

„Die arme Beate!“ sagte er jetzt; „der Leuchter ist nicht da, wie wird's ihr nun ergehen? Er muß ihr auf eine andere Weise weggekommen sein!“

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, so war Beate, von ihrer Herzensangst ihm nachgetrieben, auch schon da, und

athemlos rief sie: „Ursel, beste Ursel, den Leuchter, ich bitte ich beschwöre Euch, den Leuchter!“

„Ist das Weib toll?“ schrie Ursel mit verstelltem Zorn. „Caspar, zeige, daß Du Herrn in Deinem Hause bist und schaffe mir die Wahnsinnige vom Halse: was will sie mit ihrem Leuchter? Fünf hat sie mir geliehen, und fünf habe ich ihr wieder geschickt, nicht wahr Caspar, Du hast sie ihr alle fünf wieder gebracht?“

„Fünf, ja fünf erhielt ich freilich wieder,“ rief Beate händeringend, „aber den sechsten nicht! Um Gottes Barmherzigkeit, um Eurer Sterbestunde willen, Ursel, macht mich nicht unglücklich! Den Leuchter, den sechsten Leuchter gebt mir wieder!“ Sie war bei diesen Worten zu Ursels Füßen niedergefallen und umklammerte in ihrer Herzensangst die Kniee derselben, indem sie noch immer um die Rückgabe des Leuchters flehte; aber mit einem Fußtritte stieß die Hartherzige sie zurück und gab ihr alle nur erdenklichen Schimpfnamen, indem sie sie bald eine Lügnerin, bald eine Wahnsinnige, bald eine schamlose Betrügerin nannte.

Caspar war wie betäubt von dem Auftritte; er hatte blutigen Schlachten mit beigewohnt und wohl hundert Mal den Tod vor Augen gehabt, so aber war ihm noch nie zu Sinne gewesen, als jetzt. Er wußte nicht, was er denken, was er glauben, wem glauben sollte? Sah er auf Beaten, die in der höchsten Verzweiflung, wie ein Wurm gekrümmt,

bald ihm, bald Urſula zu Füßen lag und immer wieder: „den Leuchter! den Leuchter! oder ich bin verloren!“ ſchrie, ſo glaubte er, daß es nicht möglich ſey, daß ſie ſich aus Verſtellung ſo gebehrdete; ſah er dann wieder auf Urſel und hörte die kecken Scheltworte derſelben, ſo konnte ſein gutes, redliches Herz an ſo viel Schlechtigkeit und Bosheit nicht glauben, als dazu gehört hätte, eine Unglückliche dermaßen zu betrüben, ſie ſolchem Elende, ſolcher Verzweiflung preiszugeben; kurz, er wußte nicht, woran er war und ſeine eigene Lage kam ihm in dieſem Augenblick ſo ſchrecklich vor, daß er ſich tauſend Meilen entfernt von dieſem Auftritte gewünſcht hätte.

Endlich, als Beate ſah, daß nichts das Herz ihrer böſen Feindin zu rühren vermogte, erhob ſie ſich vom Boden und ſagte: „Eure Schändlichkeit iſt mein Tod, Urſula, denn mein ſtrenger Gebieter würde mich der Untreue bezüchtigen und ich durch Henkershand für meine Unvorſichtigkeit büßen müſſen. So komme denn mein unſchuldig vergoſſenes Blut über Euch, Verruchte! und der Leuchter, den Ihr mir jetzt aus ſchändlicher Habſucht vorenthaltet, er bringe Euch weder Segen noch Gedeihen, ſondern wachſe nach Eurem Tode an Euer Haupt, und wie ein abſchreckendes Geſpenſt wandelt damit umher, bis zum jüngſten Tage! Leuchtet damit um die ſchauerliche Stunde der Mitternacht, beſonders allen Denen,

die, wie Ihr, auf böſen Wegen wandeln! Dies iſt der Fluch, den ich unſchuldig Ermordete auf Euer Haupt herabrufe; Gott aber ſey meiner armen Seele gnädig!“ Mit dieſen Worten eilte die Unglückliche aus dem Hauſe, nach dem Hofe hinaus, wo ein tiefer Brunnen ſtand, in den ſie ſich in der Verzweiflung ihres Herzens und aus Furcht vor einem ſchimpflichern Tode ſtürzte.

Caspar, der ſie in den Brunnen ſpringen ſah, wollte ſie von dieſer That des Entſetzens zurückhalten, aber ach! er kam zu ſpät, und als man die Unglückliche endlich wieder herauszog, war jede Spur von Leben in ihr erloſchen. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als ſie begraben zu laſſen; da ſie aber eine Selbſtmörderin war, konnte ſie nicht unter andern chriſtlichen Leichen auf dem geweihten Friedhofe ruhen, ſondern wurde in einem einſamen Winkel am Kreuzwege begraben. Zum Erſtaunen Vieler, die wußten, daß eine Selbſtmörderin an dieſem Orte begraben lag, wuchs aber auf ihrem Grabe ein weißer Roſenſtock, der jedes Jahr herrlich blühte und von dem man nicht wußte, wie er dahingekommen. Viele, die dieſen Roſenſtock ſahen, dachten aber bei ſich: die darunter ruht mag wohl weit mehr unglücklich, als ſchuldig geweſen ſeyn, und ſprachen dann, ſtill und ſinnend fürbaß wandernd, ein Gebet für die Erlöſung der armen Seele.

Von diesem Augenblick an hatte aber die böse Ursel weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe, und schon während ihres Lebens ging der gegen sie von der Unglücklichen Beate ausgesprochene Fluch an ihr in Erfüllung. Nachts, wenn sie einzuschlafen versuchte, war es ihr, als träte Beatens Schatten vor ihr Lager und riefe noch immer händeringend: „Den Leuchter! den Leuchter! ich muß ihn wieder haben!“ Dann fuhr sie empor, blickte wild um sich, wehrte den vermeinten Schatten mit der Hand von sich ab und stöhnte so laut und schmerzlich, daß Caspar davon erwachte und sie fragte, was ihr denn eigentlich sei? und weshalb sie nicht einmal bei Nachtzeit Ruhe fände? Sie aber brach in Thränen aus, blieb ihm die Antwort schuldig und zog die Decke fest über sich, um das Gespenst nur nicht mehr zu sehen.

Bei Tage war sie dann immer müde, traurig und träumerisch, weil sie die Nacht über nicht geschlafen hatte, und hatte sie bei Lebzeiten ihres ersten Mannes schon die böse Sieben geheißen, so war sie jetzt sowohl gegen ihren Mann, als gegen ihre Leute, ein wahrer Teufel. Den armen Caspar wandelte nachgerade die bitterste Reue an, diese Verbindung geschlossen zu haben und täglich und stündlich sagte er sich: „Nein, das ist nicht länger auszuhalten, und tausendmal lieber wäre ich im dichtesten Kampfgewühl, und tausendmal lieber stünde ich den grausamen und heidnischen Wenden wieder gegenüber, als diesem bösen Weibe!“ So reifte denn bereits

nach und nach der Entschluß in ihm, lieber Haus und Hof zu meiden, als noch länger mit Ursel zusammen zu leben. Wie dieser Vorsatz endlich zur Ausführung kam, soll Dir, lieber Leser! nachstehend gezeigt werden.

Ursel, die in der beständigen Furcht lebte, daß ihr Verbrechen doch endlich noch an den Tag käme, obgleich Beate bereits längst den Todesschlaf schlief, hatte es noch immer nicht gewagt, das unter dem Strohdach versteckte Silber hervorzunehmen und zum Verkaufe zur Stadt zu tragen: so hatte also ihre böse That ihr noch nicht einmal die gewünschte Frucht getragen!

Es war jetzt Herbst geworden und die furchtbaren Stürme, welche sich um diese Jahreszeit in unsern Gegenden einzufinden pflegen, fingen bereits an, ihre Wuth zu zeigen. In der Nacht vom letzten October zum ersten November glaubte man jedoch in Hamburg, daß die Welt vergehen würde, denn einen solchen Orkan erinnerten sich selbst die allerältesten Greise nicht erlebt zu haben. Der Nordostwind pfiff und heulte dermaßen durch die Rauchfänge, daß man die klagenden und wimmernden Stimmen von tausend abgeschiedenen Geistern zu hören glaubte; die steinalten Eichbäume knarrten, und ihre starken Wipfel wurden dermaßen von der Windsbraut hin und her gebogen, daß man jeden Augenblick hätte glauben sollen, daß sie abbrechen würden. Krähen, Raben und Käuzchen, aus ihren Nestern und Winkeln aufgescheucht,

flohen mit lautem Klaggeschrei nach schützenden Orten hin; die Pferde im Stalle wieherten laut und scharrten den Boden unheimlich mit ihren Hufen auf; manche rissen sich auch von ihrer Krippe los, durchbrachen das Gehege und liefen mit flammenden Blicken umher, wild mit dem Hinterfuß ausschlagend, wenn sich ein Mensch ihnen nähern und sie wieder in den Stall zurückbringen wollte.

„Welch ein Wetter!“ rief Caspar, sich vor Grauen schüttelnd, obgleich er ja sonst ein so beherzter Mann war; „welch ein Wetter! Ist's doch, als ob Himmel und Erde vergehen sollten und der jüngste Tag da wäre!“

Ursel antwortete ihm nicht, denn sie hatte sich, wie ein Espenlaub an allen Gliedern zitternd, in einen Winkel hinter den Ofen gedrückt und hielt sich beide Ohren zu, weil sie auch jetzt durch den Schornstein immer die Stimme Beatens und die Worte zu hören glaubte: „Gieb mir den Leuchter! ich muß den Leuchter haben!“

Da setzte der Sturm furchtbarer noch denn zuvor an; draußen wurde eine Eiche mit den Wurzeln aus dem Erdreich gerissen, und auf dem Boden des Hauses entstand ein schreckliches Poltern und Krachen, so daß Caspar unwillkürlich die Hände faltete und betend auf seine Knie niedersank. Ein scharfer Luftzug drang durch das Haus; die noch auf dem Heerde lodernde Flamme erlosch, die Lampe ging aus und eine tiefe Finsterniß herrschte im Hause.

„Urſel!“ rief jetzt Caspar, der ſein Weib ächzen und wimmern hörte, „Urſel, komm aus Deinem Winkel hervor und ſchaffe mir die Laterne, damit ich ſehe, was es oben giebt; ich fürchte, die Windsbraut hat uns das ganze Dach abgedeckt und wir ſind uns unſers Lebens wohl nicht mehr ſicher im Hauſe.“ Sie aber antwortete ihm nicht, denn Furcht und Schrecken hatten ſie völlig betäubt. Er blies alſo einen Kienſpan an den noch ſchwach glimmenden Kohlen des Heerdes an, ſuchte die Stallleuchte und zündete das darin befindliche Lichtſtümpfchen, wiewohl nur mit großer Mühe, an, da ein ſo ſtarker Zug im Hauſe ging; dann ſetzte er die Leiter an und eilte mit der Hornleuchte auf den Boden hinauf.

Er hatte ſich nicht in ſeinen Vermuthungen über das Vorgefallene getäuſcht: das ganze Dach war abgedeckt und die das Stroh haltenden Sparren und Latten lagen entweder zerbrochen am Boden oder hingen, von den großen Holzpflöcken noch etwas gehalten, von dem Gebälke herab. Das Erſte jedoch, was unſerm Caspar in die Augen fiel, war ein hellglänzender Metallklumpen, der ihm gerade vor den Füßen lag, als er den Boden betreten hatte. „Was iſt denn das?“ ſagte er bei ſich und hob den Klumpen auf: „iſt es nicht gar Silber, was da liegt?“ Bei dieſen Worten ſchoß eine ſeltſame, beklemmende Ahnung durch ſein Herz: wie, wenn dies das Silber wäre, aus dem der Leuchter beſtanden, um

deſſentwillen die arme Beate ſich den Tod gegeben hatte, weil ſie dem durch Henkershand entgehen wollte? Lange ſtand er wie betäubt da; dann raffte er das Silber auf, ſtieg eiligſt die Leiter wieder hinunter und mit funkelnden Blicken vor Urſel hintretend, donnerte er ihr die Worte entgegen: „Geſtehe jetzt Dein Verbrechen, Weib! denn Gott der Herr ſelbſt hat es an's Licht gezogen: Du haſt Beaten den Leuchter geſtohlen und dieſen, um die Entdeckung Deiner Schandthat zu verhindern, eingeſchmolzen!“

„Wehe! Wehe!“ wimmerte ſie, und ſank ihm zu Füßen; „vergieb mir, Caspar, vergieb mir meine Schuld, bin ich doch ſo ſchon elend genug, da die Ermordete ſich allnächtlich vor mein Lager ſtellt und mir mein Verbrechen vorhält!“

„Alſo doch!?“ rief er, und das Haar ſträubte ſich auf ſeinem Haupte empor; „doch! ich fürchtete es, aber konnte es nicht glauben!“ Dann langte er ſeine Waffen, ſeine frühere Kleidung, die er zum Andenken an ſeine kriegeriſchen Jahre ſorgfältig aufgehoben hatte, aus dem Schranke hervor, legte beides ſtillſchweigend an, warf noch einen zürnenden Blick auf ſein Weib und ſagte: „Mich ſiehſt Du niemals wieder, denn an der Seite einer Mörderin kann und mag ich nicht leben.“

Er eilte von dannen, Keiner wußte, wohin er gegangen, Keiner hörte je wieder etwas von ihm.

Dieſer Schlag traf das Herz der Verbrecherin vollends; denn ſo ſchlecht ſie den armen Caspar auch oft behandelt, ſo hing ſie ihm doch mit einer ſolchen Leidenſchaft an, daß ſeine Entfernung ihr Tod ſeyn mußte. Einige Zeit hindurch hoffte ſie noch, daß er zurückkehren würde; als aber ein Monat nach dem andern verſtrich, ohne daß er kam, da erfaßte eine wilde Verzweiflung die Unglückſelige und ſie ſtürzte ſich eines Abends in eben den Brunnen, worin die arme Beate den Tod gefunden hatte. Erſt ſpät fand man die ſchon in Verweſung übergegangene Leiche, und auch ſie wurde nicht in geweihter Erde, ſondern in einem moraſtigen Winkel des Hammerbrooks begraben. Ein Dornſtrauch wuchs auf ihrem Grabe empor.

Seit dem Tode der böſen Urſel erblicken nächtliche Wanderer, beſonders ſolche, die auf laſterhaften Wegen gehen, das Leuchtenweib. Es iſt ein abſchreckend-häßliches Geſpenſt, das auf dem Kopfe einen großen ſilbernen Leuchter trägt, aus dem eine bald blaue, bald röthliche Flamme hervorzüngelt, und das Geſicht des Nachtgeſpenſtes auf eine ſchauerliche Weiſe erleuchtet. Wenn Derjenige, welcher das Leuchtenweib erblickt, an zu fluchen fängt, kommt es ihm immer näher und rückt ihm endlich ſo nahe auf den Leib, daß er vor Angſt nicht weiß, wohin, und lieber in den nahen Sumpf oder Graben ſpringt, als dieſe abſcheuliche Nähe noch länger duldet.

Sagt der das Geſpenſt Erblickende aber ein Gebet her, ſo entflieht das Leuchtenweib heulend, und iſt bald gänzlich ſeinen Blicken entſchwunden.

Noch heutigen Tags wird es ſowohl im Hammerbrook als in der Vorſtadt und auf dem Deiche bei Nachtzeiten geſehen, denn nach dem gegen ſie ausgeſprochenen Fluche der armen Beate, ſoll Urſel ja bis zum jüngſten Tage, zur Warnung und Abſchreckung für Andere, ſo umherwandeln.

Es ſoll noch nicht gar lange her ſein, als ſieben luſtige Brüder, die den ganzen Abend hindurch im „rothen Rock“, einem Wirthshauſe in der Vorſtadt, gezecht und gelärmt hatten, das Leuchtenweib erblickten. Sie gingen ſingend und jubelnd und mancherlei ſchlechte Späße treibend, der Kirchen-Allee zu, an den Ruheſtätten der Todten vorüber. Die Nacht war ſtockfinſter und ſternenlos, man konnte nicht Hand vor Augen ſehen und die luſtigen Brüder erkannten ſich nur an den Stimmen. Da, als ſie eben bei dem Kreuze von Eiſen vorübergekommen waren, das am Ausgange der Kirchen-Allee ſteht, ſtolperte der Eine von ihnen und fiel zu Boden. Voll Verdruß über dieſen Unfall rief er:

„Ei, ſo wollt' ich doch, daß der Teufel mit ſeinen feurigen Augen, oder das Leuchtenweib bei mir wäre!“

In demſelben Augenblick ſtand auch das Weib da; die ſechs Geſellen liefen voll Entſetzen weg, der ſiebente aber wurde, als er ſich eben aufrichten und gleichfalls davon laufen wollte, wieder durch einen Schlag zu Boden geworfen, und als man am andern Morgen nach ihm ſuchte, fand man ihn todt am Eingange der Kirchen-Allee. Auf der Stirn waren mehrere rothe und blaue Flecke, vermuthlich da, wo er den Schlag bekommen hatte. Als man ſie genauer betrachtete, bildeten die Flecke die Form eines Leuchters. Seine Kleider waren ihm auf dem Leibe verbrannt und rochen ſtark nach Schwefel, auch hatte er eine Menge ſchwarzer Stellen, wie von Brandwunden, am Körper. So übt denn das Leuchtenweib noch immer ſeine Tücke, und auf dem Deich, ſowie auf dem Hammerbrook, in der Vorſtadt St. Georg und an andern umliegenden Orten gibt es wenige Leute, die nicht darauf leben und ſterben würden, es ſchon einmal in ihrem Leben geſehen zu haben.

Gedruckt bei Friedrich Wilhelm Chriſtian Menck.

Sagenbibliothek.

(Heft II.)

II.

Die Erbauung der Domkirche in Lübeck.

Legende.

1.

Schon hatte Karl der Große, König der Franken und Kaiser des Abendlandes oder Occidents, die Welt mit seinem Namen und seinem Ruhme erfüllt und den seiner gleichfalls hochgepriesenen Vorfahren, Karl Martel's, der sein Großvater, und Pipin's des Kleinen, der sein Vater war, verdunkelt, als dieser damals allmächtige Monarch auf den Einfall kam, auch die Sachsen, ein heidnisches, aber tapferes und kriegslustiges Volk, zu unterjochen.

Die Sachsen hatten damals Holstein und Westphalen, oder den Strich zwischen der Weser und Elbe inne. Sie waren, wie schon angeführt worden, ein heidnisches, kriegerisches und umherstreifendes Volk, das sich selbst furchtbar zur See machte, da es die Küsten der Ost- und Nordsee inne hatte.

Zu Karl's des Großen Zeit hatte noch kein Strahl der milden Christuslehre die tiefe Nacht ihres Geistes erhellt. Sie errichteten ihren Götzen in geheiligten Hainen Altäre, und brachten auf diesen selbst Menschenopfer dar. Ihre Priester, Druiden genannt, standen im höchsten Ansehen bei ihnen, und was diese geboten, geschah.

Da faßte Karl den Entschluß, die heidnischen Sachsen nicht nur zu unterjochen und ihren räuberischen Einfällen in andern Staaten ein Ende zu machen; sondern sie auch mit Feuer und Schwert zum Christenthum zu bekehren, und ein neuer Streifzug, den die Sachsen nach Franken unternahmen, bot dem Kaiser einen willkommenen Vorwand zum Kriege mit ihnen dar. Es war im Jahr des Heils 772, als Kaiser Karl zuerst mit einem mächtigen Heere über den Rhein ging, und die von mehreren Heerführern befehligten Sachsen angriff.

Angriff und Widerstand waren gleich furchtbar; endlich aber siegten Karl's geübtere Kriegsschaaren doch, und die Sachsen mußten Unterwürfigkeit angeloben; kaum aber hatte

der Kaiser, durch dort entstandene Händel nach Italien gerufen, den Rücken gewandt, so jagten die Sachsen die fränkischen Krieger und Priester wieder fort und kündigten dem Kaiser den Gehorsam auf.

Sobald Karl es nur vermochte, sammelte er ein neues Heer und rückte mit demselben im Jahre 775 in drei Abtheilungen gegen Westphalen vor, schlug die Sachsen, erhielt das feierliche Versprechen ihrer Unterwürfigkeit, hatte sich aber kaum wieder entfernt, als sie auch schon ihrer Versprechungen nicht mehr eingedenk waren, und so einen neuen Heereszug veranlaßten.

Wir wollen Dich, geneigter Leser! nicht mit einer ausführlichen Geschichtserzählung aufhalten, die ja außer der Tendenz dieser Blätter ist, sondern Dir nur noch in aller Kürze berichten, daß Karl mit abwechselndem Glück und Unglück über dreißig Jahre mit den heidnischen Sachsen Krieg führen mußte, aber am Ende dieses Zeitraumes, und nach unzähligen Menschenopfern, fast auf demselben Punkte stand, von dem er ausgegangen war.

Wir haben also mit dieser kurzen Einleitung unserer Legende von der Erbauung der herrlichen Domkirche in Lübeck einen Grund und Boden gegeben und fahren jetzt ohne weitere Abschweifungen fort.

2.

Karl der Große liebte, wie die meisten unserer Stammväter, die Jagd leidenschaftlich, wohl schon deshalb, weil sie ein Krieg im Kleinen ist, und so ließ er keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, sich diesem Vergnügen hinzugeben.

Einst streifte er, mit seinem siegreichen Heere bis zum Strande der Ost- und Nordsee vorgedrungen, mit einem eben so zahlreichen als glänzenden Jagdgefolge in den dichten Urwäldern umher, die sich zu jener Zeit noch am Ufer der Trave ausdehnten und noch von Bären, Wölfen, Hirschen, Rehen und Ebern in großen Schaaren bevölkert wurden.

Lustig ertönte das Hifthorn durch die dunkle Waldesnacht, und ganze Rudel von Wild, aufgejagt durch die Hufstritte der Rosse, so wie durch das Gebell und Gebläffe der flinken Hunde, stellten sich den an diesem Tage besonders glücklichen Jägern zum Schusse. Die Troßknappen hatten schon eine solche Menge Jagdbeute zusammengebracht, daß man auf lange mit Wild, sowohl für die Tafel des Fürsten, als auch für sein Hofgesinde versehen war; nur Karl'n selbst, der sonst der glücklichste Jäger zu sein pflegte, nur ihm wollte an diesem Tage kein einziger Schuß gelingen, und so oft er auch den gefiederten Pfeil vom Bogen abschnellte, so schoß er doch allemal vorbei.

Dies machte den steggewohnten Kaiser fast unmuthig; da, als er bereits mit den Seinen zum Lager zurückkehren wollte, trieben die flinken Hunde einen Hirsch von seltener Größe und Schönheit ganz in der Nähe des Kaisers auf; aber, als dieser sich eben zum Schusse fertig gemacht hatte, war das edle Thier auch schon seinen Blicken entschwunden und nur das von fern her erschallende Bläffen der Hunde zeigte ihm noch den Ort an, wohin es seinen Lauf genommen hatte.

„Der Hirsch muß mein seyn!“ rief Karl, und setzte, seinem Rosse die Sporen gebend, demselben nach. Aber wie oft er das stolze Thier auch zu Gesichte bekam, wie oft er auch den Pfeil an die Sehne des Bogens legte, um ihn im günstigen Augenblicke auf dasselbe abzudrücken, immer vereitelte die Schnelligkeit des Hirsches sein Bemühen.

Endlich gab er, ermüdet durch die lange vergebliche Verfolgung desselben, sein Vorhaben auf, und vom Rosse steigend, legte er sich unter dem Stamme einer fast tausendjährigen Eiche auf den mit einem saftigen Rasen bedeckten Boden nieder, um auszuruhen. Sein silbernes Hifthorn rief, muthig erschallend, gar bald die Jagdgenossen herbei, und Karl, der den schönen Hirsch noch immer nicht aus dem Sinne verlieren konnte, ertheilte seinen Jägern den Befehl, denselben lebendig zu fangen und zu ihm zu führen, denn er wollte einmal sich in den Besitz desselben gesetzt sehen.

Die Aufgabe war, trotz der großen Jagdfertigkeit seiner Genossen, keine kleine, und lange streiften diese im Walde umher, ohne auch nur den Hirsch zu erblicken; endlich aber jagten die unermüdlichen Hunde diesen doch wieder auf, und jetzt war das edle Thier von der langen Verfolgung, die es hatte erleiden müssen, so ermattet, daß es den Jägern gelang, es lebendig einzufangen und, trotz seines Sträubens, nach der Stelle zu führen, wo der Kaiser noch immer unter dem dichten Laubdache der Eiche ruhte.

„Also endlich doch!“ rief Karl freudig, indem er vom Boden aufsprang. „Du hast mir Mühe genug gemacht, schönes Thier,“ fuhr er fort; „aber dein Stündlein ist gekommen, und jetzt, jetzt werde ich nicht fehlen! Dieser Pfeil, der schärfste den ich bei mir führe, er ist dir zugedacht. — Doch halt! es wäre in der That Schade, dich zu tödten, da du so schön bist.“ Dann wandte er sich an sein Gefolge: „Verfahret mir fein säuberlich mit dem Hirsche,“ sagte er, „bindet ihn wohl, aber ohne ihn zu verletzen, denn es ist mein Wille, daß er meinen Thiergarten zu Aachen ziere, wo sich mein Auge dann in ruhigeren Zeiten noch oft an seiner eben so kräftigen als zierlichen Gestalt ergötzen kann. Um ihn dahin zu bringen, soll man einen festen Käfig von starken Stäben machen, denn auf andere Weise dürfte der Transport schwerlich gelingen.“

So sprach der Kaiser, und mit Wohlgefallen ruhten noch immer seine Blicke auf dem Hirsche; das edle Thier aber, als habe es seine Worte verstanden, fing an zu zittern, sah mit betrübten, schüchternen Blicken um sich her, vergoß eine große Thräne, die über sein rauhes Angesicht rollte, und stieß so seltsame Töne aus, daß sie fast wie ein leises Wimmern und Flehen von einer menschlichen Stimme klangen.

„Was ist das?“ fragte der Kaiser voll Erstaunen und von einem ihm sonst gänzlich unbekannten Grauen erfaßt; „was ist das? versteht das Thier die Sprache der Menschen und verbindet wohl gar Begriffe mit dem Gehörten? Seht, es weint, ein Hirsch weint, da doch sonst Lachen und Weinen nur dem Menschen allein eigen sind!“

„Verzeih, großer Kaiser,“ versetzte einer der Edelleute aus seinem Gefolge: „an Hirschen, aber auch nur an diesen edlen und klugen Thieren, will man schon oft Thränen bemerkt haben, sobald sie sich ihres Lebens und der Rettung aus Müdigkeit, oder weil sie sich rings eingeschlossen sehen, begeben müssen. Dann sollen sie sich auf den Boden niederlegen, keinen Versuch zur Flucht mehr wagen und geduldig den Pfeil erwarten, der ihrem Leben ein Ende macht; bei dieser Gelegenheit sollen sie dann auch weinen, wie Menschen es in der höchsten Verzweiflung und Noth thun.“

„Aber die Blicke die er auf mich wirft, die Töne die er von sich giebt!“ rief der Kaiser. „Nein, dieser Hirsch ist kein gewöhnliches Thier, und weder vermag ich ihn zu tödten, noch ihn der goldenen Freiheit, die ihm, dem Waldgebornen, mehr als das Leben ist, zu berauben. Er soll frei seyn, soll noch länger frisch und fröhlich unter seinen Gespielen im Walde umherstreifen; aber daß er der König seiner Gattung sey, soll Jeder wissen, der ihn hinfüro erblickt. Auf, meine Getreuen, reiten einige von Euch zum Feldlager zurück, und holt mir aus meinem Zelt ein köstlich ausgelegtes Kästchen, das Euch mein Schatzmeister überantworten wird, sobald Ihr ihm, zum Zeichen meiner Einwilligung, diesen Siegelring vorzeigen werdet. Nehmt dieses Kästchen und kehrt eiligst damit zu dieser Stätte zurück.“

Karl streifte bei diesen Worten seinen Siegelring vom Finger, reichte ihn einem der Edlen dar, befahl einigen Andern, den Hirsch wohl fest zu halten, bis Jene zurückgekehrt seyn würden, und legte sich mittlerweile unter die Eiche zum Schlafe nieder.

3.

Nach einigen Stunden waren die Abgesandten mit dem bewußten Kästchen wieder da. Karl öffnete es und nahm ein so hellfunkelndes Geschmeide von Gold und Edelsteinen daraus hervor, daß der ganze Theil des Waldes, trotz der

bereits hereingebrochenen Dämmerung, davon erhellt wurde, denn wie tausend und aber tausend Lichter und Lichtlein glitzerten und schimmerten die hellgeschliffenen Demanten desselben.

Alle waren erstaunt über den Glanz und die seltene Pracht dieses Geschmeides, das sie noch nie zuvor gesehen hatten; Karl aber sprach zu dem Hirsche gewendet:

„Weil du ein so edles, schönes Thier und wohl einzig in deiner Art bist, so soll dieses Demant-Kreuz deine Stirn und dieses Demanten-Halsband deinen Hals schmücken.“

Er befahl hierauf, dem Hirsche beides anzulegen und Sorge dafür zu tragen, daß es fest sitze. Kaum war dieser Befehl ausgeführt, so ließ der Kaiser dem Thiere die Freiheit geben und es entsprang pfeilschnell mit seinem Schmucke in den dichten Theil des Waldes; Karl aber kehrte erst spät in der Nacht mit seinem Jagdgefolge in das Feldlager zurück.

4.

Fast vierhundert Jahre, nachdem sich das Vorstehende zugetragen hatte, ging Heinrich der Löwe, ein kriegerischer, aber edler und frommer Fürst, auf eben dem Platze, wo Karl der Große dem Hirsche den reichen Demantschmuck verliehen hatte, sinnend auf und nieder, ungestört von seinem

zahlreichen Gefolge, das den Freuden der Jagd nachging, während er zurückgeblieben war, um sich seinen Gedanken zu überlassen.

Was Karl dem Großen nach so blutigen und langen Kämpfen nicht hatte gelingen wollen: die Bezwingung der Sachsen und die Einführung des Christenthums in jenen vom Heidenthume verfinsterten Gegenden, das hatte er vollführt: die Sachsen gehorchten ihm willig als ihrem Herrn und Gebieter, und die heilige, allein selig machende Lehre des Christenthums verbreitete sich mit jedem Tage weiter nach dem rauhen, heidnischen Norden. Nicht nur duldete man die Lehrer und Verbreiter desselben, sondern verehrte sie und suchte sie eifrig auf, um Worte des Heils von ihren Lippen zu vernehmen, und das Bad der heiligen Taufe von ihren Händen zu empfangen.

So war es denn nur ein Wunsch und ein Gedanke, der Heinrich den Löwen fast Tag und Nacht beschäftigte: der, in dieser Gegend eine Kirche zu erbauen, zu Gottes Ruhme und zum Zeichen seiner eigenen hohen Frömmigkeit.

An gutem Willen fehlte es also dem edlen Fürsten zu einem so gottseligen Beginnen nicht, wohl aber an den Mitteln zur Ausführung desselben, denn die zahlreichen Kriege, welche er zur Vertheidigung seiner angestammten Rechte hatte führen müssen, hatten eine solche Ebbe in seinen Schatz ge-

bracht, daß zur Ausführung seines Lieblingswunsches für jetzt noch nicht einmal der Anschein einer Möglichkeit vorhanden war.

Diese Gedanken waren es, welche unsern Heinrich beschäftigten, als sich plötzlich seinen Blicken im dichtesten Gebüsche ein seltsamer Glanz zeigte, und als er das Auge fest auf die Stelle richtete, von woher derselbe kam, erblickte er mit dem höchsten Erstaunen einen großen Hirsch, der ein kostbares Halsband von Demanten um den Hals und ein Kreuz von denselben Edelsteinen auf der Stirn hatte.

Bald ist Heinrich mit sich darüber im Reinen, daß er in dieser seltsamen Erscheinung die Fügungen Gottes zu bewundern habe, indem sich ihm durch den kostbaren Schmuck, den der Hirsch an sich trug, die Mittel darboten, seinem frommen Wunsche Erfüllung geben zu können. Er greift nach Bogen und Pfeil, legt letztern an die Sehne, drückt ihn ab und der Hirsch stürzt wohlgetroffen zu Boden. Heinrich naht sich eiligst dem so glücklich und auf den ersten Schuß erlegten Thiere, nimmt ihm das glänzende Geschmeide ab — und, o Wunder! alsbald springt der Hirsch wieder auf und ist seinen Blicken entschwunden, ohne daß er anzugeben weiß, wohin er gekommen ist.

Voll Freude eilt der Fürst jetzt mit dem erworbenen Schatze zu seinen Gefährten, zeigt ihnen denselben triumphirend und spricht seine Absicht aus, von dem dafür zu lösen-

den Gelde eine Kirche an eben dem Platze erbauen zu wollen, an dem sich das Wunder zugetragen hatte.

Und so geschah es auch, Heinrich der Löwe war es, der den Grundstein zu der schönen und mit Recht berühmten Domkirche zu Lübeck legte.

Diese ganze Begebenheit findet man auf zwei Wandgemälden in eben dieser Kirche, nahe bei der Orgel, abgebildet, und eine lateinische Unterschrift giebt dem sprachkundigen Beschauer Auskunft über die auf diesen Bildern dargestellte Handlung. Auf dem einen Gemälde erblickt man den Hirsch und auf dem andern Heinrich den Löwen, in dem Augenblick, wie er auf das Thier zielt.

Heinrich der Löwe gab zum ewigen Andenken an diese wunderbare Begebenheit, den Bischöfen von Lübeck ein goldenes Kreuz im rothen Felde zum Wappen. Noch immer aber steht das herrliche Denkmal der Frömmigkeit und des Glaubenseifers dieses Fürsten, die Domkirche, in unverändertem Glanze und alterthümlicher Herrlichkeit in Lübeck da, und ich rathe Jedem, der diese Stadt besucht, sich näher mit diesem schönen Gebäude bekannt zu machen und auch die beiden merkwürdigen Gemälde neben der Orgel in Augenschein zu nehmen.

III.

Die Sage vom Wehrwolfe.

1.

Es kann nicht fehlen, freundlicher Leſer! daß Du nicht ſchon einmal vom Wehrwolfe reden gehört, ohne jedoch zu wiſſen, welche Bewandniß es mit einem ſolchen Ungeheuer habe. Das will ich Dir denn nachſtehend, der Wahrheit getreu, mittheilen.

In alten Zeiten, wo es dem Teufel noch ſaurer ward, als in den unſrigen, wo ſie ihm von ſelbſt zu Tauſenden in die Arme laufen, eine arme Seele zu erhaſchen, ging er oft verkleidet unter den Menſchen umher, um auszuſpioniren, ob ſich nicht etwa ein guter Braten für ihn fände. Es ſtanden ihm zu dieſem Zwecke mehr Masken und Verkleidungen zu Gebote, als unſern Theater-Prinzen und Prinzeſſinnen, und wer ihm nicht gerade nach den Füßen ſah — denn den Pferdefuß konnte er bekanntlich nie ablegen, und er genirte ihn oft eben ſo ſtark, als den ſonſt ſo hübſchen, zierlichen Lord Byron der ſeinige — und wer ihm nicht gerade nach den Füßen ſah,

ſage ich, der konnte leicht von ihm und ſeiner Maske hintergangen werden, die er, als ein verteufelt ſchlauer Geſelle, gar trefflich den Umſtänden anzupaſſen verſtand.

Bei dem reichen Geizhals präſentirte er ſich als ein ſteinreicher Cavalier und klimperte mit den Dublonen in der Taſche, ließ auch wohl gelegentlich einen Demant-Ring am Finger blitzen, deſſen Waſſer dem Geizigen das Waſſer im Munde zuſammenlaufen ließ.

Demjenigen, der gern ein Schlückchen über den Durſt that, näherte er ſich als alter luſtiger Zechbruder, mit den köſtlichſten Rubinen und Karfunkeln auf Naſe, Kinn und Wangen, und rühmte dabei den Inhalt ſeines reich beſpickten Weinkellers dermaßen, daß der gute Zechbruder wohl zwei Seelen, wenn er ſie gehabt hätte, daran geſetzt haben würde, um einmal eine einzige Nacht ungeſtört zwiſchen den Tonnen mit ächtem Nierenſteiner, Muskateller, Asmannshäuſer u. ſ. w. zubringen zu dürfen.

Jungen heirathsluſtigen Wittwen und Jungfrauen erſchien er gern in der Geſtalt eines ſchönen, mächtig herausgeputzten Jünglings, der von Ambra und Biſam duftete und der ſeine Worte ſo gut zu ſetzen wußte, daß ihnen Hören und Sehen zugleich vor Sehnſucht nach einem ſolchen Freier verging.

Alten gall- und klatſchſüchtigen Frauen nahte er als ein mit der Welt gänzlich zerfallener Griesgram und wußte ſich

durch tausend üble Nachreden aller ihrer Bekannten und Nachbarn dermaßen einzuschmeicheln, daß er ihre Seele weg hatte, ehe er es noch gehofft.

Muffigen, vertrockneten Gelehrten, die sich mit der Alchemie, Nekromantie und andern geheimen Wissenschaften abgaben, stellte er sich als ein Mann von der allertiefsten Gelehrsamkeit dar und versprach ihnen für ihre Seele den Stein der Weisen oder die Lampe Alladin's, und er soll nur selten abgewiesen worden seyn.

Dem ehr- und ruhmsüchtigen Krieger hielt er die Aussicht auf ein schnelles Avancement vor. Dem Schatzgräber verhieß er einen verborgenen, tief unter der Erde liegenden Klumpen Gold und so viele Perlen und Demanten, daß sie nur mit Scheffeln gemessen werden könnten. Der eitlen Schönen bot er ein Sälbchen von so wunderbarer Kraft dar, daß die Schönheit ihres Leibes dem nagenden Zahne der Zeit Trotz bot und sie sich immer gleich reizend fand, wenn sie in ihren Spiegel schaute; nur mußte sie ihm dafür ihren geringeren Theil, die kleine unsichtbare, ihr oft sogar lästige Seele abtreten, und wie willig machte man nicht diesen Tausch!

Kurz, unser Schalk wußte seine Sachen so gut einzurichten, daß ihm nur höchst selten Einer widerstand, das Unglück mußte denn wollen, daß sein Pferdefuß, den er sorgfältig unter sehr langen Pantalons verbarg, einmal zur Unzeit zum Vorschein kam, oder der Schwefelgeruch, der ihm

von seinem eigentlichen Aufenthalte her, beständig anklebte, durch den Ambra und die Rosen-Essenz drang, womit er sich sorgfältig zu parfümiren pflegte, bevor er auf seine Seelenjagd ausging. Dann freilich war Alles für ihn verloren, und man wies ihm, dem Erzfeinde der Menschheit, dadurch die Thür, daß man einige Kreuze schlug und das Pater noster betete. Vor einigen Thüren mußte er auch wieder umkehren, weil die Altvordern, zum Schutze für sich selbst und ihre Nachkommen, ein großes Kreuz darauf malen oder ein solches in dem Stein des Thürgesimses hatten aushauen lassen.

2.

Einst ging unser Herr Mephisto auch wieder auf die Seelenjagd aus, weil es ihm allgemach gar zu langweilig unter den von ihm bereits seit längerer Zeit in Sicherheit gebrachten Seelen wurde, und er sich nach neuen Genossen seines unterirdischen Reiches sehnte.

Er hatte sich diesmal wie ein reicher Bürger von mittlern Jahren ausstaffirt und schritt, sich sorgfältig nach allen Seiten umsehend, durch die Palmaille in Altona, die damals aber noch kein eigentlicher Spaziergang, sondern eine breite, von beiden Seiten mit grünen Wiesen und goldenen Saatfeldern eingefaßte Heerstraße war. Er kam eben von Hamburg, wo er einen Seelenverkäufer, eine schlechte gemeine

Waare, die er alle Tage haben konnte, und die ihm eben deshalb kein besonderes Vergnügen machte, an sich gebracht hatte, und schritt auf Ottensen los, das damals noch ein kleines, elendes Fischerdorf mit schlechten, baufälligen Strohhütten war — von Rainville's Garten war in jener Zeit noch nicht die Rede, wie man sich vorstellen wird, und eben so wenig von den prächtigen Landhäusern, die jetzt eine Zierde jener malerischen, von der Natur so reich bedachten Gegend sind.

Unser Mephisto war einige Augenblicke unschlüssig, ob er in das Dorf Ottensen hineingehen, oder es links liegen lassen sollte, denn bei der Armuth und Genügsamkeit der guten Fischer, die es bewohnten, durfte er kaum auf einen vortheilhaften Handel und auf gehörige Belohnung der gehabten Mühe rechnen; er hätte denn, wie die übergescheidte Hexe im „Macbeth" einem armen Schelme von Fischer einen Schatz ins Netz practisiren müssen, auf welchen guten Einfall er aber damals nicht kam.

So stand er denn nachdenklich am Scheidewege, der links nach Ottensen an's Elbufer hinab und gerade aus nach Blankenese führte. Im letztern Dorfe hatte er freilich, des Gebetes um des Strandsegens wegen, schon viele gute Geschäfte gemacht, denn wer einem armen Schiffbrüchigen seine

Haabe zu nehmen vermag, der, beim Teufel! mußte ihm ja ohne allen Einspruch als Eigenthum zufallen, auch wurden ihm solche Seelen nicht einmal von den frommen Pfaffen streitig gemacht, obgleich diese sonst immer darauf ausgingen, ihm seine Beute wieder abzujagen.

Als er sich so umschauete, erblickte er einen Landmann, der mit zwei magern Pferden einen steinigten Acker umpflügte, und dabei mit der Knotenpeitsche so unbarmherzig auf die armen von Hunger, Arbeit und Alter entkräfteten Thiere losschlug, daß er ihm (dem Mephisto) gleich ein sehr lebhaftes Interesse einflößte. Er verließ die Landstraße und begab sich zu dem Landmanne, der eben fluchend und murrend den zerrissenen Strang des einen Pferdes wieder in Ordnung brachte.

„Guten Tag, lieber Bauer!“ redete Mephisto diesen mit freundlichen Worten und einschmeichelnder Stimme an.

„Guten Dank!“ erwiederte der Angeredete verdrießlich ohne ihn anzusehen.

„Ihr habt es wohl recht sauer?“ fuhr Mephisto fort; „Eure Thiere sind alt und kraftlos, und der Boden hat schier mehr Steine als Erdschollen.“

„Sollt's meinen!“ versetzte der Bauer; „sollt's meinen! Ich wollte, daß der Teufel so die Kracken, als das steinigte Erdreich auf der Stelle holte!“

„Nun, dazu könnte Rath werden,“ hohnlachte Mephisto und streckte bei diesen Worten die Hand nach den Pferden aus, die, kaum von derselben berührt, augenblicklich todt zu Boden sanken. „So, die Pferde sind geliefert,“ fuhr er lachend fort, „und wollt Ihr mit dem Acker nun zugleich in die Tiefe hinabreisen, so steht es nur bei Euch.“

Als der Bauer aber seine beiden Pferde todt sah, erhob er ein fürchterliches Geschrei, schalt Mephisto einen Mörder, einen Dieb, raufte sich voll Verzweiflung das Haar aus und stellte sich überhaupt so ungeberdig an, daß Mephisto ein heftiges Lachen über seine vertrackten Gesichter nicht zu unterdrücken vermochte.

„Ihr lacht noch, elender Zauberer?“ rief der Bauer wüthend, „lacht noch, da Ihr mir meine einzigen Ernährer, meine beiden Rosse, umgebracht habt?! Wartet nur, das soll Euch übel bekommen!“ Mit diesen Worten griff er nach seiner Peitsche, um dem vermeinten Hexenmeister eins damit zu versetzen, warf sie aber voll Schrecken und Abscheu wieder zur Erde, da sie sich in eine lange glänzende Natter verwandelt hatte, die ihn mit funkelnden Augen und zischend ausgestreckter zweigespaltener Zunge drohend ansah.

„Laßt die Thorheit, Bauer,“ nahm Mephisto jetzt ernsthaft das Wort; „ich sehe schon, daß wir recht gut für ein-

ander passen, und gegenseitig gröſsere Vortheile davon haben werden, gute Freunde zu seyn, als uns anzufeinden.“

„N schöner Freund Der, der mir meine Rosse umbringt!“ rief der Bauer ärgerlich. „Erst macht die wieder lebendig, und dann redet von Freundschaft, Herr!“

„Das sind Kleinigkeiten,“ versetzte Mephisto ruhig. „Was sind Euch die elenden Rosse werth, die doch kein Jahr mehr gelebt hätten? und überdies, habt Ihr sie nicht selbst dem Teufel angeboten? Der läſst nicht mit sich spaſsen, und wenn Ihr ihn an die Wand malt, so ist er da, wie's im Sprichwort heiſst.“

„So seyd Ihr wohl selbst der Teufel?“ fragte der Bauer erschrocken und wich einige Schritte von ihm zurück.

„Ihr könntet es errathen haben, guter Freund; und was denn weiter? Ihr werdet doch nicht gar so albern seyn, Euch vor dem Teufel zu fürchten?“

„Das nun wohl eben nicht — — aber“ — —

„Nun, und was denn?“

„Ei, man erzählt sich so viele häſsliche Geschichten von Ew. Gnaden, daſs einem schon die Haare zu Berge steigen, wenn man nur daran denkt.“

„Possen, guter Freund, Possen, sag' ich Euch! Man hat auch seine Feinde, so gut wie ein Anderer, und die unter-

lassen es dann nicht, alles mit Kohlenschwärze aufzutragen; glaubt es mir, ich bin weit vortrefflicher, als man mich beschreibt, und darf mit jener großen Königin von Schottland sagen: „Ich bin besser, als mein Ruf.“

„Von der Königin, die das gesagt haben soll, hab' ich nie was gehört,“ versetzte Christopher; „aber von Ew. Gnaden hörte ich desto mehr, und kann eben nicht sagen, daß es mir Lust gemacht hat, Eure nähere Bekanntschaft zu machen.“

„Wir wollen zur Sache kommen, guter Freund,“ nahm Mephisto das Wort; „nicht wahr, Ihr möchtet gern reich sein, gern Gold und Silber in Kisten und Kasten haben, gern in einem großen und schönen Hause wohnen, gern leckeres Essen und klaren Wein auf Eurem Tische sehen, und das Alles ohne eben viele Mühe und Arbeit davon zu haben; he? hab' ich's getroffen?“

„So gut, daß Ihr auf der Stelle Rathsherr werden könntet, wenn man Ausländer dazu nähme,“ versetzte Christopher.

„Nun, zu allem diesen kann ich Euch leicht verhelfen, guter Freund.“

„Ei, das wäre?!“

„Und um geringen Preis.“

„So? — ich kaufe gern wohlfeil.“

„Um einen Lumpenpreis, sag' ich Euch, um ein Ding, das mir eigentlich so schon gehört; denn seid Ihr nicht ein

Flucher, ein Trinker, ein Faullenzer, ein schlechter Gatte und ein unbarmherziger Vater, ein Leute- und Viehquäler?“

„Ihr solltet Pfaffe werden, gnädiger Herr, so gut wißt Ihr mir meine Sünden vorzuhalten,“ unterbrach ihn Christopher lachend.

„Da durch dieses Alles Ihr nun dem Teufel schon mehr als zur Hälfte verfallen seid,“ fuhr Mephisto ruhig fort; „so dünkt mich, daß Ihr einen guten Handel schließt, wenn Ihr für Gold und Wohlleben das Restchen Seele austauscht, das noch etwa Euer ist, und mehr verlange ich nicht.“

„Also darauf wolltet Ihr hinaus, Herr?“ versetzte Christopher und kratzte sich den Kopf; „der Handel ist denn doch bedenklich, sollt' ich meinen.“

„Gut, so bleibt, was Ihr seid, nicht Fisch noch Fleisch, weder das Eigenthum des Andern (den Namen Gottes wagte unser Mephisto nicht auszusprechen), noch ganz das meinige; und so lebt wohl, guter Freund! Euren Pflug mögt Ihr selbst durch den steinigten Acker ziehen, denn ich wäre wohl ein großer Narr, wenn ich die Kracken wieder lebendig machte, die Ihr mir aus so gutem Herzen gegeben habt.“ Mephisto drehte ihm bei diesen Worten den Rücken zu und machte Miene, als wollte er gehen.

„Ew. Gnaden, noch ein Wort!“ rief Christopher ihm nach und hielt ihn beim Rock zurück. „Ein Handelsmann

muß nicht so kurz angebunden sein, sag' ich Euch; Ihr aber sprecht und erklärt mir, was ich thun muß, um alles Das zu erlangen, was Ihr mir da vorgespiegelt habt."

„Eine Kleinigkeit nur," versetzte Mephisto. „Da, ritzt Euch ein Bischen die Haut auf, bis Blut kömmt, und dann verschreibt mir auf diesem Pergamentblatte das Restchen Seele, das noch Euer ist, für ewige Zeiten. Sobald Ihr das gethan habt, erhaltet Ihr augenblicklich die Fähigkeit, alle Schätze, die in der Erde verborgen sind, zu entdecken und sie Euch anzueignen; es ist aber noch eine Bedingung dabei, und wenn Ihr die nicht auch erfüllen wollt, so kann aus dem ganzen Handel nichts werden. Ihr seht, daß ich als ein ganz ehrlicher Handelsmann mit Euch umgehe."

„Die Bedingung, Ew. Gnaden! die Bedingung!" rief Christopher, dem schon der Mund nach all den Schätzen wässerte.

„Sobald Ihr unterschrieben habt, übernehmt Ihr zugleich die Verpflichtung, Euch vermittelst dieses Gürtels den Ihr zu diesem Zwecke umschnallen müßt, jeden Letzten des Monats auf 24 Stunden in einen Wehrwolf zu verwandeln und in dieser Gestalt irgend einen Menschen umzubringen. Unterlaßt das Ihr aber nur ein einziges Mal, so ist Eure Seele gleich mir verfallen, und ich hole sie, wann ich will."

„Nichts weiter als das?“ rief Christopher. „Gebt nur Alles her, ich schreibe; das ist ja Kinderei!“ Er griff mit diesen Worten mit der einen Hand nach dem Gürtel und Dolche, die Mephisto ihm entgegenhielt, mit der andern nach dem Pergamentblatte, ritzte sich mit dem Dolche die Hand auf, so daß sie blutete, und verschrieb dann mit der Spitze des Dolches seine Seele dem bösen Feinde, indem er diesen zugleich ermahnte, nun auch hübsch Wort zu halten und ihm die Fähigkeit zu verleihen, alle in der Erde verborgenen Schätze zu entdecken und sich anzueignen.

„Blickt nur unter Euch,“ versetzte Mephisto, nachdem er Dolch und Pergament wieder in Empfang genommen hatte: „was seht Ihr da?“

„Gold! Gold! ganze Haufen Goldes! rief Christopher voll Entzücken; „ja wahrhaftig, Ihr seid ein ehrlicher Handelsmann! Und das Alles soll nun mein seyn?“

„Nehmt davon, soviel Euch beliebt, und nun Ade.“ Mit diesen Worten war Mephisto verschwunden, unser Christopher konnte sich aber noch immer nicht von dem lachenden Anblicke der Goldhaufen losreißen, die sein gieriges Auge tief unter der Erde erblickte.

3.

Wer war wohl jetzt glücklicher, als unser Christopher! Er hatte Gold, Silber, Perlen, Edelsteine in Hülle und in Fülle, bewohnte ein großes Haus, das er sich, abgesondert von den armen Fischern, mit denen die Gemeinschaft ihm jetzt zu niedrig dünkte, am sogenannten Graswege hatte erbauen lassen; aß und trank was er wollte und hatte für alles Dieses nichts weiter zu thun, als sich zwölf Mal im Jahre in einen Wehrwolf zu verwandeln und dann in dieser Gestalt irgend einen Menschen umzubringen, wobei ihm die übernatürliche, fast unbesiegbare Stärke noch zu gute kam, die allemal mit seiner Verwandlung eintrat und so lange anhielt, als er Wehrwolf war, nämlich volle vier und zwanzig Stunden.

Da Christopher aber alle Monat dem Mephisto ein Menschenopfer contractlich darzubringen hatte, wurde die Landstraße, die durch Ottensen führte, bald unsicher, und Personen, die man frisch, fröhlich und wohlgemuth hatte daherziehen sehen, waren oft urplötzlich verschwunden, gleichsam als habe die Erde sich unter ihnen geöffnet. Dadurch verbreitete sich denn bald der Glaube in der Umgegend, daß einer der Einwohner Ottensen's ein Wehrwolf seyn müsse, und wegen des so plötzlichen Reichthums des sonst so blu-

armen Christophers hielten gar Viele ihn für das Ungeheuer; aber mit Bestimmtheit vermochte man doch nichts gegen ihn vorzubringen, besonders da er vorgab, durch eine in Ostindien gethaene Erbschaft zu so großem Geld und Gut gekommen zu sein.

Es war an einem Sommer-Abende spät, und Alles im Dorfe schlief bereits, als eine gute alte Frau, die sich kümmerlich vom Spinnen nährte und in einer ärmlichen, dem schönen Hause Christophers gegenüberliegenden Hütte wohnte, auf ihrem Lager noch nicht die nächtliche Ruhe finden konnte, wie es alten Leuten wohl einmal zu begegnen pflegt. Nachdem unsere Alte sich lange genug auf ihrem Bette herumgewälzt und vergebens den goldenen Schlaf zu sich herbeschworen hatte, stand sie endlich wieder auf, und weil die Nacht so gar mild und schön war — es war die letzte des Juny-Mondes — eilte sie an die Hausthür und öffnete die obere Hälfte derselben, um hinauszuschauen und die erquickliche Nachtluft einzuathmen.

Wir halten es für unumgänglich nothwendig, Dich, geneigter Leser! auf den anscheinend unbedeutenden, für unsere wahrhafte Geschichte aber höchst bedeutungsvollen Umstand aufmerksam zu machen, daß die Thüren der Bauerhäuser in unsern Gegenden immer aus zwei Hälften bestehen, so daß man den obern Theil derselben aufmachen kann, während der

untere noch zu ist. Eine solche Thür hatte die Hütte unserer Alten auch, und so lehnte sie sich auf den noch zugeknebelten untern Theil derselben, während sie aus der obern Oeffnung in's Freie hinaus guckte.

Wie erschrack sie aber, als sie neben dem Hause des reichen Christophers einen ganz in Flammen stehenden Busch und nicht weit davon ein Ungeheuer von einer nie zuvorgesehenen, nicht einmal zu beschreibenden Gestalt erblickte, das unruhig auf und niederschritt und den Blick immer fest auf den brennenden Busch geheftet hielt. Fast wäre sie vor Angst und Entsetzen umgesunken, da sie aber im Ganzen doch, obschon alt und schwach, eine sehr beherzte und entschlossene Frau war, hatte sie sich bald wieder gefaßt und beschloß bei sich, dem Dinge auf den Grund zu kommen, möge es auch kosten, was es wolle.

Bald stand auch die Ueberzeugung bei ihr fest, daß das Ungeheuer der in einen Wehrwolf verwandelte Nachbar Christopher sei, und der brennende Busch ein Schatz, den er bewachen müßte.

Christopher — denn er war es wirklich — befand sich nicht allzubehaglich in seinem Wehrwolfspelze, indem die Stunde nahe war, wo er sich wieder in einen Menschen ver-

wandeln mußte, und doch hatte es ihm bis zu diesem Augenblick noch nicht gelingen wollen, auch den zweiten Artikel seines Contractes mit dem Teufel in Erfüllung zu bringen, nämlich, in seiner Wehrwolfsgestalt einen Menschen zu tödten und seinem Meister und Herrn zum Opfer darzubringen. Da ward er, indem sein Feuerbusch einmal recht hell aufflammte, die Alte gewahr, die sich neugierig über die halbgeöffnete Hausthür lehnte und jetzt von der Flamme hell beleuchtet wurde.

„Hm!“ dachte unser Christopher bei sich, „es geht dir besser, als du gehofft hast! da ist die Alte, die soll d'ran glauben, einmal, weil sie so neugierig gewesen ist, und dann, weil mein Herr und Meister nicht um seinen Tribut kommen darf, wenn er mich nicht schon vor der Zeit holen soll.“

Mit diesen Worten schritt er auf das Haus der Alten zu, die aber noch Zeit hatte, hinter die obere, zurückgeschlagene Hälfte der Thür zu schlüpfen, als er schon über die halbe Thür geklettert war und sie mit seinen glühenden Augen überall suchte.

„Was zum Henker, wo ist denn das Weib geblieben?!“ rief der Wehrwolf und lehnte sich über den Rand der Thür hinaus, denn er war der Meinung, sie sei vielleicht aus

Furcht vor ihm aus dem Hause gelaufen. Diesen günstigen Augenblick ergriff unsre Alte mit kühner Entschlossenheit, indem sie die obere Thür mit Heftigkeit zuschlug und so den Kopf des Wehrwolfes zwischen den Thüren festklemmte. Die Angst verlieh ihr außerordentliche Stärke, denn sonst läßt es sich nicht erklären, wie sie den Wehrwolf so gar fest halten konnte, daß er ihr nicht zu entschlüpfen vermochte.

Er erhob erst ein furchtbares Geheul, wehrte sich aus allen Kräften und suchte seinen Kopf aus der Klemme zu befreien; aber alles war vergebens: die Alte hielt wacker fest. Endlich rührte er sich gar nicht mehr und sie hielt ihn für todt; da nun auch ihre Kräfte nicht mehr aushalten wollten, ließ sie ihn los. Darauf hatte der Schalk aber nur gewartet; kaum fühlte er sich befreit, so sprang er auf und lief von dannen, denn die Lust war ihm völlig vergangen, nochmals mit der kühnen Alten anzubinden.

4.

Am andern Morgen hieß es im Dorfe, der reiche Christopher Klassen müsse in der Nacht Händel mit dem „Gott sei bei uns!“ gehabt haben, indem das ganze Gesicht ihm dick aufgeschwollen und der Hals voll blutiger Striemen und Quetschungen sei, von denen Keiner im Hause wisse,

wo er sie bekommen habe. Die Alte aber dachte: „Ich weiß es recht gut und will mich in Zukunft schon vor dem Nachbar Wehrwolf in Acht nehmen.“ Sie erzählte das gehabte Abentheuer auch Allen, die es hören wollten, wobei sie niemals unterließ, andächtig ein Kreuz zu schlagen, so oft sie den Namen des Wehrwolfes aussprach; Viele glaubten was sie sagte, und vermieden den reichen Christopher noch sorgfältiger als sonst; Andere aber meinten, die Alte habe wohl nur einen bösen Traum gehabt, oder sich auf's Lügen gelegt; aber Alles floh doch vor Christopher und man sah ihn, wenn man ihm zufällig einmal begegnete, mit scheuen Blicken an.

Als in der Nacht, die dem Abentheuer mit der beherzten Alten folgte, unser Wehrwolf um die stille Stunde der Mitternacht wachend in seinem Bette in großen Schmerzen lag, trat Mephisto plötzlich vor dasselbe, und zwar diesmal nicht in einer freundlichen, einnehmenden Gestalt, sondern in seiner ganzen furchtbaren diabolischen Livree, mit Bockshörnern, Pferdefuß und flammenden Augen.

„Ei Du falscher, gewissenloser Handelsmann!“ schnob er den Erschrockenen an, „hältst Du so dein Versprechen? Wo ist das Menschenopfer, das Du mir am Letzten jedes Monats darzubringen hast? wo ist es, frage ich?“

„Herr!“ rief Christopher zitternd und das Auge erschrocken von der schrecklichen Erscheinung abwendend, „Herr, zürnt nur nicht so gar sehr, denn wahrlich, ich bin unschuldig und hätte Euch gar zu gern den versprochenen Tribut dargebracht; aber die Alte, die böse Alte!.....“

„Ja, da hast Du Dich einmal schön anführen lassen! bist mir ein ganzer Held, Du!“ hohnlachte Mephisto. „Nun, mir kann's im Grunde einerlei seyn, habe ich doch Dich nun. Komm, folge mir!“

„Erbarmen! Erbarmen!“ flehte Christopher, „nur diesmal noch schont meines Lebens, Herr! Besitze ich doch nichts als dieses Leben, da ich Euch die ewige Seligkeit für die Güter der Erde verkaufte.“

„Handel bleibt Handel,“ versetzte der Böse hohnlachend; „habe ich Dir doch Wort gehalten, und Dich reich gemacht, so reich wie Du es nur wünschtest; so muß denn unser Vertrag nun auch in allen Stücken in Erfüllung gehen. Also mach' nur kein Federlesens weiter und folge mir.“

„Ich kann nicht, ich kann Euch noch nicht folgen, das Leben ist mir noch so lieb!“ jammerte der Elende; „fordert was Ihr wollt, nur mein Leben noch nicht, Herr!“

„So gieb mir eins von Deinen beiden Kindern für das nicht gehaltene Versprechen," sagte der Böse, ihn von der Seite anschielend.

„Nimm, welches Dir gefällt — nur mich laß in Frieden!" rief Christopher mit abgewandtem Gesichte.

„Nehmen soll ich's mir? davon ist nicht die Rede — Du, Du selbst mußt es tödten, wenn aus dem Handel was werden soll."

„Auch das noch!" sagte Christopher: „Alles, Alles für mein Leben!"

(Der Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Gedruckt bei Friedrich Wilhelm Christian Menck.

Sagenbibliothek.

(Heft III.)

IV.

Die Sage vom Untergange des Theerhofes bei Hamburg.

1.

Jedes Kind in Hamburg weiß, wo der Theerhof liegt, und kennt auch die Bestimmung dieses der Stadt zugehörigen Gebäudes. Um Unglück und Schaden für die Bewohner Hamburgs beim etwanigen Ausbruch eines Feuers zu verhüten, müssen die Kaufleute nicht nur ihre Fässer mit Theer, sondern auch Pech, Schwefel, Terpentin, Harz und Pulver zur Verwahrung nach dem Theerhofe bringen, und von allen diesen feuerfangenden und feuerverbreitenden Dingen darf, bei schwerer Strafe, Keiner mehr als eine geringe Quantität im Hause haben.

Daß man den Theerhof wohl bewachen lassen werde, da durch ihn, falls er einmal in Brand geriethe, die ganze Stadt bedroht werden würde, kann man sich vorstellen, und zu diesem Ende darf nicht nur kein Wagen ohne besondere Erlaubniß des Landherrn über den Stadtdeich fahren, sondern es steht auch an beiden Enden dieses Gebäudes bei Tag und bei Nacht eine Schildwache, und wer etwa mit brennender Pfeife beim Theerhofe vorbei gehen wollte, würde sofort festgenommen werden, wenn er der Aufforderung der Schildwache nicht Folge leistete und seine Pfeife ausgehen ließe.

Solche Vorsicht ist in Hinsicht des Theerhofes verordnet; aber trotz dem ist derselbe, wie die Sage geht, doch fast täglich und stündlich mit dem Untergange, und durch den seinigen zugleich auch unsre gute Stadt, bedroht.

2.

Auf dem Deiche, so wird erzählt, wohnte vor langen, langen Zeiten eine reiche Wittwe. Nicht war, wie bei unserer Ursel, ein schmucker junger Freier ihr Begehren, denn sie war schon bei Jahren, sondern all' ihr Dichten und Trachten ging allein darauf hinaus, wie sie ihr Geld und Gut noch täglich mehre und immer neue Häuser und Grundstücke

auf dem Deiche an sich bringe. Wenn sie dann Sonntags einmal ausging, führten ihre Schritte sie nicht, wie andere Christenmenschen, in das Gotteshaus, um das Wort des Herrn zu hören, sondern sie schritt, mit der grünen Brille auf der feuerrothen, dicht mit Rubinen besetzten Nase, den Deich entlang, und vor jedem Hause, das ihr gehörte, und wovon sie einen schweren Miethzins zog, blieb sie stehen, betrachtete es mit wohlgefälligen Blicken und sagte bei sich: „Auch das ist noch mein, der Herr sei gelobt!“

Sah sie aber ein schönes, stattliches Gebäude, das einem Andern zugehörte, so wurde ihre schwarze Seele gleich vom giftigsten Neide erfaßt, und sie wünschte wohl gar dem Besitzer desselben die Pestilenz und alles nur erdenkliche Unglück an den Hals, damit das Haus nur bald zu Kauf ausgeboten würde, und sie es an sich bringen könnte, natürlich um einen Spottpreis.

Dies war denn die Sonntagsfreude und Sonntagsfeier unserer Frau Barbara, und außer dieser hatte sie nur noch eine einzige, nämlich: alle Welt zu betrügen; denn wer sich mit ihr in Geschäfte einließ, der konnte sicher seyn, mochte er's auch noch so klug und vorsichtig anfangen, von ihr über's Ohr gehauen zu werden. Auf Eidschwüre und Betheuerungen kam es ihr durchaus nicht an, wenn es galt, einen Andern

hinter's Licht zu führen; aber je mehr sie schwor, je feierlicher sie ihre Ehrlichkeit betheuerte, je ärger wurde der mit ihr Handelnde angeführt.

Kinder hatte unsre Barbara nicht mehr, wenigstens nicht mehr bei sich im Hause; denn einige Töchter, die sie gehabt hatte, waren früh gestorben und ihr einziger Sohn, ein braver Jüngling, hatte die Wirthschaft der bösen Mutter nicht mehr mit ansehen können, und war zu Schiff heimlich in die weite Welt, Gott weiß wohin? gegangen. Beim Abschiede von der alten Elsbeth, die seine Amme gewesen war und jetzt, weil sie alt und schwach, keinen andern Dienst erlangen konnte, wohl bei Frau Barbara aushalten mußte, zu dieser hatte Stephan gesagt, daß er niemals wieder kommen, sondern lieber sein Brod in fremden Ländern betteln, als die durch Betrug zusammengebrachten Reichthümer seiner Mutter mit genießen wollte. „Denn", sagte der wackre Jüngling bei dieser Gelegenheit zu der fast in Thränen zerfließenden Elsbeth, „denn Segen kann doch nicht mit dem unrechtmäßig erworbenen, der bittern Armuth abgepreßten Gute seyn"; und hatte er nicht Recht?

Man konnte nicht eben von Frau Barbara sagen, daß das Verschwinden ihres einzigen Sohnes sie in übermäßige Betrübniß versetzt hätte, denn um ganz nach ihrem Sinne

zu seyn, hätte Stephan ganz andere Eigenschaften haben müssen, als er in der That besaß; er war kein Knauser, kein Goldwurm, sondern vielmehr ein gutmüthiger, freigebiger Jüngling, der keine größere Freude kannte, als Freude zu bereiten. Er war also jetzt fort, und Keiner betrübte sich über seine Abwesenheit, als die alte Elsbeth, vielleicht auch die Hauskatze, der er dann und wann ein Stück Brodt oder eine Speckschwarte zukommen ließ, wenn sie vor Hunger gar zu erbärmlich miaute.

Für wen aber sammelte denn jetzt Barbara eigentlich ihre Schätze? Für wen? närrische Frage! Für wen sammelt der Geiz überall, als für sich selbst? Das that auch Frau Barbara, unbekümmert um den Erben der so mühsam zusammengebrachten Schätze; am liebsten aber hätte sie sie sich mit in den Sarg geben lassen, um sich noch nach ihrem Tode daran zu ergötzen; das aber ging einmal nicht an, und so dachte sie nur immer mit Angst und Schrecken an ihr letztes Stündlein.

5.

Sowohl auf dem Stadt- als Billwärder-Deiche wohnten schon damals viele Schiffbauer und Schiffszimmerleute,

und die gebrauchten täglich Theer, Pech und Werg in Menge zu ihrem Geschäfte; deshalb hatte Frau Barbara denn auch einen Handel mit diesen Artikeln begonnen, und dieser breitete sich nach und nach dermaßen aus, daß sie das größeste Lager von denselben in ganz Hamburg hielt und selbst die Kaufleute bei bedeutenden Bestellungen ihre Zuflucht zu ihr nehmen mußten, weil man sicher seyn konnte, immer einen großen Vorrath bei ihr zu finden.

Wenn das geschah, dann lachte unsre Barbara allemal in's Fäustchen und war sicher, einen guten Schmu zu machen. Sie zeigte den zu ihr kommenden Kaufleuten nämlich die allerbesten Proben von Theer und Pech, verkaufte dadurch ihre Waaren auf's theuerste an sie, und versprach, um den Käufern Kosten und Weitläuftigkeiten zu ersparen, sie von ihrem Lager nach dem Theerhofe schaffen zu lassen, wohin sie ja doch gebracht werden mußten, da das Gesetz den Handelsleuten bei schwerer Strafe verbot, solche feuerfangende Artikel in ihren Speichern und Kellern in der Stadt zu lagern.

Frau Barbara, man muß es ihr zum Ruhme nachsagen, lieferte auch jedesmal pünktlich die von ihr gekauften Fässer ab; bald aber waren diese nur halb voll, bald enthielten sie, statt der bedungenen guten Waare, die allerschlechteste, so daß sie nur die Hälfte des Preises werth war, wofür man

sie gekauft hatte. Natürlich beklagten sich die Kaufleute aufs Heftigste, sobald der ihnen gespielte Betrug an den Tag kam, drangen auch wohl gar durch eine gerichtliche Klage auf Schadenersatz; wer sich aber, sei es durch Betheuerungen ihrer Unschuld, sei es durch einen Meineid vor Gericht, stets weiß zu brennen wußte, das war unsre Wittwe, und die Kläger hatten dann noch obendrein die schweren Gerichtskosten zu bezahlen, worüber Frau Barbara natürlich in's Fäustchen lachte und wohl gar spöttisch meinte: „Sie hätten nur, was sie von ihr haben wollen, nämlich ein tüchtiges Pech.“

Wußte sie sich bei einem auf's Neu gespielten Betruge aber nicht anders zu helfen, so beschuldigte sie mit frecher Stirn die Aufseher am Theer-Magazine, daß sie die Waaren entweder vertauscht, oder die voll von ihr abgelieferten Fässer zur Hälfte geleert hätten, und mancher brave, ehrliche Mann kam auf solche Weise um seine Stelle und sein Brod, da sie es stets so klug anzufangen wußte, daß es den Angeklagten nicht möglich war, ihre Unschuld an den Tag zu legen und die wirklich Schuldige zur Strafe ziehen zu lassen.

Auf diese Weise wurde denn unsre Barbara mit jedem Jahre reicher und ihre dick mit Eisenbändern beschlagenen Koffer strotzten von hellen Goldstücken. Oft schloß sie sich bei diesem Mammon ein, und ließ die Goldfüchse durch die

Hand und die Finger rollen, denn dies war das einzige Vergnügen, das sie von ihrem Reichthume hatte, da sie sich für ihr vieles Geld nicht einmal ordentlich satt aß, und auch sowohl Elsbeth, als die arme Katze dermaßen hungern ließ, daß erstere sich mit der letztern hätte auf's Mausen legen mögen, um nur einmal satt zu werden, und doch auch einen Braten zu schmecken, den sie nur noch dem Geruche nach kannte, wenn nämlich der Bratendampf von dem Schornsteine der Nachbarnhäuser niederschlug und ihr in die Nase kam.

4.

Es war an einem Sonntag-Morgen, um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche, als ein sehr stattlich angezogener, schon etwas ältlicher Herr bei unserer Barbara anklopfte, die eben mit dem Zählen ihres Goldes auf der Bodenkammer beschäftigt war. Elsbeth, die nicht ohne Erlaubniß ihrer Herrin öffnen durfte, fragte ihn aus dem Fenster nach seinem Begehren, und erhielt die Antwort, daß er in Geschäften zu Frau Barbara komme und sie sogleich sprechen müsse.

„Wartet nur einen Augenblick, Herr," versetzte Elsbeth, das Fenster wieder zuschlagend, und damit lief sie, so schnell als es ihr Alter nur irgend erlaubte, die Bodentreppe hin-

auf, um Frau Barbara zu benachrichtigen, daß Jemand vor der Thür sey, der Wichtiges mit ihr zu sprechen habe.

Die hörte kaum von Geschäften, so warf sie den Mammon in die offenstehende Lade, schloß diese zu, steckte den Schlüssel bei sich und eilte auf die Diele hinab, nachdem sie die Bodenkammer zuvor auch noch gehörig verwahrt hatte. Der fremde Herr stand indeß, auf seinen starken Knotenstock gestützt, noch immer vor der Hausthür und erwartete in Geduld, daß ihm geöffnet würde. Dieser Augenblick war endlich da: die Riegel wurden zurückgeschoben, der Schlüssel drehte sich zweimal im gewaltigen Schlosse um, und dem Fremden zeigte sich Barbara's liebreizendes Angesicht in der geöffneten Thür.

„Tretet gefälligst näher, lieber Herr," sagte sie mit einer Freundlichkeit, die sie ihrer Katze gar wohl hätte ablernen können, wenn diese vor Hunger nicht so gar grämlich gewesen wäre.

„Habe ich das Vergnügen mit der Frau Wittwe Barbara zu reden?" fragte der Fremde eben so artig und freundlich.

„Zu dienen, mein Herr; tretet gefälligst in mein armes Haus".

Der Fremde folgte der Einladung der Charmanten und bald saßen Beide einander gegenüber.

„Ich muß Euch sagen," hub der Fremde an, indem er zugleich einen kostbaren Demantring, den er am Finger trug, mit einer geschickten Bewegung der Hand blitzen ließ, „ich muß Euch sagen, geschätzte Frau, daß ich ein königlicher Lieferant bin und als solcher auch die Lieferung an Schiffsbaumaterialien für die neu auszurüstende Englische Flotte übernommen habe. Dazu sind denn auch Pech und Theer erforderlich, und in Hinsicht dieser Artikel bin ich von einigen großen Handelshäusern der Stadt an Euch gewiesen worden, indem man mir sagte, daß Ihr nicht nur in Hamburg das größte Lager von allen diesen Sachen hieltet, sondern auch durchaus reel im Bedienen Eurer Kunden wäret."

„Da hat man mir, ohne mich zu rühmen, nur Gerechtigkeit widerfahren lassen," versetzte Frau Barbara schmunzelnd; „ja, mein Wahlspruch heißt: „„Treue und Glauben Reellität im Handel und Wandel!"" lieber Herr."

„So seyd Ihr ganz Die, die ich suche. Wie viel Tonnen Theer, der der Hauptartikel bei unserm heutigen Geschäfte ist, und in welcher Qualität, würdet Ihr mir wohl abstehen können?"

„So viel Ihr verlangt, Herr, und was die Qualität der Waare anbetrifft, so findet Ihr sie in der ganzen Welt nicht besser. Beliebt nur mit mir zu kommen und die Probe zu besehen; nach dieser aber liefre ich.“

Man ging in den Hof hinaus, und besah die dort aufgestellten Theertonnen, wovon eine offen stand; der Fremde Lieferant prüfte den Inhalt derselben mit Kennermienen, und es dauerte keine halbe Stunde, so war man über volle 500 Tonnen, die die Wittwe in acht Tagen abliefern sollte, ohne viel Handels, einig.

„Ich muß aber sofort wieder nach England abreisen, wo ich noch mehr zu thun habe,“ nahm der Fremde jetzt das Wort, als sie wieder in der Stube angelangt waren, „und da Ihr, Frau Barbara, eines seltenen Rufes als eine durchaus rechtliche Frau genießt; so stehe ich nicht an, Euch die Kaufsumme in schönen, neuen Goldstücken schon gleich jetzt auszuzahlen.“ Bei diesen Worten zog er aus seinen beiden Rocktaschen zwei schwere lederne Beutel hervor, schüttete den Inhalt derselben, lauter glänzende Goldstücke, auf den Tisch und fing an, die Summe abzuzählen. Mit großem Vergnügen nahm unsere Barbara wahr, daß der fremde Handelsmann sich um manches blanke Goldstück, aber immer zu seinem Nachtheile, verzählte,

und wohl hütete sie sich, ihn auf diesen für sie so angenehmen Irrthum aufmerksam zu machen.

„So," sagte der Fremde, und schob ihr den Goldhaufen zu; „es fehlt nun nichts mehr, als daß Ihr, Frau Barbara, mir einen Schein ausstellt, mir nach Verlauf von acht Tagen die bedungenen und im Voraus bezahlten 500 Tonnen Theer, auf Treu und Glauben nach der mir gezeigten Probe, abliefern zu wollen. Ich werde dann meine Leute mit Eyern an den Deich senden und die Waare nach dem Hafen abholen lassen, wo mein großes Kauffahrtheyschiff liegt, das sie nach England mit dem ersten günstigen Winde hinüberführen soll."

„So ist's ganz in der Ordnung," versetzte unsere Wittwe, holte Tinte, Feder und Papier herbei, stellte den verlangten Schein aus und überreichte ihn dem Fremden, der ihn genügend fand und sich mit vielen Kratzfüßen unserer Barbara empfahl.

Jetzt galt es für diese, thätig zu seyn. Sie blieb auch wahrlich nicht müssig, und bevor noch einmal die acht Tage um waren, hatte sie 500 Tonnen Theer von so schlechter Qualität zusammengekauft — natürlich für ein Spottgeld — daß der Empfänger nichts anders damit beginnen konnte, als ihn nur sofort ins Meer zu schütten, denn zu gebrauchen war

er durchaus nicht. Obendrein ließ sie die Fässer nur zur Hälfte füllen, denn sie war einmal fest entschlossen, nicht nur 100 Prozent, sondern wenigstens deren 400 darauf zu gewinnen.

Der Tag der Ablieferung war jetzt da und mit ihm erschienen die Leute des Lieferanten, die den Theer, ohne zuvor die Tonnen zu wägen, in Empfang nahmen und damit fortruderten. Als die letzte Tonne an Bord war, fiel unserer Betrügerin ordentlich ein Stein vom Herzen, denn ihr war doch etwas schwül bei der Sache geworden, so gut sie auch bis jetzt gegangen war.

5.

Am Abend desselben Tages, fast gegen Mitternacht, als schon Alles im tiefsten Schlafe auf dem Deiche lag, wurde stark an die Hausthür Frau Barbara's gepocht, und als sie, die noch auf war, aus dem Fenster sah, erblickte sie — wer beschriebe ihren Schrecken! — ihren Lieferanten, den sie bereits wieder in England wähnte, vor ihrer Hausthür.

„Macht auf! macht auf!“ rief er mit so zornigem Tone, daß ihr das Mark davon in den Knochen gefror; „macht auf, oder!“.....

„Ich komme ja schon!“ entgegnete ihm Barbara bebend, und trippelte todtenblaß — sogar ihre Nase hatte sich entfärbt — die Treppe hinab. „Wie so spät noch, lieber Herr?“ fragte sie dann, indem sie ihm aufschloß.

„Betrügerin!“ donnerte er sie an, „Betrügerin! welche Waare habt Ihr mir für mein gutes Geld geliefert? Heißt das Treu und Glauben unter Handelsleuten? ist das Eure gepriesene Reellität?“

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt,“ versetzte sie schon gefaßter; „habe ich Euch nicht die 500 Fässer richtig heute abgeliefert?“

„Das wohl, die Fässer sind alle 500 da; aber was steckt darin?“

„Nun was denn anders, als Theer?“ fragte sie höhnisch, „ich sollte Euch doch wohl nicht 500 Fässer mit Rosenöl für das Geld liefern?“

„Ihr seid noch frech obendrein?“ schnob der Fremde sie an; „habt Ihr mir solchen Theer geliefert, wie die Probe war?“ „Ganz solchen Theer,“ versicherte sie, „ganz solchen, und wenn der von Euch empfangene nicht Probe hielt, so hat der Teufel sein Spiel damit gehabt, der mir überhaupt feind ist, weil ich eine fromme, tugendhafte und redliche Wittwe bin, die mit ihm nichts zu schaffen haben mag.“

„Wohl! wohl der Teufel!“ rief der Fremde lachend, so lachend, daß ihr die wenigen greisen Haare ihres Hauptes zu Berge stiegen.

„Blick her, kennst du ihn, alter Drache?“ sagte der Fremde, und als sie aufsah, stand nicht mehr der artige Lieferant, sondern der leibhaftige Gott sei bei uns vor ihr.

„Gnade! Gnade!“ rief sie und sank von Entsetzen überwältigt vor ihm auf die Knie nieder: „Gnade! Gnade!“ wimmerte sie nochmals; er aber berührte sie mit einer Ruthe, die er unter seinem Mantel verborgen gehalten hatte, und im Augenblick stand sie wie ein entsetzliches Gespenst, das statt der Augen nur noch Augenhöhlen, und statt der Haare Schlangen auf dem Haupte hatte, vor ihm da.

„So,“ sagte der Böse, indem er ihr die Ruthe aufdrang, „jetzt bist Du für die Welt todt, und auf immer mein Eigenthum. Da Du aber die Erde noch so lieb hast, sollst Du auch fortan auf ihr, zum Schrecken für Andere, umherwandeln, und zwar hier auf dem Deiche, dem Schauplatze Deiner Schandthaten:

„Wache, wache jede Nacht,
„Wenn etwas Böses wird vollbracht!
„Bei dem Theerhof wandle rund,
„Um die stille Geisterstund':
„Sollte Einer Dein Verbrechen
„Je begehn, Du sollst es rächen!“

Beide verſanken jetzt und am andern Morgen fand die arme Elsbeth eine ſcheußlich entſtellte Leiche in dem Bette der Frau Barbara, die man, weil ſie gar keine menſchliche Geſtalt mehr an ſich hatte, nicht auf dem geweihten Friedhofe begraben wollte, ſondern auf einem der Werder in der Elbe verſcharrte.

Seit dieſer Zeit wandelt Barbara als ein furchtbares Geſpenſt auf dem Deiche, beſonders in der Nähe des Theerhofes, umher, und die bei dieſem poſtirten Schildwachen wollen ſie oftmals zu ihrem Schrecken mit der Ruthe in der Hand geſehen haben, wo ſie dann mit dumpfem, kläglichen Tone ſagt:

„Brenne, Theerhof! brenne zu,
„Dein Brand bringt mir die ew'ge Ruh!“

Dieſe Worte haben darauf Bezug, daß, wenn je ein Kaufmann es ſich erlauben ſollte, die Leute wie unſre Barbara zu betrügen, ſie von ihrem Umwandeln erlöſ't ſein wird. In dieſem Falle klopft ſie mit ihrer Ruthe dreimal an den Theerhof, dieſer geräth in Brand, mit ihm zugleich der Deich und leider auch die ganze Stadt, die dadurch ihren völligen Untergang finden ſoll.

Gott wolle unſer gutes Hamburg in Gnaden vor einem ſolchen Unglück bewahren!

Die Sage vom Wehrwolfe.

Schluß.

5.

Am andern Morgen vermißte das unglückliche Weib des Christophers ihr kleines Töchterchen, das neben ihr in der Wiege geschlummert hatte, und Keiner wußte zu sagen, wohin es gekommen sei. Vergebens stellte die arme Mutter alle nur erdenklichen Nachforschungen an: keine Spur war von dem Kinde zu finden; Christopher aber sah scheu und ängstlich zur Erde, sobald man mit ihm von dem Verluste seines Kindes redete, so daß sein sonderbares Benehmen die Nachbarn auf allerlei seltsame Gedanken brachte, und hie und da hieß es bereits:

„Der böse Wehrwolf mag das arme Kind wohl selbst verzehrt haben!“

Es war ohngefähr ein Jahr nach dieser Begebenheit, als der Christopher sich plötzlich bei seiner Arbeit auf dem

Felde besann, daß es der letzte Tag im Monat, und er also verpflichtet sei, sich auf der Stelle, koste es was es wolle, in einen Wehrwolf zu verwandeln.

Da es eben um die Zeit der Heuernte war, stand er mit seinem Rechen auf der grünen Wiese und wendete das schon an der einen Seite getrocknete Heu um. Diese Beschäftigung theilte Elsbeth, seine Großmagd, ein starkes, beherztes Mädchen, mit ihm, und Beide griffen eben tüchtig bei der Arbeit zu, als das Glöcklein in der nahen Wald-Capelle die Stunde des Mittags mit hellem Tone anzugeben begann. Sichtbar schrack unser Christopher bei diesem Klange zusammen, denn keine einzige Minute war mehr sein, wenn er seinen Meister und Herrn nicht nochmals erzürnen wollte. Er schaute sich deshalb nach allen Seiten um, ob auch außer seiner Magd noch irgend Jemand im Felde zu erblicken wäre, und da er zu seinem Vergnügen wahrnahm, daß er allein mit Elsbeth sei, hielt er die Gelegenheit für günstig, sich in den Wehrwolf zu verwandeln und das arme Mädchen zugleich seinem Meister als Opfer darzubringen.

Kaum hatte er daher seinen Gürtel, den er immer bei sich trug, umgeschnallt, so stand er plötzlich als scheußlicher Wehrwolf vor der bis auf den Tod erschrockenen Elsbeth da und glotzte diese mit seinen furchtbaren und glühenden

Augen so entsetzlich an, daß das arme Mädchen schier vor Schreck gestorben wäre.

Schon wollte das Ungethüm auf die Arme losspringen und sie mit seinen gräßlichen Tatzen erwürgen, als sie sich glücklicher Weise besann, einmal von einer alten Muhme gehört zu haben, daß man einen in einen Wehrwolf verwandelten Menschen augenblicklich wieder dadurch entzaubern könne, wenn man ihn bei seinem Tauf=Namen riefe. Es war wirklich viel, daß die arme Elsbeth noch so viele Besinnung übrig behielt, sich der Tauf=Namen ihres Herrn erinnern zu können, und gar Mancher an ihrer Stelle würde sie vor Schreck nicht einmal auszusprechen im Stande gewesen seyn; aber unsre Elsbeth war zu ihrem Glücke beherzter und besonnener, und so rief sie denn mit lauter, kräftiger Stimme drei Mal die Namen ihres Herrn: Jochen Christopher Klassen, und beim dritten Male stand dieser wieder entzaubert vor ihr.

Groß war seine Wuth, noch größer aber seine Furcht, denn nun war er ja seinem Meister und Herrn schon zum zweiten Male verfallen und durfte sich keiner Begnadigung mehr von ihm gewärtig seyn. Gern wäre er daher auch jetzt in seiner menschlichen Gestalt auf die arme Elsbeth losgesprungen, um sie zu erwürgen; aber das beherzte Mädchen,

das seine böse Absicht in seinen finstern, dräuenden Blicken lesen mochte, hatte eine zufällig neben ihm liegende Sense ergriffen und deckte so ihren Rückzug, indem sie dem Christopher diese gefährliche Waffe entgegen hielt und ihn damit zu tödten drohte, sobald er nur Miene machen würde, ihr nachzugehen.

Obwohl im Schweiß gebadet und wie ein Espenlaub zitternd, langte Elsbeth doch glücklich im Dorfe und unter Menschen wieder an, denen sie schaudernd ihr eben erlebtes Abentheuer erzählte, indem sie zu gleich ihren Vorsatz kund gab, keine Stunde länger in Ottensen bleiben, sondern lieber ihr Brod kümmerlich suchen zu wollen. „Denn," sagte sie sehr vernünftig, „hat der böse Wehrwolf mich auch diesmal verfehlt, so würde er mich wohl ein Andermal sicher packen, schon um mir mit einer Hand voll Erde für immer den Mund zu stopfen: besser ich gehe weit weg, wohin er niemals kömmt und ich sicher vor ihm bin."

Dieses Vorhaben führte Elsbeth auch aus, und bevor der böse Christopher noch nach Hause zurückgekehrt war, hatte sie trotz aller Einreden ihrer Frau, die sie nur ungern mißte, ihr Bündelchen schon gemacht und wanderte mit demselben unterm Arme, nach Hamburg, wo sie vorerst ein Unterkommen zu finden hoffte.

Erst in der Dämmerung kehrte Christoph, der vergebens von seinem Weibe zum Mittagsessen erwartet worden war, nach Hause zurück, und zwar schlich er hinten um das Dorf, um von Niemandem gesehen zu werden, weil er befürchtete, daß Elsbeth, wie ja auch geschehen war, geplaudert haben würde.

„Was ist dir denn, Christoph?“ fragte ihn sein Weib, das von Nichts wußte, weil Elsbeth aus Liebe für sie ihr das Vorgefallene verschwiegen hatte; „was ist Dir denn wieder? Du siehst ja gar bleich und wild aus, und zu Mittag gegessen hast Du auch nicht?“

„Laß das Fragen Weib!“ herrschte er sie an und ging in sein Kämmerlein, das er sorgfältig hinter sich zu schloß, um ganz allein die schreckliche Erscheinung seines Meisters zu erwarten, der, wie er vermuthen durfte, nicht ausbleiben würde. Der Elende versuchte jetzt zu beten und sank zu dem Ende mit gefaltenen Händen auf seine Knie nieder; aber seltsam! so oft er den Namen Gottes aussprechen oder auch nur denken wollte, fiel ihm ein anderer, entsetzlicher ein, und an diesen richtete sich das für den Herrn aller Gnaden bestimmte Gebet. Dabei war es gar unheimlich in dem dunklen Kämmerlein und ein wunderbares Geflüster, das oft wie ein verhaltenes Hohnlachen klang, drang aus den Wänden und selbst aus dem Fußboden zu seinem Ohre, auch umzüngelten

ihn blutigrothe und schwefelblaue Flämmchen, die aus den Ritzen des Fußbodens hervorkamen und ihn umtanzten und umgaukelten, ja sich sogar auf seine Füße setzten, so daß er zu verbrennen fürchtete.

Im Hause war indeß nach und nach Alles still geworden und sowohl sein Weib, als Knechte und Mägde hatten bereits seit einer Stunde das Lager aufgesucht, um in den Armen des erquicklichen Schlafes von der schweren Tages-Arbeit auszuruhen. Nur Christopher konnte keine Ruhe finden, nur er konnte nicht schlafen, obgleich er sich auf sein Lager geworfen und beide Augen fest zu gedrückt hatte; denn die Furcht vor der Erscheinung des Bösen erhielt ihn wach, auch wollte das Geflüster und Knistern um ihn her, das Tanzen der blauen und rothen Flämmchen noch immer nicht aufhören, und wider seinen Willen mußte er auf das Flüstern hören, mußte er die Augen öffnen, um das Tanzen und Zittern der Flämmchen zu sehen.

Da erklang plötzlich das Glöcklein von der nahen Klosterkapelle mit hellem Tone und lud die frommen Klosterbrüder zur Mitternachts-Mette ein; Christopher bebte zusammen, so wie das Glöcklein anschlug; aber mit dem ersten Schlage waren auch alle Flämmchen erloschen und kein Geräusch ließ sich hören: eine Todtenstille, nur durch das Ge-

bingel des Glöckleins unterbrochen, eine rabenschwarze Finsterniß herrschte in der Kammer. Plötzlich, als das Glöcklein eben den letzten Ton angegeben hatte, erschütterte ein Donnerschlag das ganze Haus und in demselben Augenblick schien auch seine Kammer ganz in Flammen zu stehen; ihm schwindelte, die Sinne vergingen ihm und er schloß die Augen wie zum Todesschlafe.

6.

Er erwachte durch einen brennenden Schmerz, den er am Arme fühlte und der so heftig war, daß er ihn seiner tiefen Ohnmacht entriß. Er schlug die Augen auf und sah schaudernd eine Gestalt vor sich stehen, die ich Euch nicht zu beschreiben wage, eine Flammengestalt, so gräßlich, so furchtbar, daß jeder warme Blutstropfen in seinen Adern plötzlich zu Eis erstarrte.

„Ho! ho! Gevatter!“ hohnlachte die Erscheinung, „Du schläfst, während ein so lieber Besuch Deiner wartet?“

„Wehe! Wehe!“ winselte Christopher und rang voll Verzweiflung die Hände.

„Nun, laß das Winseln,“ sagte Mephisto mit gerunzelter Stirn, „laß das weibische Winseln und thue, was

Deine Pflicht iſt. Deine Friſt iſt abgelaufen, Brüderchen, und daß ſie nicht länger war, iſt lediglich Deine Schuld. Du biſt ein Ungeſchickter und weißt nicht wohl mit dem Dir verliehenen Gute umzugehen.“

„Ach Erbarmen! Erbarmen!“ heulte Chriſtoph. „War's doch nicht meine Schuld, daß ich Euch geſtern mein Wort nicht halten konnte, und hatte ich doch den beſten Willen von der Welt, lieber Meiſter und Herr!“

„Auf dergleichen Spitzfindigkeiten laſſe ich mich nicht ein, ſondern fordre mein Recht, und das iſt, Dich jetzt mit mir zu nehmen,“ verſetzte Mephiſto und ſtreckte die glühenden Krallen nach ihm aus, um ihn anzupacken.

„Kann Nichts, gar Nichts mich denn mehr retten?“ jammerte Chriſtoph.

„Nichts!“ war die Antwort.

„Auch nicht, wenn ich Euch zur Sühne noch ein anderes Opfer bringe? — Ihr wißt wohl ....“

„Wie der Elende um ſein Bischen Leben ſchachert!“ ſagte der Böſe mit einem furchtbaren Hohnlachen, „Nun,

Warum, und was hätteſt Du mir denn zu bieten, das wirklich der Mühe werth wäre, mich auf den Handel einzulaſſen?“

„Mein Haus, mein Hof, meine reich gefüllten Scheuren und Ställe,“ verſetzte Chriſtoph; „ja, nehmt Alles, Alles, woran mein Herz hängt, laßt mich zum Bettler, zum mit Lumpen und Schwären bedeckten Bettler werden, nur raubt mir das Leben noch nicht!“

„Der Handel ſollte mir gefallen, alter Tölpel! Als ob ich dergleichen Plunder nicht ſchon genug hätte!“

„So nehmt mein Weib, Herr! nehmt dieſes und was Euch ſonſt noch von dem Meinigen gefällt.“

„Dein Weib? was ſollte ich damit? auch könnte ich's nicht nehmen, ſelbſt wenn ich mich auf den Handel einlaſſen wollte, denn das geht alle Sonn- und Feſttage zur Kirche und trägt überdies bei Tag und Nacht ein ſilbernes Kreuz am Halſe, das ein Pfäfflein geweiht und ihr zum Lohne ihrer Frömmigkeit gegeben hat: Dergleichen paßt nicht für mich.“

„So nehmt mein Kind, nehmt es, obgleich es das letzte und einzige Geschöpf auf der Welt ist, an dem mein Herz hängt," sagte Christopher händeringend.

Mephisto schwieg und schien nachzusinnen; ein furchtbares Lächeln umspielte seine Lippen und er blickte mit sichtbarer Schadenfreude auf den Elenden; dann sagte er nach einer Pause: „Der Vorschlag ließe sich hören; hast Du aber bedacht, daß es Dein einziger Sohn ist, den Du mir da anbietest?"

„Ich habe dies bedacht — o! ich habe es bedacht!" wimmerte Christopher; „aber nehmt ihn zur Sühne für mein Leben!"

„Wahrlich, Du verdienst noch ferner so zu leben, wie Du jetzt lebst," versetzte Mephisto; „nun topp! ich schlage ein; bedenke aber, daß Du jetzt Dein letztes Gut verthan hast und daß nichts Dich mehr zu retten vermag, wenn Du noch einmal den mit mir eingegangenen Vertrag brichst."

„So willigt Ihr in den Tausch, mein Herr und Meister?" rief Christopher, plötzlich wieder freier auf athmend.

„Ja, man muß ja nicht allzu eigensinnig seyn! Bring mir den Knaben, denn Du selbst bist mir gewiß genug.“

Am andern Morgen war auch der Knabe aus seinem Bettchen verschwunden und auch ihn suchte die trostlose Mutter vergebens, während Christopher unthätig und mit gestütztem Haupte in einem Winkel der Stube saß und auf keine an ihn gerichtete Frage antwortete.

Da erkannte denn die arme Frau, daß das Gerücht wohl ein wahres sei, welches behauptete, ihr Mann habe sich dem bösen Feinde ergeben, und zugleich durchzuckte der Gedanke sie mit Höllenschmerz, daß er seine und ihre Kinder, deren plötzliches und unbegreifliches Verschwinden sonst durchaus nicht zu erklären war, wohl gar dem Teufel zum Opfer gebracht habe. Sie wurde bei diesem Gedanken von einer solchen Angst und Verzweiflung erfaßt, daß es ihr nicht mehr möglich war, mit ihrem Manne unter einem Dache zu weilen, und so begab sie sich, nachdem sie Christoph mit Vorwürfen und Verwünschungen überhäuft hatte, in ein nahes Frauenkloster, wo sie, da man das innigste Mitleid mit ihr hatte, willige Aufnahme fand, und Trost durch Gebet und freundlichen Zuspruch der frommen Klosterschwestern.

7.

Ganz allein war jetzt Christopher in seinem großen, geräumigen Hause, denn seit dem Verschwinden seines letzten Kindes und der Entfernung seines Weibes wollte Keiner mehr bei ihm bleiben, kein Knecht, keine Magd mehr mit ihm unter demselben Dache schlafen. So blieb ihm denn nichts weiter übrig, als gleichfalls seine Wohnung mit dem Rücken anzusehen, und an einem andern Orte, wo man weder ihn noch seine Gräuelthaten kannte, einen Aufenthalt zu suchen; auch mußte er ja fürchten, daß seine Nachbarn, die schon öfterer Drohungen und Verwünschungen gegen ihn ausgestoßen hatten, ihm nach dem Leben trachten würden, um sich seiner Nachbarschaft und Anwesenheit in dem sonst so glücklichen und friedlichen Dorfe zu entledigen.

Eines Abends also wanderte er aus Ottensen fort, denn bei Tage hätte er sich nicht im Dorfe blicken lassen dürfen, und schlug den Weg nach dem unfernen Hamburg ein, das er noch vor Mitternacht erreichte. Lange eilte er, unschlüssig, wo er ein Obdach suchen sollte, durch die Gassen, dann, als man schon überall die Hausthüren zuzuschließen begann und die Straßen immer dunkler und stiller wurden, kehrte er in einer schlechten Kneipe ein, die in einem Winkelgäßchen der Altstadt lag, denn die Neustadt existirte damals noch nicht.

Die Wirthsleute wollten eben zu Bett gehen, als Christopher sich an der Thür zeigte und um Einlaß bat; erst wollte man ihn abweisen, weil den Leuten sein finsteres Gesicht gar nicht gefiel, als er ihnen aber einen straffen Beutel mit Silberstücken zeigte und sein Nachtlager gut zu bezahlen versprach, heiterten sich ihre Mienen auf und man wies ihm das beste Stübchen im Hause an.

Hier lebte er mehrere Wochen, ließ viel Geld aufgehen und aß und trank das Beste, was nur aufzutreiben war; das Haus, in dem es ihm gar wohl gefiel, verließ er fast gar nicht. So war denn zu seinem Schrecken der letzte Tag des Monats herangekommen und mit ihm die Verpflichtung, sich wieder auf vierundzwanzig Stunden in einen Wehrwolf zu verwandeln und dem Bösen ein Menschenopfer darzubringen. Das erstere konnte leicht in Ausführung gebracht werden, denn er brauchte sich ja bloß auf vierundzwanzig Stunden fest einschließen; wie aber mitten in der volkreichen Stadt sein Opfer erhaschen, ohne entdeckt zu werden? Doch es mußte ja sein, und so durfte er nicht auf die Gefahren sehen, die ihn umringten: war er doch von einer weit größeren bedroht, wenn er sein Versprechen nicht hielt!

Indeß hatten ihn, ohne daß er es bemerkte, seit dem vorigen Tage zwei Augen auf's genaueste beobachtet, und diese

Augen gehörten der muthigen Elsbeth an, die den Tag vor seiner Verwandlung als Magd in das Wirthshaus gekommen war, weil man diejenige, welche früher darin gedient, der Untreue wegen hatte fortschicken müssen. Kaum hatte daher Christopher sich in seinem Kämmerchen eingeschlossen, um ungestört die Verwandlung mit sich vornehmen zu können, so eilte Elsbeth zu den Wirthsleuten, theilte ihnen mit, was sie über Christoph wußte, und bat und beschwor sie, in aller Stille eine hinlängliche Mannschaft von der Stadtwache holen zu lassen, um den Wehrwolf — denn in einen solchen habe ihr ehemaliger Brodherr sich ihrer Meinung nach gerade jetzt wieder verwandelt — festzunehmen und den Gerichten auszuliefern. Die erschrockenen Leute thaten, was Elsbeth begehrte, man erbrach die Kammer, worin sich Christoph eingeschlossen hatte, und fand zu seinem Entsetzen, statt desselben ein gräßliches Ungethüm darin. Kaum erblickte dieses das Mädchen, als es auch schon darauf loszuspringen und es zu tödten suchte, indem es mit Recht in demselben die Verrätherin zu erblicken glaubte. Elsbeth aber war auch auf ihrer Huth, und indem sie dreimal den Namen Jochen Christopher Clässen mit lauter Stimme aussprach, wich sie behende in den Hintergrund des Zimmers zurück. Kaum hatte sie die Namen drei Mal genannt, so war der Wehrwolf wieder verschwunden und unser Christopher stand bleich und zitternd da. Die Soldaten ergriffen ihn, legten ihm Fesseln an Hände

und Füße und schleppten ihn auf's Rathhaus, wo eben die ehrwürdigen Väter der Stadt versammelt waren.

Läugnen konnte unser Christopher nicht, da man ihn vor vielen Zeugen auf frischer That ertappt hatte, und so wurde denn das Urtheil, wie glaubwürdige Chroniken berichten, über ihn ausgesprochen: „daß er an den Schandpfahl geschlagen und als ein böser Zauberer darauf zu Tode geschmöcket werden sollte.“

Also geschah es auch: unser Christopher erhielt den Lohn seiner Verbrechen durch die Hand des Henkers, und daß Mephisto gleichfalls zu seinem Antheile gekommen sein werde, steht wohl anzunehmen, indem er weder gewohnt ist, etwas zu verschenken, noch sich um Das bringen zu lassen, was ihm mit Fug und Recht zukömmt.

Gedruckt bei Friedrich Wilhelm Christian Menck.

Sagenbibliothek.

(Heft IV.)

V.

Die Kuh mit fünf Hörnern.

1.

Wenn man aus Hamburg zum Deichthore hinausgeht und ſich nach der rechten Seite hin hält, gelangt man, über eine hölzerne Brücke ſchreitend, erſt auf den hoch gelegenen Stadt-Deich, und von dieſem endlich auch auf den Billwärder-Deich, von wo aus man einer gar herrlichen Ausſicht genießt. Links liegen in der Tiefe ſaftig-grüne, blühende Wieſen, mit goldenen Aehrenfeldern untermiſcht, und die naheliegenden Dörfer, Hamm, Horn, Wandsbeck, Billwärder an der Bille, Steinbeck und Schiffbeck, ſo wie ſelbſt aus bläulicher Ferne herüber Reinbeck und der dichte Sachſenwald, begrenzen in rei-

zender und maleriſcher Abwechſelung den Geſichtskreis. Rechts dagegen fließt die majeſtätiſche Elbe, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend mit buntbeflaggten Schiffen und Kähnen bedeckt. Die Elbinſeln Peute, Feddel, Wilhelmsburg; die hannöveriſche Küſte mit Harburg und ihren tiefblauen Heidelbeeren-Hügeln; die grünen Elbwärder, worauf zahlloſe Heerden von muntern Roſſen mit ihren Fohlen weiden, wo buntgeflecktes Hornvieh und ſchneeweiße Schaafe und Lämmer reichliche Nahrung finden; im Hintergrunde das große Hamburg mit ſeinen Thürmen, ſeinem mit Tauſenden von Maſten wimmelnden Hafen; dann noch etwas ferner Altona, die Elbküſte mit den Blankeneſer Hügeln — dieſes Alles in reizendſter Abwechſelung und Mannigfaltigkeit, macht den Billwärder-Deich in Hinſicht der Ausſicht zu einem der ſchönſten Punkte in der Umgegend unſers geliebten Hamburgs, und die Freunde von Naturſchönheiten ſollten nicht ſäumen, ſich damit bekannt zu machen.

Faſt in der Mitte des Billwärder-Deiches, da wo jetzt die ſchöngebaute, ſtattliche Windmühle, das Eigenthum des Bäckers, ſteht, ſtand vor vielen vielen Jahren ein kleines Wirthshaus, das man nur ſchlechtweg die Schiffer-Schenke zu nennen pflegte; auch war auf dem ſchon etwas verwitterten Schilde ein goldener Anker abgebildet, zum Zeichen, daß hier beſonders Seefahrer und Schiffer ein Unterkommen ſuchten und fanden.

Der Wirth der Schiffer-Schenke, selbst früher ein rüstiger Seemann, der sogar mehrere Reisen nach dem Mittelmeere, Afrika und Ostindien gemacht hatte, und der gewiß auch das große Amerika besucht haben würde, wenn es zu seiner Zeit schon von Christoph Columbus entdeckt gewesen wäre, der Wirth, sagen wir, war nicht nur eine durch und durch fröhliche Haut, sondern auch ein so braver Mann, wie es nur einen auf zehn Meilen in der Runde gab. Dies machte denn auch, daß es der Schiffer-Schenke nie an Gästen fehlte, so daß vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht hinein ein fröhliches Leben darin herrschte und Knechte und Mägde genug zu thun hatten, für alle Ankommenden Speise und Trank herbei zu schaffen, wobei Meister Peter, wie man den Wirth gewöhnlich nannte, wacker mit half, damit es keinen durch langes Warten unzufriedenen Gast in seinem Hause gäbe.

Hübsch war es anzusehen, wenn an hohen Sommertagen, wo die liebe Gottessonne so heiß vom Himmel herniederbrannte, die munteren Schiffer und rüstigen Matrosen mit offener Brust und in ihren kurzen Jacken beim schäumenden Biere unter der großen Linde saßen, die vor der Schenke stand, und reichlichen Schatten gewährte, und wie sie einander dann mit dem auf die Hand gestützten Haupte ihre Abentheuer und Fahrten erzählten, wobei sie bald ernsthaft, bald ausgelassen fröhlich wurden, je nachdem es der Gegenstand

ihrer Unterhaltung mit sich brachte und sie entweder der überstandenen großen Gefahren, oder eines mit munterer Laune ausgeführten tollen Streiches gedachten.

Oft, wenn der Gäste nicht all zu viele da waren, so daß Knechte und Mägde die Aufwartung allein beschaffen konnten, saß der lustige Wirth Peter dann mitten zwischen seinen Gästen, und was er vorbrachte und erzählte, war wahrlich nicht gerade das Langweiligste und Uninteressanteste. War daher Meister Peter einmal zur Stadt oder sonst ausgegangen, so hörte man nicht auf, sich bei seinem Weibe Gesa nach ihm und seiner Rückkehr zu erkundigen, so daß dieses oft ganz verdrießlich wurde und meinte, es fehle den Gästen ja an nichts, auch wenn der Peter nicht da wäre, und sie ließe sich die Aufwartung ganz so angelegen seyn, wie er.

„Ja freilich," entgegnete ihr einst auf eine solche mit Unmuth gegebene Antwort der lustige Matrose Jack, „ja freilich schenkt Ihr uns Bier und Meth so gut wie er; aber sein heiteres Gesicht, was eben den Trunk erst wohlschmeckend macht, den er uns reicht, das fehlt uns, wenn er nicht da ist, und Ihr, Frau Gesa, nehmt's nicht übel! Ihr seht immer so finster aus, wie die schwere Zeit und zieht Falten vor der Stirn, wie sie der alte bärtige, aus Holz geschnitzte Neptunus an unserm Ostindienfahrer hat. Das sieht man denn nicht so gern, als Meister Peters glattes, freundliches Ge-

ſicht, obgleich wir Männer in der Regel ja lieber in ein Paar Frauen-Augen, als in die eines Mannes zu ſehen pflegen.“

„Ihr ſeyd ein Grobian, Jack, und werft mir oft vor, daß ich ein ſtilles und ehrbares Weſen an mir habe,“ verſetzte Geſa mürriſch, und ihr ſonſt faſt immer bleiches Geſicht überzog ſich mit der brennenden Röthe des Zorns. „Freilich, ich weiß es,“ fuhr ſie fort, „ſähet Ihr es lieber, wenn ich ſo ein leichtſinniges Geſchöpf wäre, wie es viele giebt, und mit Euch ſchäkerte und lachte, wenn Ihr unziemliche Scherze vorbringt, oder wohl gar unanſtändige Reden in meiner Gegenwart haltet; aber Dergleichen ſteht mir nicht an, wie Euch mein ernſtes Geſicht und geſetztes Weſen nicht.“ Damit ging ſie.

„Hm! wenn man ſie ſo ſprechen hört, kann man nichts gegen ihre Reden haben,“ ſagte Willm, ein alter Matroſe, zu Jack, als die Wirthin ſich entfernt hatte; „aber ich kann mir darin nicht helfen, das Weib iſt mir in tiefſter Seele zuwider, und mir iſt immer ſo unheimlich in ihrer Nähe zu Sinne, wie auf klippenvollem Meere vor einem eben nahenden Sturme. Weiß der Himmel, wie der brave Peter, der die Redlichkeit und Offenheit ſelbſt iſt, wohl zu dem ſchleichenden, ſchielenden Weibe gekommen ſein mag: ſie paſſen zu einander, wie Feuer und Waſſer, wie Katz' und Hund.“

„Ja, die Leute ſagen,“ fiel ihm Jack in die Rede, „er ſoll ſie um ihr Hab' und Gut genommen haben, und um

das gute, fleißig besuchte Wirthshaus hier, das er mit ihr erheirathete, nachdem Eltern und Geschwister ihr verstorben waren. Sie haben sich schon als Kinder gekannt — so hörte ich wenigstens — und der Peter war ein armer, elternloser Bursche, den ein Fischer auf der Feddel aus Barmherzigkeit erzogen haben soll. Da kam er denn oft, bevor er noch zur See ging, hieher nach dem Deiche herüber und verkaufte Fische im goldenen Anker, wie das Wirthshaus damals hieß. Er soll ein gar schöner, rüstiger Bursche gewesen seyn, wie die Leute sagen, die ihn in jener Zeit kannten, und da mag er denn wohl der Wirthstochter Gesa baß gefallen haben, obgleich er nur ein so armer Teufel war und auf der weiten Gotteswelt nichts weiter besaß, als sein glattes Gesicht und seine hübsche Gestalt."

„Ich kann Euch mehr davon erzählen," fiel dem Sprechenden jetzt ein alter Elbschiffer in die Rede, „denn ich diente gerade als Knecht hier in der Schenke, als die Heirath zwischen dem Peter und seiner jetzigen Frau gewissermaßen zu Stande kam."

„Ei, thut das, Adam!" riefen die beiden Andern und rückten zusammen, um ein Plätzchen auf der Bank für ihn frei zu machen. Der Alte folgte ihrer Einladung, und sich zu ihnen setzend, hub er mit leiser Stimme seine Erzählung folgendermaßen an:

2.

„Der Jack hat die Geſchichte bis jetzt ganz richtig erzählt, und ich brauche deshalb nur da fortzufahren, wo er ſtehen geblieben iſt. Peter, der jetzige Wirth, kam wirklich mit ſeinen Fiſchen oft hieher, um ſie an die Wirthsleute für Rechnung ſeines Pflegevaters zu verkaufen, und allemal wenn er ſich im Hauſe zeigte, dann war ſicher die Geſa auch da und wir hatten unſern Spaß daran, mit welchen verliebten Blicken ſie den Peter jedesmal betrachtete und wie bemüht ſie war, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, der, ſeinerſeits, ſich nicht eben viel aus der häßlichen, ſchielenden Wirthstochter zu machen ſchien, ja ſie wohl gar, nach ſeiner luſtigen und neckiſchen Weiſe, zum beſten hatte.“

„Dies ſchreckte die Geſa aber keineswegs von ihm ab, und endlich ging ſie ſo weit, daß ſie ihm unverhohlen ihre Liebe erklärte, wobei ſie ihm unter vielen heißen Thränen die Verſicherung gab, daß es ihr Tod ſeyn würde, wenn ſie ihn nicht zum Manne erhielte.“

„Der Peter war zu Anfang etwas verwirrt und verlegen, dann aber gewann er ſeine alte Luſtigkeit und Unbefangenheit wieder, und antwortete ihr:

„Wie könnte wohl aus uns ein Paar werden, Geſa, ſelbſt wenn ich Eure Liebe erwiederte, da wir Beide arm ſind und ich Euch nicht zu ernähren vermöchte? Schlagt Euch deshalb die Liebe zu mir aus dem Sinne, der ich ein

so armer Bursche bin, daß nicht einmal das Hemd auf dem Leibe mir gehört, und sucht Euch einen begütertern Freier. Was mich anbetrifft," fügte er lachend hinzu, „so will ich von meinem hübschen Gesichte, das einzige Gut was auf Erden mein ist, den Vortheil zu ziehen suchen, mir eine reiche Frau damit zu erkaufen, bei der ich ein angenehmes und sorgenfreies Leben führen kann."

„Und wenn ich nun reich, sehr reich würde?" fragte ihn Gesa hastig.

„Freilich, dann ließe die Sache sich schon eher hören," versetzte er lachend; „aber wie wolltet Ihr denn wohl zu Schätzen kommen, da Euer Vater, wie man allgemein sagt, tief verschuldet ist und Ihr obendrein einen kleinen Bruder habt, der die Wirthschaft einmal vom Vater erben wird, wenn es diesem gelingt, sich empor zu arbeiten und sich im Besitz des Hauses zu erhalten."

„Das laßt meine Sorge seyn, Peter," versetzte sie; „nur versprecht mir, in fünf Jahren noch nicht an's Heirathen zu denken und auf jeden Fall erst bei mir vorzufragen, ehe Ihr Euch überhaupt dazu entschließt."

„Topp! das soll ein Wort seyn!" rief er lachend und reichte ihr die Hand zum Abschiede.

Seit diesem Tage hütete sich Peter aber sorgfältig, die Anker-Schenke wieder zu betreten, denn das Mädchen war ihm durch ihre Zudringlichkeit so zuwider geworden, daß er

ſich ordentlich vor ihr fürchtete; auch fand ſich bald eine Gelegenheit für ihn, ſeinem Hange nach weiten Reiſen zu genügen, indem ihm eine Stelle auf einem Chinafahrer angeboten wurde. Er verließ alſo ſeinen guten Pflegevater und ſeine Heimath mit fröhlichem Herzen und ſegelte luſtig und wohlgemuth auf ſeinem Schiffe ab, während die Geſa über ſeine Entfernung in eine ſolche Verzweiflung verfiel, daß die Eltern glaubten, ſie darin umkommen zu ſehen, und ſie allen Nachbarn und Bekannten ſchier zum Geſpötte diente. In den erſten Tagen wollte ſie weder Eſſen noch Trinken zu ſich nehmen und ſaß mit aufgelöſ'tem Haare und todtenbleichem Geſichte, die Augen ſtarr auf den Erdboden geheftet, hinter dem großen Ofen auf der Ofenbank. Redete man ſie an, ſo antwortete ſie entweder gar nicht, oder ſo verwirrtes Zeug, daß man für ihren Verſtand bange ſeyn mußte; nach und nach aber kam ſie wieder zu ſich, und antwortete den Leuten vernünftig und ließ ſich ſogar wieder Eſſen und Trinken ſchmecken; ja, an einem Morgen — ich erinnere mich deſſen noch, als ob es erſt heute geweſen wäre — an einem Morgen war ſie ſo gänzlich verändert in ihrem Weſen, ſo ausgelaſſen fröhlich, möchte ich ſagen, daß wir ſie kaum wieder erkannten. Sie hüpfte und tanzte im Hauſe umher, und dabei ſprach ſie halb und ſang ſie halb die Worte: „Ich krieg ihn doch! Ich krieg ihn doch! Dieſe Nacht hat mir deutlich geträumt, daß er doch noch einmal mein Mann wird!“

„Wen sie damit meinte, das wußten wir recht gut, denn daß sie noch immer an den Peter dachte, war uns Allen klar, da sie bei jeder Gelegenheit seinen Namen nannte, sich auch bei jedem hier einkehrenden Matrosen oder Schiffer nach ihm erkundigte, ohne aber jemals eine Nachricht von ihm zu erhalten, da sein Schiff direct nach Ostindien abgegangen war, von woher nur höchst selten Nachricht hieher kommen konnte, weil nur so wenige Schiffe diese gefährliche Fahrt wagen.“

„Ein Jahr mochte ohngefähr seit der Abreise Peters verflossen seyn, als sich hinter einander mehrere Todesfälle hier im Hause ereigneten. Erst starb das Schwesterchen der Gesa und dann an einem und demselben Tage die beiden Eltern derselben; wie verlautete, sollten die braven alten Leute irgend etwas Giftiges genossen haben, woran sie dann einen so qualvollen Tod nahmen; was es aber gewesen sey, konnte man nicht herausbringen, auch starben sie, ohne ärztliche Hülfe, ja, ohne nur die Sacramente empfangen zu haben, so überraschte sie der Tod. Daß Gesa, als eine gute Tochter, sehr traurig über den Verlust ihrer sie stets so zärtlich liebenden Eltern war, kann man sich vorstellen, und auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich ihre heftige Natur wieder, denn statt ihre Eltern zu beweinen, wie andere gutgeartete Kinder es gethan haben würden, erfüllte sie das Haus mit einem so entsetzlichen Geheul, mit solchen Wehklagen, daß einem schier das Mark in den Beinen davon gefror und man Haus

und Leichen hätte verlassen mögen, um es nur nicht mehr anhören zu dürfen. Dabei wälzte Gesa sich auf der Erde herum, raufte sich das Haar aus, zerriß ihre Kleider und stieß — noch überläuft mich ein Schauder, wenn ich daran denke — so entsetzliche Flüche aus, wie ich sie niemals wieder gehört habe, noch je wieder zu hören hoffe."

„Wir Leute im Hause wußten nicht, was wir mit der halb Unsinnigen anfangen sollten, als es plötzlich einem von uns einfiel, den Namen des abwesenden Peters vor ihr zu nennen und sie auf dessen baldige Rückkehr zu vertrösten; da, als hätten wir die bösen Geister mit einem Zauberspruche gebannt, da erheiterten sich plötzlich ihre Gesichtszüge, sie brach in ein abscheuliches Lachen aus und rief: „Ja, daran habe ich nur nicht gedacht in diesem Augenblick; wenn Peter zurückkehrt, dann werde ich doch noch eine glückliche Person, o! glücklicher als Ihr Alle, denn er nimmt mich zu seinem Weibe und ich führe in Freud' und Wohlleben das fröhlichste Leben mit ihm!"

„Von diesem Augenblick an war sie ruhig, ordnete Alles selbst an, was zur Bestattung der Leichen erforderlich war und übernahm auch die Führung der Wirthschaft mit solchem Eifer, wie wir es vorhin nie von ihr erwartet hatten; denn sie war früher ein müssiges, tändelndes Ding gewesen, das sich nur um ihren Staat und um ihre Liebesthorheit, keineswegs aber um das Hauswesen, bekümmert hatte."

„Trotz dem war es mir seit dem Tode der alten Wirthsleute nicht wohl mehr im Hause, woran das seltsame Wesen der Gesa wohl vorzüglich Schuld sein mochte; denn bald war diese ausgelassen lustig, bald wieder so traurig und verstimmt, daß man nie recht wußte, wie man mit ihr daran war; auch kam, freilich ohne das Verschulden der neuen Wirthin, das Haus bald so in Verruf, daß kein einziger Knecht mehr darin bleiben wollte, und so forderte auch ich meinen Abschied, verdung mich als Matrose und fuhr von dannen, wie der Peter, in die weite Welt hinaus. Als ich nach etwa sieben Jahren wieder nach Hamburg zurückkehrte, und das Wirthshaus zum goldenen Anker aufsuchte, war Alles hier gänzlich verändert: den Peter fand ich als neuen Wirth, die Gesa als seine Hausfrau; das Haus war von Grund aus neu aufgebaut, Küche und Schränke waren voll köstlichen Hausgeräths; Gesa hatte sich den reichsten Staat angeschafft und liebte es, sich zu putzen, für ihren geliebten Peter, wie sie sagte, und Peter selbst, der als ein arner Schiffsjunge weggegangen und als ein eben so armer Matrose wiedergekehrt war, saß so in der Wolle, daß ein Ritter oder Edelmann mit ihm hätte tauschen mögen."

„Da habt Ihr die Geschichte," schloß Adam seine Erzählung und leerte auf einen Zug den Krug aus, den er sich zur Anfeuchtung seiner vom anhaltenden Erzählen trockenen Kehle hatte reichen lassen.

„Was ist denn aber aus dem Bruder der Frau Gesa geworden, der ja doch nach Recht und Billigkeit das Wirthshaus hätte erben müssen?“ fragte Willm den Erzähler.

„Das weiß eigentlich kein Mensch,“ versetzte dieser; „so viel ist aber gewiß, daß das Kind — er war beim Tode der Eltern noch ein ganz kleiner Junge — auf eine wahrscheinlich traurige Weise umgekommen ist. Auf einmal war Gotthold̃chen aus dem Hause verschwunden, und vermuthlich hat er sich aus kindischer Unvorsichtigkeit selbst den Tod gegeben. Man fand das Boot, welches stets hinterm Hause angebunden lag, nach seinem unbegreiflichen Verschwinden mitten auf der Elbe treibend, während sein Mützchen am Ufer umherschwamm. Vermuthlich hat er sich mit dem Boote auf die große Elbe gewagt, die ja gleich da hinter dem Haken anfängt, und ist jämmerlich ertrunken, ohne daß es ein Mensch bemerkt hat.“

„Das sind ja seltsame Begebenheiten!“ rief Jack und machte eine zweideutige Miene, indem er zugleich den alten Adam bedeutungsvoll ansah.

„Denkt nur nichts Böses dabei, Jack,“ nahm der ehrliche Alte nicht ohne einige Heftigkeit wieder das Wort; „denn außer ihrer fast an Wahnsinn grenzenden Liebe für den Peter, den sie ja nun zum Manne erhalten hat, kann man der Gesa mit Fug und Recht nichts vorwerfen; auch liebte sie ihren kleinen Bruder Gotthold mit wahrhaft schwesterlicher Zärt-

lichkeit und konnte nicht dulden, daß man ihn nur scheel ansah. Es war dies ja auch natürlich, da er von allen ihren Verwandten ihr allein übrig geblieben, überdies auch ein hübscher, munterer Knabe war. Jetzt, wo ihre Ehe mit dem Peter nicht von Gott mit Kindern gesegnet wurde, muß der Verlust ihres einzigen Bruders doppelt schmerzlich für sie sein, und auch Peter sagt oft seufzend: „Wenn das Gottholdchen doch nur noch lebte, so wüßte man doch, wofür man was erwürbe; so aber werden Hab' und Gut einmal an lachende Erben fallen, was allemal ein trauriger Gedanke ist."

Adam schwieg jetzt und schickte sich an, seine Zeche zu bezahlen, um weiter zu wandern, als der neugierige Jack ihn nochmals mit der Frage aufzuhalten suchte, was es denn damit für ein Bewandniß habe, daß das Wirthshaus auf einige Zeit in Verruf gerathen sei?

„Hm!" antwortete ihm der Gefragte, „Ihr seid auch gar zu wißbegierig, mein lieber Jack! Hab' für heute keine Zeit, Euch länger Red' und Antwort zu stehen und muß machen, daß ich wieder am Bord komme. Lebt also für diesmal wohl." Mit diesen Worten trabte er ab und ließ die beiden Andern nicht wenig neugierig zurück.

3.

Es war nicht gar lange nach dieser Unterhaltung, als ein junger Bursche von etwa zwanzig bis zwei und zwanzig

Jahren in sehr zerlumpter Kleidung und mit einem bleichen, abgezehrten Gesichte in die Schiffer-Schenke eintrat und für sein Geld ein Stück Brod begehrte.

„Nehmt Platz, junger Bursche," sagte Peter freundlich zu dem Ankommenden, denn das war er auch gegen die ärmern Besucher seines Wirthshauses, „nehmt Platz, Ihr sollt gleich bedient werden."

„Mein Gott, wie ist mir denn?" versetzte der Jüngling, und rieb sich die Augen, als erwache er eben aus einem Traume; „wie ist mir denn?" fragte er nochmals. „Bin ich doch, so viel ich weiß, noch nie in dieser Gegend gewesen, und doch kommt mir hier Alles so bekannt vor? Da unten die Wiesen und Saatfelder habe ich schon einmal gesehen; das Häuschen mit dem grünen Zaun auch — und der Fluß mit den Inseln — o die blauen Hügel d'rüben, das Alles, Alles sah ich schon!"....

„Ihr mögt Aehnliches gesehen haben," versetzte Peter gleichgültig, „wie man denn, wenn man viel reist, sehr oft auf Gegenden stößt, die große Aehnlichkeit mit einander haben. Mir selbst ist das auf meinen Fahrten häufig begegnet, und wie durch einen Traum glaubte ich mich oft sogar in die geliebte Heimath versetzt zu sehen, so daß mir die hellen Thränen in die Augen traten und das Herz mir schier vor Sehnsucht zu springen drohte. Eben so mag es Euch jetzt

ergehen, und vielleicht hat diese Gegend sogar einige Aehnlichkeit mit Eurer Heimath.“

„Ach!“ seufzte der arme Bursche, und eine Thräne rollte ihm über die bleiche, eingefallene Wange, „ach, lieber Mann, ich habe keine Heimath, oder vielmehr, ich weiß nicht, wo sie ist.“

„So seid Ihr ein Findling, armer junger Mann?“ fragte ihn Peter voll Theilnahme und reichte ihm dabei einen Krug mit Bier hin, obgleich er keinen gefordert hatte, und allem Anscheine nach, auch keinen bezahlen konnte.

„Wenn Ihr mir einen klaren Trunk Elbwasser schenken wolltet, würdet Ihr sehr gütig seyn,“ versetzte der Bursche und schob den Krug zurück; „dies Bier aber kann ich nicht trinken, denn seht, dies ist mein letztes Geldstück und wird kaum hinreichen, das Brod zu bezahlen.“

„Trinkt den Krug trotz dem nur aus,“ sagte Peter gerührt durch die Redlichkeit des Burschen, „und Euren Pfenning steckt nur ein, für einen habsüchtigern Wirth, als ich bin. Ihr seid mir aber die Antwort auf meine Frage schuldig geblieben.“

„Ja so! Ihr fragtet, ob ich ein Findling sei! war's nicht so?“ versetzte Jener.

„Ich glaubte das, weil Ihr sagtet, daß Ihr nichts von Eurer Heimath wüßtet.“

„Ganz recht, von der weiß ich auch so eigentlich nichts, denn seit ich denken kann, bis jetzt her, habe ich erst unter Zigeunern, die, wie sie mir oft mit harten Scheltworten sagten, nicht meine rechten Eltern waren, und dann, als ich größer und stärker geworden war, auf einem holländischen Schiffe gelebt, und eine Zeitlang auch in dem fernen Welttheile Asien, auf einer den Holländern gehörigen Insel, wo ich Sklavendienste verrichten mußte. Die Luft dort ist ungesund, so daß Diejenigen, welche aus Europa dahin kommen, gewöhnlich bald von bösartigen Fiebern ergriffen und eine Beute des Todes werden. Deshalb meiden freie Menschen auch gern jene Gegenden; aber wer der Sklave eines Andern ist, muß schon aushalten und Leben und Gesundheit auf's Spiel setzen, um Reichthümer für seinen Gebieter zu sammeln." ....

„Ich verstehe, Ihr waret gewiß einem holländischen Seelenverkäufer in die Hände gefallen, der Euch vermuthlich nach Java brachte," unterbrach ihn Peter. „O, ich kenne das recht gut, denn ich selbst habe die Gewässer jener Gegenden befahren. Wie aber entrannt Ihr glücklich den Händen jener Teufel in Menschengestalt? denn anders kann man die Seelenverkäufer wohl kaum nennen."

„Ich setzte mein Leben daran und schwamm einem dänischen Schiffe zu, als es eben die Anker lichten wollte, um in See zu stechen," war die Antwort. „So bin ich denn nun hier, bin meinen Peinigern entronnen; aber was nun anfan-

gen, da mein Körper durch den langen Aufenthalt in jenem tödtlichen Clima ſiech und elend geworden iſt, und ich nicht mehr die Kraft in mir fühle, mein Brod weiter zu erwerben?“

„Armer Freund!“ ſagte Peter und ſah ihn mitleidsvoll an, und nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte, fügte er hinzu: „Euch muß geholfen werden, das iſt Menſchen- und Chriſtenpflicht, beſonders da Ihr unverſchuldet leidet. Hört alſo meinen Vorſchlag an und thut dann, was Euch Gott in's Herz giebt: bleibt bei mir, führt Euch treu und redlich auf, wacht darüber, daß mir nichts veruntreut werde und verrichtet überhaupt ſolche Dienſte, wie ſie Eure ſchlechte Geſundheit zulaſſen, ohne daß Ihr Euch über Eure Kräfte anſtrengt; was ſagt Ihr dazu?“

„Was ich dazu ſage?!“ rief der Jüngling und ſtürzte außer ſich vor Freude auf ſeine Knie vor ihm nieder: „was ich dazu ſage?! Daß Gott Euch mir geſandt hat, um mich von Schuld und Untergang zu erretten. Wißt denn, edler Mann, daß ich Elender auf dem Punkte ſtand, meinem Leben ein Ende zu machen, denn von Allen zurückgeſtoßen, ſiech, matt, krank, arm, unfähig durch ſchwere Arbeit mein Brod zu erwerben, wovon ſollte ich leben? woher den Muth nehmen, noch ferner zu leben? Ich wollte, ſo war es meine ſträfliche Abſicht, bis zu Anbruch der Nacht hier bleiben und dann meinen Tod in der Elbe ſuchen; Keiner würde ja den Fremdling vermißt, Keiner ſich um ſeinen Tod betrübt haben, und

ſpurlos wäre ich von der Erde verſchwunden, wie ich ohne Glück und Freude darauf gelebt“ ....

„Unglücklicher!“ unterbrach ihn Peter und hob ihn von Boden auf, „Unglücklicher! laßt ſolche ſträfliche Gedanken nicht wieder in Euch Wurzel faſſen, und bedenkt immer, daß Gott wohl ſeine Geſchöpfe durch Leiden prüft, aber immer ihr Vater und Beſchützer bleibt, wenn ſie ſich ſeiner Gnade nicht unwerth machen.“

„Ach!“ verſetzte der Arme, „wer ſo viel gelitten hat als ich, für den wird es ſchwer, einen ſolchen fröhlichen Glauben feſt zu halten; aber nun ich Euch gefunden, nun will ich auch wieder Gott lieben und ihm vertrauen.“

„Thut das,“ ſagte Peter, „und nun erlabt Euch gehörig an Speiſe und Trank: es ſoll Euch an Nichts fehlen, damit Ihr bald wieder zu Kräften und Geſundheit kommt.“

In dieſem Augenblicke trat Geſa in's Zimmer, und, nach ihrer gewöhnlichen ſcheuen Weiſe, gab ſie gar nicht Acht auf den Gaſt, ſondern verrichtete ſtill ihr Geſchäft und wollte ſich dann wieder ſchweigend entfernen; aber Peter vertrat ihr den Weg, ergriff eine ihrer Hände und ſagte liebreich:

„Sieh her, liebe Geſa, wir haben eben einen Sohn gefunden, einen Sohn, nach dem wir uns ja ſo lange ſchon ſehnten, ohne daß Gott uns bisher der Gnade würdigte, ihn uns zu ſchenken.“

„Einen Sohn?“ fragte sie verwundert und blickte jetzt zu dem Fremden auf, der in bittender Stellung neben Peter stand und ängstlich auf die Entscheidung seines Schicksals aus ihrem Munde zu harren schien. Wie aber beschriebe ich den Schrecken wohl, der ihr Herz wie ein Blitzstrahl durchfuhr, als sie jetzt zu dem Jünglinge emporblickte! Mit starren, weit aufgerissenen Augen, die unbeweglich wie die einer Bildsäule waren, stand sie da; der letzte Rest von Farbe war aus ihrem so schon bleichen Gesichte gewichen; alle ihre Glieder zitterten, die Zähne klapperten ihr im Munde und sie vermochte nur die Worte hervorzubringen: „Der? — Das ist Gottes Gericht! Das ist ja Gotthold, den ich an die Zigeuner verkauft, damit er mir mein Erbtheil nicht schmälerte!“

„Weib!“ rief jetzt Peter von Entsetzen erfaßt, „Weib, was redest Du da? Bist Du auch bei Dir? Wie, dies wäre Gotthold, Dein Bruder, von dem Du mir sagtest, daß er vermuthlich in ein Boot gestiegen und umgekommen sei? Und Du, Du Elende! hättest ihn, Dein Fleisch und Blut, Deinen einzigen Bruder, an Zigeuner verkauft, damit Du ihn noch bei seinen Lebzeiten beerbtest?“

„Und wenn ich's that, und noch mehr that,“ antwortete sie ihm mit schon sich verwirrenden Sinnen, „um wen that ich's denn, als um Dich, den ich einmal haben mußte? O!“ — sie seufzte bei diesen Worten so, daß ein Schauder

über Peters ganzen Körper lief — „o! es war noch ein schwereres Stück, als ich den Eltern, die mich so lieb hatten, die mich hegten und pflegten, wenn ich krank war, daß ich ihnen“ ..... Hier schwieg sie und versank in ein finsteres Dahinbrüten.“

„Um Gotteswillen, was hast Du den Eltern gethan?!“ rief Peter, dem sich das Haar auf dem Haupte emporsträubte; „rede! sprich, Unglückliche!“

„Was ich den Eltern gethan?“ fragte sie mit einem wahnsinnigen Lächeln; „Hm! davon spricht man nicht gern; aber die Grütze, worin ich das gestoßene Glas gethan, die wollte ihnen nicht munden, und sie meinten, die Milch sei wohl nicht rein gewesen. Ich aber war listig — o listig, listig konnte ich sein! — und schwur ihnen zu, ich wolle selbst eine Kuh werden, und mit fünf Hörnern obendrein, wenn die Milch nicht ganz rein und ganz frisch und gut sei; und da aßen sie denn die Grütze auf, bis auf's Letzte .... und am andern Morgen“ — sie trat bei diesen Worten auf die Spitzen der Zehen, neigte sich dicht an Peters Ohr und flüsterte ihm zu: „da waren Beide todt!“

Peter aber, seiner selbst und seines Abscheu's nicht mehr Herr, stieß sie von sich zurück, denn ihm war, als vergiftete ihn ihr Athem schon.

„Was?“ sagte sie und drängte sich frech an ihn, „was, Du stößest mich, Dein Weib, zurück? Hab' ich doch Alles nur um Dich und Deinen Besitz gethan, da Du nur mein Mann werden wolltest, wenn ich Hab' und Gut und Haus und Hof und Gold und Silber in Hülle und Fülle hätte!“

„Elende!“ rief er voll Abscheu und Entsetzen, „so hatt' ich's ja nicht gemeint, sondern sprach die unbedachten Worte nur — die Gott mir jetzt, wo Alles ein so böses Ende nimmt,

in Gnaden vergeben wolle! — um Dich und Deine zudringliche Liebe los zu werden. O hätte ich mein Grab doch lieber in den Wellen des Meeres gefunden, oder wäre nie wieder in die geliebte Heimath zurückgekehrt, als diesen Tag und diese Stunde zu erleben! Wie, ein mit Elternmord befleckles Ungeheuer, ein Geschöpf, das den einzigen Bruder, zu dessen Beschützerin sie die Natur geweiht hatte, an Zigeuner verkaufte, ein solches Weib hat seit achtzehn Jahren an meiner Seite gelebt?!“

„Was zürnst Du so, Peter? was schiltst Du so auf mich?“ fragte sie und streckte ihre Hand nach ihm aus, um ihn zu streicheln; „willst Du etwa noch mehr Gold und Silber haben? Komm nur mit, Peter! ich zeig' Dir die Stelle — aber nur Dir ganz allein, denn sonst brächt's mich an den Galgen — wo ich das viele Gold und die glänzenden Perlen und Edelsteine des reichen Handelsmannes vergraben habe, der hier in der Schenke übernachtete und dann wie von der Erde verschwunden war. O, sie haben gut nachgesucht, die Spürhunde des Gerichts; aber Gesa war schlauer als sie und die Leiche nahm die Elbe mit fort, denn es war gerade Springfluth und der Wind heulte gewaltig aus Westen; aber das Kästchen mit Gold und Juwelen war mein, und für einen Theil des Goldes habe ich mir 'nen Mann gekauft, den schmucken Peter von der Feddel, nach dem alle Dirnen ausblickten, wenn er über den Deich ging“ .....

„Halt ein!“ rief Peter, „halt ein! wenn Du mich nicht umbringen willst, wie alle Jene, als deren verruchte Mörderin Dein eigener wahnsinniger Mund Dich jetzt anklagt! Was soll aus Dir und mir werden, Weib! wenn Du Wahrheit redest, und kann Gottes Gnade groß genug sein, auch Dir, der Sünderin, zu vergeben?“

„Ei was! laß uns uns nicht um Gott bekümmern, Peter,“ rief sie mit einem wilden verzweiflungsvollen Lachen; „kommt doch Gottes Gericht immer noch zu früh! Hier wollen wir lustig leben, hier, Peter! und den Gotthold schaffen wir heimlich auf die Seite, wenn wieder Springfluth ist und der Wind aus Westen weht, und die Wellen so hoch gehen, wie damals, als ich den erwürgten Handelsmann aus dem Fenster in die Elbe stürzte. Es gab ein tüchtiges Geplätscher und das Wasser sprützte mir sogar in's Fenster herein, so daß ich ganz naß wurde und fror, daß mir die Zähne klapperten“ .....

„Wie aber hast Du den Gotthold so schnell erkannt?“ fragte sie Peter, ihr tolles, aber ach! nur allzuviel Sinn habendes Geschwätz unterbrechend, um sich wenigstens über diesen Punkt Aufklärung zu verschaffen.

„Wie ich ihn erkannt habe?“ flüsterte sie. „Sieht er doch der verstorbenen Mutter so ähnlich, wie ein Ei dem andern, daß ich erst glaubte, sie selbst sei wieder aus dem Grabe auferstanden und halte mir meine Verbrechen vor; und dann, sieh nur das rothe Maal da in seiner linken Schläfe, ein solches hatte Gottholdchen auch, und ich hab's oft angesehen, wenn ich ihn auf dem Arme herumtrug.“

„So entblüht all diesem Gräuel doch noch eine Blume der Freude,“ sagte Peter und reichte dem Wiedergefundenen die Hand. „Willkommen denn Bruder, Ihr seid hier in Eurem Eigenthume und könnt von diesem Augenblick an als Herr darin befehlen, denn Gott soll mich davor bewahren, auch nur eine Stunde länger des Guts zu genießen, das durch so viele und unerhörte Verbrechen erworben wurde! Ich gehe wieder in die weite Welt und suche mein Stück Brod, das, so kärglich es mir auch zugemessen werden mag,

mir besser schmecken wird, als die hier genossenen und durch die Sünde jener Unglücklichen erkauften Leckerbissen. Mit ihr aber, die des Lichtes der Vernunft beraubt ist, mit ihr verfahret nicht nach der Strenge, die ihre Verbrechen erheischen, sondern nach der Milde Eures Herzens. Räumt ihr ein Kämmerlein in diesem geräumigen Hause ein, laßt sie wohl bewachen und es ihr an nichts fehlen, so wird Gott mit Wohlgefallen auf Euch sehen!“

„Nein!“ rief Gotthold, dem Furcht und Abscheu gegen seine unnatürliche Schwester bis jetzt die Zunge gefesselt hatten, „nein, ich lasse Euch nicht von mir, edler, braver Mann, den ich von allen den Verbrechen frei spreche, die diese Unglückselige hier, verblendet von Leidenschaft und der Begierde nach Eurem Besitze, beging. Ihr öffnetet mir gastfrei Eure Wohnung, als ich ein armer, der Verzweiflung hingegebener Bettler über Eure Schwelle trat; Ihr schenktet dem Euch Unbekannten Gunst und Vertrauen, Ihr erbarmtet Euch mild seines Elends, und ich, der ich Eure gute Gesinnung, Eure ganze Bravheit jetzt kenne, sollte Euch als einen Bettler von diesem Hause scheiden lassen, das Euer Fleiß und Eure Umsicht aufgebaut und seither erhalten haben? Bleibet bei mir und seid mein Vater, mein Rathgeber, mein Freund, theilet mit mir, was das Glück uns nach so vielem Elende noch etwa bescheeren wird, und sorgt mit mir für meine eben so schuldige, als unglückliche Schwester, die den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern, Grausamkeit wäre, da Gott sie so schon genug bestraft hat, indem er nicht nur alle ihre Verbrechen durch ihren eigenen Mund an den Tag brachte, sondern sie auch des Lichtes der Vernunft beraubte.“

Lange sträubte sich Peter dagegen, diesen Vorschlag seines Schwagers anzunehmen, denn ihm war gar zu weh und

unheimlich in der Nähe Gesa's, die, ihres Gutes willen geheirathet zu haben, er sich zum ewigen Vorwurf machte; aber endlich besiegten Gotthold's dringende Bitten alle seine Bedenklichkeiten und er willigte ein, wenigstens vor der Hand noch bei ihm zu bleiben, besonders um den mit einem Hauswesen und der Wirthschaft gänzlich unbekannten Jüngling erst gehörig in die Geschäfte einzuführen.

4.

Die nächste Sorge der beiden Männer ging jetzt dahin, für die unglückliche Gesa einen sichern Aufenthalt auszumitteln, denn frei umher durfte man sie nicht mehr gehen lassen, da ihre Augen gleich auf eine schauerliche Art zu funkeln begannen, so wie sie ein Messer oder sonst eine gefährliche Waffe erblickte. Es stand anzunehmen, daß die Elende in ihrem Wahnsinn entweder selbst Hand an sich legen und ihrem jammervollen Dasein ein Ende machen, oder auch sonst Jemanden tödten würde; aber sie machte alle diese Sorgen der Männer dadurch zu nichte, daß sie sich heimlich aus dem Zimmer schlich, in den Kuhstall ging und sich an einem Stricke, womit eine der Kühe festgebunden gewesen war, erhängte; erst nach längerer Zeit fand man ihren bereits kalt gewordenen Leichnam und ließ ihn in aller Stille im Armensündereckchen auf dem Kirchhofe begraben; denn ein ehrlich Begräbniß konnte der Sünderin und Selbstmörderin ja nicht zu Theil werden.

Seit dieser Zeit sind nun schon Jahrhunderte verflossen; die Schiffer-Schenke steht seit lange nicht mehr, aber Gesa's Geist soll noch immer keine Ruhe im Grabe finden, sondern

ſich allnächtlich in der Geſtalt einer blutrothen Kuh mit fünf Hörnern ſpückend und umwandelnd auf dem ehemaligen Schauplatze ihrer Verbrechen umher treiben. Nebenbei bewacht dieſes Nachtgeſpenſt auch das dem ermordeten Handelsmanne abgenommene Käſtchen mit Gold, Perlen und Diamanten, das von Peter und Gotthold, trotz ihres vielfältigen und eifrigen Nachſuchens, nicht wieder gefunden wurde. Es war die Abſicht dieſer braven Männer, das Käſtchen, ſobald ſie es gefunden haben würden, den etwa noch lebenden Angehörigen des Ermordeten zuzuſtellen, denn ſie trugen wahrlich Beide kein Gelüſte nach unrechtmäßig oder gar durch ein Verbrechen erworbenem Gute.

Ein Glück wäre es vielleicht für Geſa's abgeſchiedenen Schatten geweſen, wenn ſie das ſo ſorgfältig von ihr verborgene Käſtchen gefunden hätten, denn, wie die Sage geht, muß ſie ſo lange als geſpenſtiſche Kuh mit fünf Hörnern allnächtlich umher gehen, bis Einer ſo glücklich iſt, den verborgenen Schatz zu heben, was aber gleichfalls nur in der ſtillen Stunde der Mitternacht geſchehen kann, und nur in der Nacht der Frühlings Tag- und Nachtgleiche. Der Heber des Schatzes muß zudem ein Sonntagskind ſeyn, das in der erſten Stunde des Sonntages Palmarum geboren iſt, und kein einziges Muttermaal, ſei es auch nur ein Leberfleckchen, an ſeinem Leibe hat.

Auf dieſe Weiſe wird ſich die Kuh mit fünf Hörnern wohl noch lange auf dem bewußten Platze am Billwärder-Deiche umhertreiben müſſen!

VI.

Der spielende Pfaffe.

Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts wohnte in Lübeck in einem dem Heiligen-Geist-Hospital zunächst gelegenen Hause ein reiches Pfäfflein, das sich nichts abgehen ließ und seine Tage in Wohlleben und Müssiggang verbrachte. Wenn das Pfäfflein am Morgen seine gläubigen und andächtigen Zuhörer mit salbungsvollen Reden und Ermahnungen erbaut hatte, dann dachte es für den Rest des Tag's nur auf seine Vergnügungen, wozu vor allen Dingen auch das Spiel mit Karten und Würfeln gehörte. Das Gerücht ging, daß er sogar ein betrügerischer Spieler sei und sich falsche Würfel halte, vermittelst deren er den Mitspielern das Geld gleichsam aus der Tasche stahl.

Dies machte denn, daß trotz des guten und feurigen Weines, den er seinen Spielgästen vorzusetzen pflegte, man sich doch scheute, die Nacht mit ihm zu durchspielen; „denn", sagte man mit Recht, „man kann seinen Wein wohlfeiler zu Hause trinken, als bei dem betrügerischen Pfaffen, der entweder falsches Spiel spielt, weil er allemal seinen Gästen das Geld abgewinnt, oder wohl gar mit dem Teufel im Bunde steht."

Von der bösen und verführerischen Genossenschaft mit dem reichen Pfäfflein ließ sich aber ein eitler Bader, wie man in früherer Zeit die Barbiere nannte, nicht abschrecken,

und theils aus Eitelkeit, weil er es sich, als ein Mann von viel niederem Stande, zur Ehre anrechnete, mit einem Geistlichen zu spielen, theils aus Spielsucht, ließ er sich gern bereden, auf einen Abend zu dem Pfäfflein zu kommen und die Nacht mit demselben beim Becher und bei den Würfeln zu verbringen.

Meister Niclas, so nannte man den Bader, war ein in seiner Art sehr wohlhabender und angesehener Mann. Er bewohnte ein hübsches Haus, hatte Frau und Kinder und wohlgefüllte Truhen; ja er trieb die Eitelkeit und den Luxus gar so weit, daß er seine Kunden aus einem silbernen Barbierbecken barbierte, und wenn er dieses aus seinem Scheerbeutel hervor nahm, dann machte er jedesmal ein gar vergnügtes, wohlgefälliges Gesicht und that sich auf seinen Reichthum nicht wenig zu gute.

Das Pfäfflein und der eitle Bader setzten sich also, nachdem sie dem feurigen Opperwein erst tüchtig zugesprochen hatten, zum Spiele nieder, und das Pfäfflein wußte es so einzurichten, daß der Bader erst eine Kleinigkeit gewann, was ihn natürlich nur noch eifriger und verwegener machte, so daß er endlich immer größere Summen wagte. Darauf aber hatte das Pfäfflein nur gewartet, und jetzt wandte sich das Spiel plötzlich, so daß der Mitspieler nicht nur all sein baares Geld und einige Kleinodien, die er bei sich hatte, verspielte, sondern endlich auch sein silbernes Barbierbecken, den Stolz und die Freude seines Herzens!

Er war nun in einer völligen Verzweiflung; aber der Pfaffe lachte ihn wegen derselben aus und sagte, daß er ein Thor sei, sich über einen augenblicklichen Verlust so anzustellen; auch sei er aus langer Erfahrung überzeugt, daß, wenn der Bader nur noch Etwas an das Spiel zu setzen habe, er

gewiß Alles wieder gewinnen würde. Diese Worte sprach der Verführer nicht vergebens, denn wie ein Unsinniger rannte der Bader mitten in der Nacht nach Haus und nahm aus seiner mit Eisen beschlagenen Geldtruhe 50 Goldgülden, sein letztes Vermögen, wofür er seiner Tochter eine Ausstattung hatte anschaffen wollen, und, beim Pfäfflein wieder angelangt, setzte er diese ganze Summe auf einen einzigen Wurf.

Der falsche Spieler lachte in's Fäustchen, die Würfel fielen und Meister Niclas war ein Bettler! —

Wilde Verzweiflung ergriff diesen jetzt; er zog rasch sein Scheermesser aus der Tasche hervor, stürzte sich auf den Pfaffen und schnitt diesem mit zwei Schnitten den Hals ab, so daß er blutend und leblos zu Boden sank. Doch wo nun mit der Leiche bleiben? und wie diese schauderhafte That vor den Augen der Menschen verbergen? — Da, als er noch so überlegte, fiel sein Blick auf den großen Kamin, in dem ein helles Feuer lustig brannte — denn es war mitten im Winter, um die heilige Weihnachtszeit — und schnell war sein Entschluß gefaßt. Er schleppte die Leiche zum Feuer und steckte den Obertheil des Körpers hinein, so daß dieser an zu brennen fing. Jetzt war keine Zeit zu verlieren, wenn sein Verbrechen ihm auch die gewünschte Frucht tragen sollte, und so machte er sich eiligst an eine große Geldtruhe, die offen im Zimmer stand, und in die der jetzt ermordete Pfaffe die Gewohnheit hatte, seinen Spielgewinst hinein zu werfen. Rasch that Meister Niclas einen Griff erst nach seinem geliebten silbernen Barbierbecken, das auch darin lag, und dann in die Geldhaufen. Wie eifrig war er nicht bemüht, sich die Taschen mit dem glänzenden Mammon zu füllen, mit dem er dann zu entfliehen gewillt war; aber, mochte er nun unvorsichtig selbst den Deckel der Truhe berühren, mochte eine verborgene

Macht die Hand dabei im Spiele haben, kurz, der Deckel fiel zu und zwar mit solchem Geräusche, daß die Mitbewohner des Hauses davon erwachten und Meister Niclas sich genöthigt sah, eiligst durch das Fenster die Flucht zu ergreifen, was ihm wohl gelang, da die Stube zur ebenen Erde war.

Man kam jetzt mit Lichtern auf dem Schauplatze des Verbrechens an und fand zu seinem Entsetzen die halbverbrannte Leiche des Pfaffen, die man eilig aus der Gluth zog und dann in aller Stille begraben ließ; da aber neben der Truhe das mit Blut gefärbte Scheermesser Meister Niclassens lag, konnte man sich den Zusammenhang der Sache gar wohl erklären. Vergebens stellte man indeß Nachsuchungen an, um den entflohenen Verbrecher aufzufinden und ihn wegen seines Mordes zur verdienten Strafe zu ziehen. Niclas war spurlos verschwunden.

Seit dem darin vorgefallenen Morde hatten aber die Bewohner des Hauses keine Ruhe mehr in demselben und allnächtlich ließen sich schleichende Tritte, wie man sie bei Lebzeiten des Pfäffleins wohl auch vernommen hatte, auf allen Treppen und Vorplätzen, vorzüglich aber in dem Zimmer vernehmen, worin der Mord vorgefallen war; auch wurden die fest verschlossenen Truhen im ganzen Hause geöffnet und heftig wieder zugeschlagen. Ein Andermal hörte man ein Seufzen und Aechzen, wie von einem Sterbenden, und zuweilen erblickte man gar die dunkle Gestalt des Pfäffleins, wie es leise umhertappte und mit einem Schlüsselbunde klapperte.

Vergebens ließ man von dem nachgelassenen Gelde des Ermordeten Seelenmessen für die Ruhe desselben lesen. Das nächtliche Unwesen dauerte fort, ja, es schien

immer ärger zu werden, so daß endlich kein Mensch mehr in dem verrufenen Hause bleiben wollte, und der Eigenthümer sich fast entschlossen hätte, es niederreißen zu lassen.

Vom Mörder fand sich noch immer keine Spur; als aber im nächsten Frühlinge der Schnee schmolz, fanden Landleute, die dort etwas zu thun hatten, im Lauerholze eine bereits in Verwesung übergegangene Leiche und in der Tasche des Rockes, den der entseelte Körper noch an hatte, ein silbernes Barbierbecken, so wie in der Hosentasche eine nicht unbedeutende Summe Goldes, die die Bauern, als ehrliche und getreue Leute, zur Stadt brachten und dem Magistrate zu treuen Händen übergaben.

Aus dem bei der Leiche gefundenen silbernen Barbierbecken erkannte man jetzt, daß es Meister Niclas sey, der, sich nach begangener Frevelthat in das Lauerholz flüchtend, dort vermuthlich ein Raub der strengen Jahreszeit geworden und dann von einem heftigen Schneegestöber mit Schnee bedeckt worden war, so daß die Leiche erst entdeckt werden konnte, als der Schnee von den wärmenden Sonnenstrahlen des Frühlings schmolz.

Man hatte jetzt natürlich nichts Eiligeres zu thun, als für das bei der Leiche des Mörders noch gefundene Geld auch Seelenmessen für den Ermordeten lesen zu lassen, was dem armen Geiste endlich seine Ruhe wieder gab, so daß sich seit dieser Zeit kein gespenstisches Wesen mehr in dem schier in Verruf gerathenen Hause hören noch erblicken ließ.

* * *

Eine einfache Inschrift an dem Hause, welches der Schauplatz dieser Gräuelthat gewesen, (links an der Thüre) be-

zeichnete diesen Vorfall und brachte die Kunde davon auf die Nachwelt, und erst vor Kurzem — vor ohngefähr 5 Jahren — wurde diese Inschrift bei der großen Reparatur des Heiligen-Geist-Hospitals übergemalt.

☞ Indem wir den freundlichen Lübeckern für die uns bereits eingesandten sehr hübschen Sagen bestens danken, und Sie zugleich um Ihre fernere Theilnahme ersuchen; wenden wir uns auch an die Bewohner der Schwesterstadt Bremen mit der Bitte, uns doch auch einige Umrisse von Sagen Ihrer Vaterstadt zukommen zu lassen, damit die „Sagenbibliothek" dem sich vom Herausgeber vorgesetzten Zwecke entsprechen könne, die Volkssagen aller drei nördlich gelegenen Reichsstädte zu sammeln. Das für die „Sagenbibliothek" gütigst Bestimmte wird an Garms Erben beim Graskeller in Hamburg, adressirt, und erhält jeder Einsender von Volkssagen, Mährchen und Legenden der drei freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen ein Freiexemplar der ganzen Sammlung, zum Dank für die dem Unternehmen zugewandte Theilnahme.

Der Herausgeber der Sagenbibliothek.

Die „Sagenbibliothek" ist zu bestellen: In Hamburg bei Garms Erben am Graskeller: in Itzehoe bei Schuderth und Niemeyer; in Flensburg bei Korte-Jessen; in Lübeck bei K. S. Spielhaus und Kohl (Dankwärtsgrube); in Kiel bei B. Bünsow; in Hannover beim Postgehülfen Warnecke; in Ritzebüttel und Cuxhaven beim Buchdrucker Pforte; in Altona bei Marcus und Meyer und in Bremen bei A. D. Geisler (Osterthorstraße).

Gedruckt bei Friedrich Wilhelm Christian Menck.

Sagenbibliothek.

(Heft V.)

VII.

Das steinerne Kreuz bei Lübeck.

(Chronikensage.)

Das steinerne Kreuz, dieses Heiligenbild aus grauem Alterthume, stand viele Jahrhunderte hindurch vor dem Burgthore unweit Lübeck, und wurde von Unzähligen bewundert und mit Ehrfurcht beschaut. In neuerer Zeit ist freilich keine Spur mehr davon, obgleich die Stelle, wo es stand, noch immer obigen Namen führt.

Wenn ein Vater seinem Sohne oder seiner Tochter den Sieg der Unschuld recht lebhaft und eindringend machen wollte, so nahm er dieselben bei der Hand, wanderte mit ihnen zu diesem Kreuze und erzählte ihnen nachstehende Sage, die sich in dem letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts bei demselben zugetragen hat.

* * *

1.

Mit schnellen Schritten wanderte am zweiten Tage des October-Monats im Jahre 1375 in der Morgendämmerung Kurd Ivenburg, ein Handwerksbursche, seiner Vaterstadt Lübeck zu.

Vier Jahre hatte er in der Fremde zugebracht, und während dieser Zeit nur selten Grüße, geschweige denn Briefe von seinen Eltern erhalten.

Die Schreibekunst und der Postenlauf waren in damaliger Zeit noch sehr mangelhaft, und erstere nicht so allgemein als jetzt.

Seit einem Jahre aber, da er im Obotriten-Lande arbeitete, waren auch diese Grüße ausgeblieben; darum machte er, je höher die Sonne stieg, die Schritte länger, und achtete des quälenden Durstes nicht, sondern wanderte durch Schlutup, ohne in ein Wirthshaus daselbst einzusprechen. Wie klopfte das Herz ihm ungestüm, als er die Thürme der Stadt, vergoldet von der Morgensonne, vor sich liegen sah. Jetzt war er auf der Stelle, wo vor vier Jahren seine Eltern Abschied von ihm genommen hatten.

„Sei mir gegrüßt", sagte er, „du liebe Stadt, wo meine guten Eltern wohnen, denen ich nun im Alter eine Stütze seyn werde. Ob sie wohl jetzt meiner gedenken?" fragte er und hielt inne. „O gewiß"! rief er dann zuversichtsvoll und sah mit strahlenden Augen zum reinen Herbsthimmel empor. „O gewiß, bin ich doch gewissenhaft ihren Lehren nachgekommen. Ja gewiß, sie gedenken meiner!" Damit schritt er weiter.

Die Gegend wurde immer lebhafter. Ueberall gesellten sich Fußgänger zu ihm, die gleich ihm mit schnellen Schritten

der Stadt zueilten, und von denen er erfuhr, daß heute der deutsche Kaiser Carl IV. in Lübeck Einzug halten würde. Am Burgthore auf dem Burgfelde erblickte Kurd Lübecks Einwohner und die der Umgegend, die sich sehnten, den hohen Monarchen zu empfangen und ihn von Angesicht zu sehen. Ivenburg wollte sich durch die geschmückte Menge drängen, um nach langer Trennung seine lieben Eltern zu umfassen. Vergebliche Mühe! Fest wie eine Mauer standen die Neugierigen, wunderten sich über Kurds Ungestüm und meinten, jeder ginge heute aus der Stadt und nicht in dieselbe; Andere glaubten, es sei nur von ihm ein Vorwand, um in die ersten Reihen zu kommen. Kurd lächelte über ihre Meinung und zog sich mit klopfendem Herzen zurück nach einem Hügel, von wo aus er das Burgthor übersehen konnte. Es war ein überraschender Anblick, so viele Menschen gleichsam mit einem Blicke zu übersehen; aber für Kurd von wenigem Interesse. Er stand auf seinen Stock gestützt und ließ den Sehstrahl umherfliegen, um seine Eltern zu erblicken: war doch beinahe ganz Lübeck hier versammelt! Obgleich er oft und immer getäuscht ward, so konnte er dennoch die Forschungen nicht aufgeben. Plötzlich riß ihn der Ruf: „Der Kaiser kommt!“ aus den Betrachtungen. Er erstaunte; solche Pracht war ihm noch nicht vorgekommen.

Ein lübeckischer Rathsherr mit den Schlüsseln der Stadt, und Albrecht, Herzog von Lüneburg, eröffneten zu Pferde den

Zug. Ihnen folgte der Herzog von Sachsen mit bloßem Schwerte, und darauf erschien der Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Reichs-Scepter. Darauf erschien der Kaiser auf einem reichgeschmückten Rosse im vollen kaiserlichen Ornate unter einem prächtigen, von Lübecks Frauen zu diesem Feste gemachten Baldachin, der von vier der angesehnsten Patrizier getragen wurde. Zwei lübeckische Bürgermeister gingen neben dem Kaiser und hielten die Zügel des Pferdes. In gehöriger Entfernung folgte Friedrich, Erzbischof von Cöln, mit dem Reichs-Apfel. Darauf erschien des deutschen Kaisers Gemahlin, Isabelle, auf einem prächtigen Pferde, ebenfalls unter einem Baldachin von den schönsten Stoffen, der von vier Patriziern getragen wurde; ihr Pferd wurde von zwei Rathsherren geführt. Dann erschienen auf muthigen Rossen, Albrecht, Herzog von Mecklenburg, Wilhelm, Markgraf von Meißen, Jost, Herzog von Mähren, Heinrich und Nicolaus, Grafen von Holstein, Günther, Graf von Rupin und viele adelische Herren und Ritter, Kammerherren, Officiere, Pagen und Bediente. Die gesammte Bürgerschaft der Stadt unterm Gewehr schloß den Zug.

Die vornehmsten Damen der Stadt standen, wie der Chronist meldet, „wol gheſtret mit eren besten klederen," am Thore und empfingen daselbst die hohen Herrschaften, die freundliche Blicke überall umher sendeten, ungemein zufrieden und äußerst gnädig und herablassend waren.

Kurd wurde von dem Menſchengedränge, das dem Zuge nach in die Stadt eilte, gleichſam fortgetragen. Er ließ es geſchehen; kam er doch um ſo ſchneller zu ſeinen Eltern, an die er mitten im Jubel und Gedränge fortwährend dachte. Einiger Bekannten aus früherer Zeit wurde er anſichtig; ein flüchtiger Gruß war Alles, was er ihnen bot.

In der Breitenſtraße aber, oben an der Ecke der Johannisſtraße, zuckte es ihm durch alle Fibern. Mit Gewalt drängte er ſich durch die Menſchenwoge und lag mit dem Ausruf: „Vater!“ in den Armen deſſelben. In Beider Augen glänzten Freudenthränen. Einige Bekannte drängten ſich zu Vater und Sohn und bewillkommten letzteren; dann aber folgten ſie dem Zuge, der nach dem Dome ging, wo die Prieſter, als der Kaiſer erſchien, ſangen: „Ecce advenit Deus judicum tuum!“

„Willkommen, lieber Sohn, in deiner Vaterſtadt!“ ſprach endlich der alte Ivenburg, ſich über die blühende und geſunde Geſichtsfarbe ſeines Sohnes freuend. Wie wird ſich deine Mutter freuen! Geſtern noch ſprachen wir von dir, und daß wir ſo lange nichts von dir gehört hätten. Inbrünſtig baten wir Gott, dich geſund an Seele und Leib zu erhalten, damit uns bald die Freude würde, dich wieder zu ſehen. Wie ſchnell ward unſer Gebet erhört! Nun halte ich dich ſchon in meinen Armen.“

Damit drückte der alte Messerschmid abermals seinen Sohn an die Brust, faßte ihn dann in den Arm und indem er scherzend sagte: „Du reisest mit hohen Personen und hältst einen glänzenden Einzug,“ schritten Beide der kleinen Wohnung zu.

Wie klopfte Kurd das Herz, als er ins Haus trat. Der Vater ging ins Zimmer, um seine Frau vorzubereiten. Da stand Kurd nun auf heimathlicher Diele und musterte die Gegenstände. Da hing noch, wie ehemals, die Armbrust mit der er so oft als Knabe sich erlustigt hatte. O, Alles, Alles machte ihm Freude! Und welche Lust empfand er nun vollends, als er seine Mutter sprechen hörte, und mit welchen Gefühlen stürzte er ins Zimmer, in die Arme seiner Mutter, als der Vater das verabredete Zeichen gab.

Zu beschreiben vermag ich diese Scene nicht, dazu ist unsere gesammte Sprache zu arm. Daß aber jeder Sohn seinen Eltern bei seiner Zurückkunft zum elterlichen Hause, mit eben solchen Gefühlen in die Arme eilt, laßt mich hoffen. Es ist der sicherste Bürge eines reinen, unverdorbenen Herzens.

2.

Nachdem die kaiserlichen Gäste im Dome einer Messe, die von der schönsten Musik begleitet ward, beigewohnt hatten, begaben sie sich, von einer zahllosen Volksmenge umwogt, in ihre Wohnungen, welche man schon im Voraus auf das Ge-

schmackvollste eingerichtet hatte. Der Kaiser bezog das Haus in der Königstraße, an der Ecke der untern Johannisstraße, im Hintergrunde links, und die Kaiserin wohnte ihm gegenüber, im Eckhause der obern Johannisstraße; beide Häuser waren durch einen bedeckten Gang mit einander verbunden.

Allgemein war die Freude in Lübecks Mauern; aber herzlicher und inniger wohl nirgends, als in des Messerschmids Ivenburgs kleiner Wohnung. Kurd saß zwischen seinen Eltern und überreichte ihnen kleine Geschenke, die er aus fremden Landen mitgebracht hatte. Welche Freude empfand er, wenn sein Vater Dies oder Jenes lobte, und seine Mutter ihm freundlich die Wangen streichelte. Innig flehte er zur heiligen Jungfrau empor, ihm seine Eltern noch lange zu erhalten.

Schnell entschwanden die Stunden des Wiedersehens. Die Dämmerung war bereits eingebrochen, und noch immer saßen die Eltern an des Sohnes Seite, und hörten Kurd von seiner Wanderung erzählen. Endlich fragte Kurd: „Wie geht's meinem Freunde Wiese? und wie auch meinem ehemaligen Lehrmeister? Ist Wiese noch immer so munter gestimmt, als damals?

„Herbert Wiese," sprach der Messerschmid, „war noch gestern Abend hier, und Deinem guten Lehrmeister" — seine Stimme wurde wehmüthig — „Deinem Meister ist wohl. Seit einem halben Jahre deckt ihn die Erde." „Todt?"

fragte Kurd bestürzt und wischte sich eine Thräne aus dem Auge. „Todt?“ wiederholte er leise, und es entstand eine kleine Pause. Endlich sprach Kurd:

„Dacht' ich doch, ihm durch meine erlernten Kenntnisse, feines Backwerk zu bereiten, ein niedliches Sümmchen zu verdienen und sah schon die Leckermäuler in den Laden stürmen, um Bestellungen zu machen.“

„Dem Wechsel, lieber Sohn,“ sprach der Messerschmid, „sind wir ja Alle unterworfen. Da hilft weder Rang noch Geburt, weder Alter noch Flehen und Weinen — unser letzter Freund, der Tod, ist unerbittlich. Warum aber einige Maler denselben so schreckhaft abbilden, ist mir unerklärlich; ist er uns doch ein Bote und Freund aus denjenigen Gefilden, wo die Tugend und Unschuld in ihrer schönsten Glorie strahlen, wo weder Tod, noch Trennung ist!“ —

Kurd faßte mit Heftigkeit seiner Eltern Hände. Die Möglichkeit, seine lieben Eltern zu verlieren — hatten sie doch längst das gewöhnliche Lebensalter überschritten — ließ das Blut in seinen Adern stocken.

Lange saßen sie, Jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend, sprachlos bei einander, bis einige Bekannte eintraten. Nachdem dieselben Kurd bewillkommt hatten, lenkte sich das Gespräch auf den Kaiser und dessen Gemahlin, und daß bereits alle Häuser illuminirten. Kurds Mutter hing auch eine Leuchte in das Fenster, die nur einen schwachen

Schein auf die Straße warf. Was sie gab, gab sie aber gerne, aus gutem Herzen.

Kurd trat mit seinen Eltern auf die Straße, um die Erleuchtung der Stadt zu besehen. Es war so hell, wie am Tage, und überall war Frohsinn und Heiterkeit, Jubel und Freude. Es war auf den Straßen so lebendig, wie es nur an einem solchen denkwürdigen Tage in einer Stadt sein kann. Ein Haus war noch schöner und geschmackvoller erleuchtet, als das andere. Hier sah man Kränze, dort Pyramiden, noch weiter andere Figuren aus Leuchter geformt, wozwischen die Namen des Kaisers und der Kaiserin, wie auch andere passende, dem Zwecke der Erleuchtung entsprechende Inschriften zu lesen waren. Jeder Bürger und Einwohner bemühte sich, diesen in den Annalen Lübecks so merkwürdigen Tag auf das Glänzendste auszuzeichnen. Kurz, Lübeck that mehr als es sollte, mehr als es konnte.

Nachdem Kurd mit seinen Eltern wieder heimgekommen war, legten sie sich bald zur Ruhe, Gott inbrünstig dankend für die Wiedervereinigung.

3.

Am andern Tage wurde dem Kaiser zu Ehren auf dem Marktplatze ein Turnier gehalten. Denn während der zehn Tage, die Carl in Lübeck verweilte, war es daselbst wie in einer Residenz; täglich neue Vergnügungen, besonders öffentliche

Spiele, nach der Sitte des damaligen Zeitalters. Nie war und nie ist später für die lübecker seine Welt ein so glänzendes Phänomen aufgegangen. Besonders überboten sich bei Gastmählern und Ritterspielen die Patrizier, und feuerten dadurch wieder die vor einem Jahre lautgewordene Unzufriedenheit der Bürger von neuem an. Bedenkt man aber, wie leicht das Herz durch das Auge bestochen wird, so kann man sich nicht wundern, daß der Glanz und die Hoheit, welche den fremden Adel umstrahlte, auch in den lübecker Partriziern den Wunsch erregte, durch ihre ritterlichen Tugenden und Vorzüge sich über die Bürger zu erheben, wodurch zehn Jahre später die Unzufriedenheit der Bürger in eine Verschwörung ausartete, die nur ein glücklicher Zufall vereitelte.

Kurd war auch nach dem Marktplatze gegangen um das Turnier, das bereits seinen Anfang nehmen sollte, mit anzusehen und vielleicht seinen Freund Herbert Wiese daselbst zu treffen.

Die Hörner erklangen und das Turnier begann. Viele der fremden Ritter stellten sich in die Schranken; auch an lübeckschen Partriziern fehlte es nicht. Kühn auf ihre Lanze, ihr Schwert und auf ihre Geschicklichkeit vertrauend, sprengten sie auf ihren muthigen Pferden in die Streitbahn vor dem hohen Paare sich verneigend, verlangend umherspähend, um den Gegner aus dem Sattel zu heben, Lanzen zu brechen und den Preis zu erringen. Die Trompeten schmetterten

und der Herzog von Lüneburg sprengte auf seinem wilden Pferde Dreimal durch die Schranken, vor dem hohen Paare jedesmal die Lanze senkend. Dann hielt er das ungeduldige Pferd an, das voll Kampflust den Boden stampfte. Da sprengte von engegengesetzter Seite auf bäumenden Pferde der reiche lübecker Partrizier v. d. Neetz heran, allbekannt durch hohen Adel und ritterliche Tugenden, wie durch seine Kühnheit und Körperkraft. Auch er durchritt dreimal die Schranken und nachdem er das Kaiser-Paar salutirt hatte, hielt er seinem Gegner, dem Herzog, gegenüber, verlangend auf das Zeichen des Angriffs wartend.

Der Kampf begann. Albrecht von Lüneburg, als ein tapferer Turnierer bekannt, schwankte im Sattel und nur seine Muskelkraft und Gewandtheit retteten ihn diesmal vorm Falle; beim zweiten Ritt wurde er durch von der Neetz aus dem Sattel gehoben. Ehrfurchtsvoll kniete der Sieger vor der Kaiserin nieder und empfing aus zarter Hand eine goldene Ehrenkette und von diesem Tage zugleich den Namen von Brömse und eine Brömse ward das Emblem seines Namens.

Kurd drängte sich weiter, um seinen Freund zu suchen; da fühlte er einen leisen Schlag auf die Schulter und als er sich umwendete, schallten ihm die Worte entgegen: „Willkommen in Eurer Vaterstadt, Ivenburg! Wie ist's Euch denn so lange in fremden Landen ergangen? Habt wohl was Tüchtiges gelernt?“

„Dank Euch, Meister, — erwiederte der Gefragte — für Euren Gruß! Und was das Lernen betrifft, glaube ich Euch versichern zu können, meiner Pflicht nachgekommen zu seyn. Werdet es bald erfahren!“

„Also schon in Arbeit?“ fragte Jener weiter.

„Das eben nicht — erwiderte Kurd — denke aber, sobald sich der Freudenrausch ein Wenig gelegt, in Thätigkeit treten zu können.“

„Wenn Euch anders mein Haus ansteht — fuhr Jener fort — so könnt Ihr Arbeit bei mir finden. Ich suche gerade einen tüchtigen Gesellen. Gewiß, Ihr werdet es gut bei mir haben! Her die Hand, Ivenburg, der Handel ist geschlossen!“

So unerwartet und überraschend dieser Antrag Kurd auch kam, so konnte er sich — ihm unerklärlich — doch nicht freuen — trotz dem schlug er ein.

In demselben Augenblick entstand in ihrer Nähe ein Gedränge; und mit dem Ausruf: „Kurd!“ lag Herbert Wiese in seinen Armen. Eine geraume Zeit hielten sie sich so fest umschlungen.

„Hab' ich Dich endlich in meinen Armen?“ — sprach jetzt Herbert — „Nun soll uns auch nichts wieder trennen! Und heute gehören wir einander.“

„Ja, Freund — versetzte Kurd warm und mit leuchtenden Blicken — heute gehören wir einander!“

„Also, Ivenburg, morgen tretet Ihr bei mir in Arbeit?“ unterbrach der Bäckermeister die Unterredung. Ich erwarte Euch!“

„Verlaßt Euch darauf, ganz sicher!“ erwiederte Kurd.

Der Bäckermeister drängte sich weiter.

Krampfhaft faßte Herbert Kurd's Rechte und fragte: „Kurd, bei von Minden trittst Du in Arbeit?“

„Warum nicht?“ fragte Ivenburg und sah seinen Freund ungewiß an.

Dieser aber zog ihn mit sich fort.

4.

Das Turnir war beendet und der Marktplatz freier geworden. Arm in Arm gingen die beiden Freunde durch Lübecks Straßen, hinaus in die freie Natur, wo die Brust freier athmet, als in den engen Mauern. Kurd lenkte das Gespräch auf den Beckermeister.

„Was hast du gegen v. Minden, Herbert?“ fragte er — „Warum deine Aengstlichkeit und plötzliche Veränderung? Antworte mir frei und offen!“

„Von Minden“ — erwiederte Wiese — „ist ein heimtückischer Bösewicht und macht seinem Lehrmeister, dem Bernsteindrechsler Paternostermaker, der ihn am Gängelbande führt, vollkommen Ehre. Freilich kann ich dir nur die Beweise geben, daß Beide sich mit den Patriziern beständig

reihen. Auch pflegen sie mit allen unruhigen Köpfen hiesiger Stadt brüderlichen Umgang, und nicht selten stemmen sie sich mit der Bürgerschaft gegen Rath und Obrigkeit, wenn dieser selbe etwas für der Stadt Wohl in Anregung bringt."

„Du malst mir ein abschreckendes Bild" — unterbrach Kurd den Freund — „das einige Bedenklichkeiten in mir erwecken dürfte, in v. Mindens Haus und bei ihm in Arbeit zu treten. Aber sei unbesorgt. Mich wird er nicht lange in seinem Hause sehen, wenn er Miene macht, mich in seine Bosheiten einzuweihen, das glaube mir!"

„Ich zweifle nicht daran" — erwiederte Herbert — „aber dennoch möchte ich, du bliebst weg. Aus v. Mindens Haus geht nichts Gutes hervor."

„Ich gab mein Wort" — antwortete Kurd ernst — „das werde ich halten. Die Wahrheit ist mir heilig!"

„Nun, so thu!" — sprach Wiese — „was du mußt. Die heilige Jungfrau beschütze dich!"

Erst spät trennten sich die Freunde.

Am andern Tage betrat Kurd mit ganz eigenen Gefühlen v. Mindens Haus. Voller Freundlichkeit und Leutseligkeit nahm ihn dieser auf, und blieb sich einige Wochen gleich, so, daß Kurd schon anfing, an den Muthmaßungen seines Freundes zu zweifeln. Wiese freute sich, setzte aber jedes Mal hinzu: „Sei trotz dem auf deiner Hut! der Schein trügt."

Der Bäckermeister hatte aber auch wohl Ursache, sich gegen Kurd so zu benehmen. Wurde doch sein Laden von den Leckermäulern so zu sagen täglich bestürmt, denn das Backwerk Ivenburgs war höchst zierlich und wohlschmeckend, so daß man überall lobend von dem jungen Gesellen des Meisters von Minden sprach und von allen Seiten Bestellungen einliefen. Selbst der Kaiser hatte geäußert, solch köstliches Backwerk nur selten genossen zu haben. Was Wunder, daß nun nicht jeder Bürger solch' aus kaiserlichem Munde gelobtes Backwerk bestellte, auch dann noch, als der Kaiser längst die Stadt verlassen und aus dem Mühlenthor — das den hohen Gästen zu Ehren, wie der Chronist meint (eigentlich aber wohl aus andern Gründen) zugemauert wurde — abgereiset war.

Durch diese vielen Bestellungen füllte sich natürlicher Weise von Mindens Casse beträchlich und er wurde — nur nicht gegen Ivenburg — immer stolzer, anmaßender. So geht's gewöhnlich solchen Menschen, die nur für das Irdische, Vergängliche, Sinn haben, die aber für das Geistige, Höhere Unvergängliche gleichgültig sind.

Freilich war Kurd ein solches Benehmen des Bäckermeisters gegen die Patrizier in der Seele zuwider; da er aber gegen ihn immer freundlich und leutselig blieb, so blieb Kurd bei ihm in Arbeit. Aber die Warnung seines Freun-

des trat oft wieder aus dem Hintergrunde seiner Seele hervor und ängstigte ihn nicht selten.

5.

So war Kurd geraume Zeit in von Mindens Hause gewesen. Da ereignete sich Etwas, wodurch in Kurd der Entschluß entstand, von Minden die Arbeit zu kündigen.

Der hiesige Marstall, worin die Patrizier ihre Pferde aufbewahrten, wurde von frevelnder Hand angezündet. Auch von Minden nannte man muthmaßlich, und wohl nicht ganz ohne Grund, als Theilnehmer an diesem Brande.

Am Abend dieses Tages, da Kurd in der Backstube beschäftigt war, die Arbeit aber nicht so recht vor sich gehen wollte, indem Kurd bei der Rettung der Pferde thätig Hülfe geleistet hatte, und die Linke in einer Binde trug, trat mit düsterer Miene und fühlbar verstimmt von Minden zu dem Gesellen und sagte im kecken Tone: „Heute will's wohl nicht so recht von statten mit der Arbeit?“

„Wie meint Ihr das, Meister?“ fragte Kurd.

„Nun, ich meine?“ erwiederte der Gefragte, „mit zwei Händen arbeitet es sich besser, als mit einer!“

Kurd sah ihn zürnend an.

„Seid Ihr mit meiner Arbeit nicht zufrieden?“ sagte er dann, „so sagt es grad heraus! Ich glaube aber Euch niemals Anlaß dazu gegeben zu haben. Freilich wird es mir

jetzt schwer so zu arbeiten, wie sonst; habe ich aber doch nicht leichtsinnig meine Hand zum Arbeiten unfähig gemacht. Es war ja Menschen- und Christenpflicht, zu retten, was noch zu retten war. Ist doch so genug in Flammen aufgegangen!“

„Nicht genug!“ verbesserte von Minden unwillig. Was wollen die Taugenichtse, die Faullenzer mit Pferden, sie, die sich selbst nicht, mal durch ihrer Hände Arbeit ernähren können, und die doch so geringschätzend auf den Bürger herabblicken, der ihnen ihr täglich Brot durch seinen Schweiß verdienen muß. Darum wollte ihnen auch der Himmel das nehmen, was sie nicht zu besitzen verdienen.“

„Sagt lieber, schlechte, böse Menschen,“ versetzte Kurd mit Feuer, denn nur solche konnten mit frevelnder Hand den Brand anlegen. Aber die That wird sich lohnen, wie sie es verdient. Ich verabscheue die Brandstifter!“

„Junger Mann,“ lachte der Bäckermeister boshaft, „Euer Gefühl reißt Euch zu sehr hin. Was habt Ihr denn als Entschädigung für Eure verbrannte Hand?“

„Das Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben,“ sprach Kurd mit erhobener Stimme.

„Das ist sehr wenig,“ erwiederte von Minden, „Geld klingt besser!“

Damit ging er aus der Backstube.

Seit diesem Augenblick war es fest bei Kurd beschlossen, die Arbeit zu kündigen, auch traf noch an demselben Abend

ein anderer Umstand ein, welcher ihm dies noch wünschenswerther machte.

Kurds Mitgesell, ehemals bei v. Minden Alles geltend, sah sich seit Ivenburg im Hause war, von dem Bäckermeister zurückgesetzt, verdrängt, und hatte schon oft aus Neid und Erbitterung mit Kurd Händel angefangen, denen derselbe aber immer, so viel ihm möglich, auswich.

Ivenburg hatte so eben seine Arbeit beendet, und wollte aus der Backstube sich entfernen, als dieser zänkische Mensch betrunken zu ihm eintrat und mit Kurd auch dieses Mal Streit anfing, der bald in grobe Beleidigungen ausartete, ohne sie zurückzugeben. Als er aber Ivenburg, der sich jetzt entfernen wollte, anpackte und Brotdieb nannte, schleuderte Kurd ihn unter den Backofen und ging, auf die Schmähungen des Gesellen nicht achtend, hinaus.

Etwas erhitzt kam er bei seinen Eltern an, verschwieg ihnen aber aus Schonung das Vorgefallene. Nachdem er einige Stunden im elterlichen Hause zugebracht hatte, wie er gewöhnlich des Abends zu thun pflegte, sagte er seinen Eltern gute Nacht und betrat mit dem festen Vorsatz von Mindens Hausschwelle, schon am folgenden Tage die Arbeit zu künden.

O, er ahnte nicht, was diese Nacht geschehen sollte!

6.

Nach einigen Stunden Ruhe ging Kurd zur Backstube an die Arbeit, wohin auch bald darauf der Bäckermeister eintrat, und dem Ivenburg dann die Arbeit kündigte. Von Minden sah den Gesellen eine Zeitlang an, dann sprach er kurz: „Wie Ihr wollt; stimmen wir leider doch in unsern Ansichten nicht überein.“

„Leider?“ sagte Kurd — „doch Ihr habt Recht“ — dann ging er an seine Arbeit.

„Wo bleibt denn Kriviz?“ — so hieß der andere Geselle — fragte v. Minden bald darauf den Lehrling und als dieser die Antwort schuldig blieb, befahl er demselben, ihn zu wecken.

Leichenblaß kam dieser in die Backstube gestürzt und schrie: „Kriviz liegt todt in seinem Bette!“

„Was?“ fragte v. Minden — „sprichst Du im Irrsinn? Todt? Kriviz todt?“

„Todt?“ fragte Ivenburg ebenfalls und starrte vor sich hin — „das ist nicht möglich“ — sagte er endlich — „du irrst!“

„Ihr müßt es am besten wissen“ — sprach der Bäckermeister düster — „war er doch Euer Schlafkammerad.“

„Du irrst“ — sprach er darauf zum Lehrling — aber dieser blieb bei der Aussage.

„Nun, so muß ich mich selbst von der Sache überzeugen“ — sprach von Minden darauf, einen durchdringenden Blick auf Ivenburg richtend, und verließ eilig die Backstube.

Kurd war in völliger Bewußtlosigkeit.

Nach einer guten Stunde kam der Bäckermeister mit zwei Gerichtsdienern zurück, die im Namen der Obrigkeit Ivenburg befahlen, ihnen zu folgen. Kurd, seiner Unschuld sich bewußt, folgte ohne Zögern; der Obrigkeit ist man Gehorsam schuldig — dachte er. Als er aber an dem Bäckermeister vorüber ging, dessen Augen seltsam leuchteten, überkam ihn einige Beklommenheit.

„Wehe Euch, Meister!“ rief er ihm warnend zu, „dreifach Wehe über Euch, wenn Ihr die Karten falsch mischet!“

7.

Im düstern Kerker stand Ivenburg an den massiven Gitterstangen und sah hinaus in den stürmischen Abend; plötzlich aber trat er schaudernd zurück. Er dachte sich lebhaft den Schmerz seiner Eltern und seines Freundes, wegen seiner Gefangensetzung und deren vermeintlichen Ursache. Mit großen Schritten maaß er das kleine Zimmer. Da wurden draußen Fußtritte hörbar; sie kamen eilig näher, das schwere Schloß fiel, und herein stürzte Herbert Wiese.

„Bei der heiligen Jungfrau!“ rief er laut, Kurd heftig umschlingend, „was ist vorgefallen? In der ganzen Stadt

ist das Gerücht verbreitet, du habest Kriviz, deinen Mitgesellen, im Bette ermordet.“

„Der Schein ist freilich wider mich,“ versetzte Kurd. „Lieber Herbert. Und ich kann es daher der Obrigkeit nicht verargen, mich, als des Ermordeten Schlafkameraden, für den Mörder zu halten; aber ich glaube, meine Unschuld wird bald entdeckt. Oder zweifelst du?“ —

„Nein, nein!“ rief Wiese, und umschlang den Gefangenen noch fester. „Wie könntest du einen Mord begehen! — Aber erzähle mir, wie sich das Vorgefallene gestaltete.“

Kurd erzählte ihm Alles was er wußte, verschwieg ihm auch nicht den kleinsten Umstand. Dann bat er ihn, dieses auch seinen Eltern mitzutheilen und sie zu trösten. Der morgende Tag würde seine Unschuld beweisen.

Der Kerkermeister trat ein und mahnte an die Trennung. Zögernd trennten sich die Freunde.

Am andern Morgen wurde Kurd in der Frühe vor Gericht geführt. Mit ernster Miene forderten die Richter ein ausführliches Bekenntniß des vermeinten Mordes.

„„Ich weiß von keinem Morde!“ sagte der Angeklagte im Gefühle seiner Unschuld und schwieg. Wußte er doch selbst weiter nichts.

Die Richter aber hielten dieses Schweigen für verstockte Bosheit und droheten ihn durch Martern zum Bekenntnisse zu zwingen.

„Zwingen?“ fragte Kurd, und das Blut trat ihm ins Gesicht. „Keine Gewalt soll und kann mich zwingen, das zu bekennen, was ich nicht that. Gott ist Zeuge meiner Unschuld!“

Das Verhör dauerte mehrere Stunden; zu einer bestimmten Aussage kam es aber nicht; nichts konnte und wußte Kurd zu seiner Unschuld vorzubringen, als das: daß er nicht wisse, wie der Mord begangen sei.

Er wurde daher endlich wieder in seinen Kerker zurückgeführt.

Einige Tage, ihm zur Bedenkzeit gegeben, waren verstrichen, und da er auch in einem zweiten, in einem dritten Verhör bei derselben Aussage blieb, und selbst die verfänglichsten Fragen der geschicktesten Aktuarien nichts bewirkten, so hielten einige Richter ihn für unschuldig und meinten, man müsse mit dem Inquisiten gelinder verfahren, in der Hoffnung, daß vielleicht Zeit und Umstände plötzlich und unerwartet diesem Dunkel einige Aufklärung geben werde. Allein der größere Theil der Richter hielt Kurds freies Betragen für erkünstelte Verstellung, da, nach v. Mindens Aussage, niemand anders als Kurd der Mörder sein könne, und beide Gesellen in einem Zimmer gewohnt, auch sich nie be-

ſonders mit einander geſtanden hätten, vorzüglich aber der Streit am letzten Abend keinen Zweifel aufkommen laſſe.

Drum ſollte die Folter ein Geſtändniß von ihm erpreſſen.

So hatte Kurd den Rechtsgang ſich nicht gedacht — er wurde irre an ſich ſelbſt.

Zweimal widerſtand er den furchtbarſten Martern der Folter und blieb bei der Betheurung ſeiner Unſchuld. Als er abermals auf die Folter geſpannt, ſeine Glieder aus den Gelenken gezogen und jede dünne Stelle derſelben mit ſiedendem Pech beſpritzt wurde, da unterlag er den ſchrecklichen Schmerzen und bekannte ſich als Mörder des Kriviz.

„Lieber todt, als dieſen rohen Henkersknechten und dieſen Höllenqualen länger Preis gegeben“, wimmerte er, als er von der Folter abgelöſ't und in ſeinen Kerker zurück geſchleppt wurde.

Nach einigen Tagen würde ihm ſein Urtheil vorgeleſen, er ſolle gehenkt werden.

Des alten Ivenburgs Verwendungen für ſeinen Sohn wurden kalt zurückgewieſen, und Wieſens Betheuerungen, Ivenburg ſey unſchuldig an dem Morde, nicht beachtet.

Kurd war unwiderruflich verloren!

8.

Am Abend vor dem verhängnißvollen Tage ſaß Ivenburg ſtumm und in ſich gekehrt in ſeinem dunkeln Kerker.

Kein Wort kam über seine blassen Lippen; das Herz schien ihm gebrochen. Stille Zähren, die einzigen Zeugen seiner Unschuld, flossen über seine kalten Wangen. Vom nahen Marien-Kirchthurm erschallte die Stunde der Mitternacht. Da wurden leise die Riegel seines Kerkers gehoben und eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, trat in sein Zimmer. Es war Herbert. Mit Lebensgefahr und durch die Verwandtschaft mit dem Kerkermeister war es ihm gelungen, hieher zu kommen; denn es war strenge verboten, dem Inquisiten Besuche zuzulassen.

Schluchzend warf er sich in des Freundes Arme.

„Kann Dich nichts retten?“ fragte er endlich — „weißt Du keinen Ausweg? keine Hülfe? kein Mittel?“

„Nein!“ erwiederte Kurd leise, aber fest — „nur der Tod bringt Rettung. Ein Mörder muß mit demselben büßen. Blut will Blut!“

„Du ein Mörder?“ — rief Wiese erschrocken. — „Ehe verliert die Sonne ihren Schein und die Sterne ihren Glanz. Nein, Ivenburg, in meinen Augen bleibst Du rein, frei von Schuld. Diesen Glauben kann mir nichts nehmen!“

Heftig drückte ihn Kurd an sich.

„Ja, Herbert,“ — sprach er dann — „Du kennst mich!“

Der Kerkermeister trat ein.

„Die Secunden sind gezählt," — sagte er — „draußen wartet der Mönch. Drum eile, Neffe! Kein Augenblick ist zu verlieren."

Stürmisch umarmten sich die Freunde — fieberhaft zuckten ihre Glieder.

Da mahnte abermals der Kerkermeister zur Eile.

„Dort sehen wir uns wieder, wo Deine Unschuld ihren Lohn erhält! Leb' wohl!" rief Wiese und ging zur Thür. Rasch drehte er sich um und sank abermals Kurd in die Arme und drückte einen Abschiedskuß auf seine Lippen. Dann stürzte er zur Thür hinaus.

„Tröste meine Eltern!" rief Kurd ihm mit matter Stimme nach und sank auf die Knie, ein Gebet zum Allgütigen empor schickend.

So traf ihn der eintretende Mönch.

9.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, als Kurd den schweren Gang ging. Nie war ihm die Natur schöner vorgekommen, als eben jetzt, da er von ihr scheiden sollte, ach! und auf ewig! Der Trieb zum Leben erwachte wieder mächtig in ihm. Da warf er sich vor dem Burgthor vor einem Heiligenbilde aus Stein gemeißelt, auf die Knie und betete zu Gott mit lauter Stimme und flehte um ein Zeichen seiner Unschuld. Und sieh, das Bild senkte das Haupt.

Das Volk ſtaunte und zweifelte nicht länger an der Unſchuld des Angeklagten. Mit Ungeſtüm forderte es Aufſchub.

Eilig wurde ein Bote an den Rath geſchickt. Das Wunder geht wie ein Lauffeuer durch Lübeck. Kurds Vater hat es kaum vernommen, ſo eilt er mit zitternden Schritten auf das Burgfeld und in die Arme ſeines Sohnes, der noch vor dem Heiligenbilde kniete und betete. Aller Augen hefteten ſich auf Vater und Sohn.

Wieſe, der dem Boten begegnet, eilt mit demſelben aufs Rathhaus.

Die Richter harrten auf die Nachricht der Vollſtreckung ihres Richtſpruchs. Da trat zu ihnen ein Gerichtsdiener in den Saal und unterbrach die Stille.

„Draußen in der Vorhalle“, berichtet er, „ſteht ein Menſch von wildem Anſehen und verlangt mit Ungeſtüm, vorgelaſſen zu werden.“

„Er mag kommen!“ erwiederte der Prätor des Gerichts.

Die Thür wurde aufgeriſſen, und wild in Bewegung und Mienen, ſtürmte der Gemeldete in den Gerichtsſaal.

„Ivenburg iſt unſchuldig!“ ſprach er ſchnell und heftig. O, rettet, rettet den Unſchuldigen, wenn es noch Zeit iſt. Ich bin der Mörder. Hier das Inſtrument, womit ich den Mord beging.“

Damit warf er einen blutbefleckten Hammer auf den schwarzen Tisch.

Die Richter entsetzten sich; das Blut drängte sich ihnen zum Herzen. Harrten sie doch jeden Augenblick auf die Vollstreckung ihres Richtspruchs. Einige erhoben sich von ihren Sitzen, um die innere Unruhe zu verbergen.

Da trat der Bote in den Gerichtssaal und berichtete das Vorgefallene mit dem Heiligenbilde.

Verwundert und froh sahen die Richter einander an. Der Prätor gab Befehl, dem Unschuldigen Gnade zu bringen.

Herbert Wiese, der mit Ungeduld und Angst in der Vorhalle auf den Ausspruch der Richter harrte, hatte kaum das Wort „Gnade“ vernommen, so stürmte er fliegend dem Boten voraus durch die Stadt.

Der alte Ivenburg mit silberweißem Haar kniete neben seinem Sohne; Beide beteten.

Da entstand vom Thore her ein Geräusch. Ein weißes Tuch schwebte in der Luft; es kam fliegend näher und mit Schweiß und Staub bedeckt stürzte Herbert Wiese hervor und rief: „Gnade! Gnade! Er ist unschuldig!“ und sank dem Freunde zur Seite auf die Kniee neben dem steinernen Kreuze nieder, das noch lange zum Andenken an das bei demselben Vorgefallene dastand und von dem Volke mit Ehrfurcht betrachtet wurde.

VIII.

Das rothe Haus in der großen Reichenstraße.

(Volksſage.)

1.

Bis zum Jahre des Heils 1607 bewohnte ein verrufener Alter, Balthaſar mit Namen, das Haus in der großen Reichenſtraße in Hamburg, das jetzt mit der Nummer 40 bezeichnet iſt.

Balthaſar ſtand bei allen Nachbaren — denn Freunde und Bekannte hatte er nicht — in einem gar böſen Rufe, weil man ihn eines Bündniſſes mit böſen Geiſtern, beſonders mit dem Teufel, bezüchtigte, von dem er all das viele, bei ihm vermuthete, Geld und Gut haben ſollte.

„Etwas möchte auch wohl daran ſein,“ hörte man ſelbſt die Mildergeſinnten ſagen, die nicht ſo leicht einen Stein auf ihre Mitmenſchen zu werfen, ſondern vielmehr die Blößen derſelben mit dem Mantel chriſtlicher Liebe zu verdecken pfleg-ten. „Führt doch der Mann ein gar ſeltſames, unerfreu-liches Leben, aus dem kein Menſch klug werden kann,“ fügte dann wohl ein Anderer hinzu, „und hält ſich in ſeinem großen Hauſe verſchloſſen, wie der Maulwurf in ſeiner Erdhöhle; denn den wollte ich ſehen, der ſich berühmen könnte, ihm je in das Antlitz geſchaut zu haben.“

„Er ſoll auch, wenn die Sage nicht lügt, ein gar fürch-terliches, abſchreckendes Geſicht am Kopfe tragen, und, Gott

ſteh' einem Chriſtenmenſchen bei! mehr einem Ziegenbock, denn einem Menſchen ähnlich ſehen," meinte wieder ein Anderer.

„Ganz recht, ſo hörte ich auch," verſetzte ein Vierter, „und der Bäckerjunge Peter, welcher das nicht eben angenehme Geſchäft hat, ihm Abends ſein Brod durch die Thürritze zuzuſtecken, der hat mir bei allen Heiligen zugeſchworen, daß er einmal bei Mondenſchein dieſes Bocksgeſicht des alten Balthaſar, trotz aller von demſelben angewandten Vorſicht, geſehen und auch ganz deutlich zwei große krumme Hörner auf ſeinem Haupte wahrgenommen hat."

„Nun, da haben wir's ja!" rief ein Fünfter ſeinen Zechbrüdern zu, denn das eben mitgetheilte Geſpräch wurde von einigen luſtigen Trinkgäſten geführt, die die Stunde der Mitternacht beim kreiſenden Becher und unter fröhlichen Geſprächen in einem dem rothen Hauſe ſchräg gegenüber liegenden Weinkeller unbemerkt dahin ſtreichen ließen.

„Das ſind ja höchſt ſeltſame, faſt unglaubliche Geſchichten!" ſagte jetzt plötzlich eine Stimme, die von der Ofenbank her erſcholl.

Die Zechbrüder ſahen ſich nach dem Mitſprecher um, der bisher, weil er ganz im Schatten und in dem dunkelſten Winkelchen ſaß, gar nicht von ihnen bemerkt worden war, und eben wollte man leiſe fragen: „Wer iſt denn der, der ſo mit d'rein ſpricht?" als eine lange, hagre Mannsgeſtalt hinter dem Ofen hervor trat, und, einen gefüllten Becher in der Hand, mit freundlicher Stimme alſo fortfuhr in ſeiner Rede:

„Ich habe Euch wohl durch mein plötzliches D'reinreden gar erſchreckt, liebe Herren? denn Ihr vermuthetet wohl kaum noch einen Gaſt in dem Winkelchen hinter dem Ofen. Laßt Euch aber berichten, daß ich, erſt heute von einer ſehr wei-

ten Reise kommend, hier vor Müdigkeit beim Becher eingeschlafen war und nur durch Euer immer lauter und lebhafter werdendes Gespräch wieder aufgeweckt wurde. Uebrigens bitte ich Euch, laßt Euch in Eurer Unterhaltung nicht stören, wërthe Herren, und vergönnt mir nur, diesen Becher auf Euer Aller Wohlsein zu leeren und den stillen Zuhörer bei Eurer eben so seltsamen als interessanten Geschichte abzugeben.“

„Für Eure Höflichkeit besten Dank,“ nahm Claus, der Waffenschmidt, jetzt das Wort; „was aber unsre Erzählung anbetrifft, so glaube ich, daß die so ziemlich zu Ende gebracht ist; denn mehr, als hier gesprochen wurde, weiß wohl so eigentlich Keiner von dem seltsamen Balthasar und dem noch seltsameren Leben desselben.“

„Das thut mir leid, ich hörte gar zu gern noch mehr davon,“ versetzte der Fremde, der jetzt ungenirt neben ihnen Platz auf der Bank genommen hatte. „Denn seht nur,“ fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er eine Antwort von dem Einen oder Andern erwartet zu haben schien — „denn seht nur, ich bin eigentlich ein Mann, der auf solche seltsame Begebenheiten und Historien in der Welt herumreis't.“

„Reis't?!“ riefen fast alle Fünf zu gleicher Zeit, und sahen den wohlgekleideten, auch eben nicht ganz häßlichen Mann voll Verwunderung und Erstaunen an.

„Das kömmt Euch seltsam vor? gesteht es nur, Ihr Herren,“ versetzte der Fremde lächelnd; „ich aber will mich Euch näher erklären, denn es ist kein Geheimniß dabei im Spiele. Wißt denn, daß ich der Sohn adlicher und reicher Eltern bin, deren große Güter und Besitzungen im fernen Ungarlande liegen. In meiner Jugend wurde ich, wie dies in meinem Vaterlande üblich ist, dem Burgpfaffen zur ersten Erziehung übergeben, während meine ältern Brüder, schon

lange der Zucht der Eltern und des Pfäffleins entwachsen, im Heere Kaiser Maximilians des Zweiten dienten und sich vor vielen ihrer Standesgenossen durch Muth und kühne Tapferkeit hervorthaten.“

„Auch ich sollte, so war es der Wille meiner Eltern, die Waffen für Kaiser und Reich führen,“ fuhr der Fremde nach einer kleinen Pause fort; „aber obgleich ich stark und rüstig von Körper war, auch mich nicht vor dem Krieg und den einen solchen begleitenden Gefahren fürchtete, hatte doch weit mehr Neigung zu den Wissenschaften und Künsten, die im Frieden blühen, und diese Neigung wurde noch durch den alten Pater Cyrillus — so hieß das Burgpfäfflein, das mich erzog — immer mehr in mir genährt, da er Anlagen in mir zu entdecken glaubte, dereinst einmal ein hochgelahrter Mann, vielleicht gar ein Licht der Kirche werden zu können, und so unterrichtete er mich denn mit großem Eifer im Lesen, Schreiben, in der Astronomie und Astrologie, ja sogar in der Scheidekunst oder Chemie, Wissenschaften, die ich mit großem Eifer umfaßte, besonders da Pater Cyrillus mir jedesmal, zum Lohne für den bewiesenen Fleiß, die allerschönsten, oft auch wunderbarsten Geschichten von Heiligen, Gespenstern, Teufeln, Hexen, Kobolden u. s. w. erzählte, die ich für mein Leben gern hören mochte. Ja, ich darf wohl sagen, daß ich nach und nach nichts weiter hören wollte, als eben solche wunderbare Geschichten, und als daher meine Eltern mir frühzeitig starben, wodurch ich gänzlich mein eigner Herr wurde, da reifte der Entschluß immer mehr in mir, die ganze bewohnte Welt zu durchziehen, um mir aller Orten solche Geschichten erzählen zu lassen, die ich denn getreulich in meine Schreibtafel eintragen und sie späterhin zum Ergötzen und Frommen Anderer einmal an das Licht der Welt in einer wohlgeord-

neten Sammlung treten lassen wollte, und diesen Vorsatz habe ich wirklich jetzt ausgeführt.“

„Seht, da habt Ihr meine eigene Geschichte, werthe Herrn,“ schloß der Fremde seine Erzählung, „und nun werdet Ihr auch meine frühere Rede verstehen, daß ich auf Geschichten so eigentlich reise.“

„Vollkommen, Herr Ritter,“ versetzte der Waffenschmidt Claus lächelnd; „und ich muß gestehen, daß Ihr da ein sehr hübsches, unterhaltendes Geschäft ergriffen habt. Wahrlich! könnte ich's nur, d. h. hätt' ich zu Haus nicht sieben Buben und sechs Mägdlein, nebst einem guten Weibe, die ich durch meiner Hände Fleiß ernähren muß; so zög' ich gern' mit Euch so durch die weite Welt, und gabelte Mährlein und Geschichten, als Euer getreuer Knappe, für Euch auf, daß es eine Lust und Freude wäre. So aber muß ich fein still zu Haus bleiben und Hammer und Feile tüchtig rühren, um nur für die vielen lieben Mäuler immer das benöthigte Brot herbei zu schaffen. Ja, wäre ich noch Gesell, wie vor zwanzig Jahren, und immer frei und fröhlich, wie 'n Vogel in der Luft, der singend dahin zieht, wohin ihn das Herz treibt, dann ging's wohl; jetzt aber heißt's: „„Bleib' im Lande und nähre dich redlich!““ (Schluß folgt.)

Die „Sagenbibliothek“ ist zu bestellen: In Hamburg bei Garms Erben am Graskeller; in Itzehoe bei Schuberth und Niemeyer; in Flensburg bei Korte-Jessen; in Lübeck bei K. S. Spielhaus und Kohl (Dankwärtsgrube); in Kiel bei B. Bünsow; in Hannover beim Postgehülfen Warnecke; in Ritzebüttel und Cuxhaven beim Buchdrucker Pforte; in Altona bei Marcus und Meyer und in Bremen bei A. D. Geisler (Osterthorstraße).

Gedruckt bei Friedrich Wilhelm Christian Menck.

VIII.

Das rothe Haus in der großen Reichenstraße.
(Volkssage.)

(Fortsetzung.)

„Ja, wenn der einmal vom Wanderleben hört, da wird er gleich fröhlich und traurig zugleich," nahm Berthold, der Stellmacher, lachend das Wort. „Er war auch, so lang' er im freien Gesellenstande wanderte, stets die fröhlichste Haut von der Welt, und so oft ich ihm auch auf der Wanderung begegnete, so miserabel es ihm, der nicht allenthalben gleich Arbeit fand, auch oft erging; so war er doch stets lustig und guter Dinge, und meinte, wer nur die freie Himmelsluft einathmen könne, und 'n Paar tüchtige Beine am Leibe habe, der sei überall und immer ein glücklicher Mann."

„So war's auch, Berthold," versetzte der Waffenschmidt, „und ich hätte eigentlich gar nicht heirathen, mich nicht an Haus und Hof, an Weib und Kinder binden sollen; so'n freier Vogel paßt nicht für den Käfig, worin er eben nichts hat, als sein gutes Futter."

„Wir sind aber gänzlich von unserer Geschichte, ich meine, von dem seltsamen Balthasar, wieder abgekommen,“ unterbrach der Fremde das Gespräch der Männer.

„Ei, lieber Herr, wir wissen nicht mehr von dem alten geizigen Fitz, als Ihr eben gehört habt,“ versetzte Berthold. „Quält Euch um die Historie nicht mehr ab, denn kein Wasser auf der ganzen Welt ist so unergründlich, als der alte Kerl mit seiner ganzen Lebensweise. Bei Tag und bei Nacht ist das Haus fest verschlossen, und nur ganz spät Abends öffnet er die Hausthür so viel, daß einige Semmel hindurch können, die er dann gegen baare Zahlung von dem Bäckerburschen in Empfang nimmt, den er deshalb einmal Abends angerufen haben soll, und der ihm sein Brod jetzt regelmäßig bringt, weil er außer dem Kaufgelde noch ein gutes Trinkgeld von ihm empfängt. Sonst würde der sich wohl für das unheimliche Geschäft bedanken, da das Haus und der Balthasar gleich stark im Verrufe stehen, und Jeder ein Kreuz schlägt, so wie er nur Abends durch diese Gasse gehen muß.“

„Wie aber verschafft er sich, was er sonst noch zu seiner Nahrung bedarf?“ fragte der Fremde neugierig.

„O, der lebt aus Geiz von Wasser und Brod — denn Wasser hat er genug in dem Brunnen auf seinem Hofe. — Er macht sich schon bei seinen Lebzeiten mit der Höllenkost

bekannt, damit sie ihm nicht späterhin gar zu schlecht und ungewohnt schmeckt," versicherte ein anderer Gast lachend.

„Ich werde immer neugieriger auf den Mann," sagte der Fremde; „und wahrlich, ein tüchtiges Stück Geld sollte mir nicht leid thun, wenn mir Einer nur einmal eine sichere Kunde über sein äußeres Ansehen bringen könnte. Spracht Ihr nicht von einem Bocksgesichte, das er haben soll?"

„Ja, aber wie sollte man darüber etwas Gewisses erfahren?" rief Claus lachend; „kann doch Keiner mit Gewalt zu ihm in's Haus dringen, lieber Herr, um ihm einmal in sein altes garstiges Gesicht zu sehen."

„Ei, und warum denn das nicht?" versetzte der Fremde; „und kurz und gut, Ihr Herren, meine Neugierde ist so groß geworden, daß mir kein Preis zu hoch ist, um sie zu befriedigen. Seht, hier in diesem Beutel sind nicht weniger als hundert blanke Dublonen, und die setze ich, so wahr mir Gott noch dereinst durch seine Gnade zur ewigen Ruhe und Seligkeit verhelfen werde! für Denjenigen von Euch aus, der mir den sichern Beweis bringt, daß er in das Haus des seltsamen Balthaser gedrungen ist und diesen von Angesicht zu Angesicht gesehen hat."

„Herr Ritter, Ihr scherzt wohl nur mit uns armen, unwissenden Leuten," nahm Claus wieder das Wort. „Hundert Dublonen, sagt Ihr, hundert schöne blanke Goldstücke wolltet Ihr für die Kunde geben, ob das Gesicht des alten

Balthasar einem garstigen Ziegenbock, einem Ochsen oder einem Menschen ähnlich sieht?“

„Hundert wohlgezählte Dublonen, mein guter Meister, und nicht einen einzigen weniger, bei meinem Adel und Ritterthum!“

„Donner und das Wetter!“ rief Meister Claus und rückte dabei die dunkelblaue Wollen-Mütze mit rothem Rande ganz auf das eine Ohr, „für so viel Geld ließe sich schon was thun und was wagen. Könnte dann ja wohl auf ein paar Jahre wieder den Wanderstab ergreifen und, um Frau und Kinder unbesorgt, die ja des Geldes genug hätten, als ein zwar alter, aber doch lustiger Gesell, in die weite schöne Welt hinein wandern, und vielleicht nähmt Ihr mich gar mit Euch, Herr Ritter, auf die lustige Geschichten-Jagd: ei, das sollte mir baß behagen!“

„Meinen Weg sollt und dürft Ihr noch nicht wandern, Meister Claus,“ versetzte der Fremde mit einem nur mühsam unterdrückten Seufzer; „aber die weite Welt stünde Euch ja allerdings wieder offen, wenn Ihr das Wagstück unternähmet.“

„Und ich will's unternehmen!“ rief dieser jetzt plötzlich wie begeistert, „obgleich ich noch das Wann und Wie nicht weiß; werd's aber schon ausbecken, denk' ich.“

„Seyd Ihr von Sinnen, Meister Claus?“ fragte ihn Berthold, der Stellmacher; „wie, wenn der alte Filz da

d'rüben, wie faſt zu glauben ſteht, mit dem Gott ſei bei uns im Bunde ſtände, und Ihr krigtet Den zu ſehen, ſtatt ſeiner, und verlört wohl gar Euer zeitliches und ewiges Leben durch das Wagſtück, wie dann? Mir könnte man dreiſt tauſend ſolcher Goldſtücke bieten, und ich würde mich doch ſchönſtens für die zu machende Bekanntſchaft des Alten bedanken."

„Ei was! Poſſen, Berthold, Poſſen, und nichts weiter! Kurz, Herr Ritter, iſt es Euch Ernſt mit dem Handel, ſo iſt hier meine Hand, ſchlagt ein, und es ſoll keine lange Zeit vergehen, ſo ſind die hundert Goldſtücke von mir verdient, und ich bringe Euch ein untrügliches Zeichen, daß ich im Hauſe des Alten war, und Ihr ſollt auch getreu wiſſen, wie er ausſieht."

„Topp, hier iſt auch meine Hand; aber noch Ein's: Ihr müßt ihm ſo in die Augen ſehen, daß Ihr mir genau ſagen könnt, welche Farbe ſie haben, ob eine braune, blaue oder graue; wollt Ihr das?"

„Wetter! Herr Ritter, Eure Hand iſt kalt!" rief Claus, der ſeine warme, feiſte Hand in die magre, knöchrige des Fremden gelegt hatte, um einzuſchlagen; „aber in die Bedingung willige ich, und obgleich ich all' mein Lebtag lieber in helle ſchöne Frauen-Augen, als in die bärtiger Männer geſehen habe; ſo will ich dem Alten doch ſo in ſeine grauen oder grünen hineinſehen, wie ich in die eines hübſchen

sechzehnjährigen Kindes vor zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren gesehen haben würde.“

„Ihr Herrn seid Zeugen unsers Handels,“ nahm der Fremde jetzt das Wort, „und ein Schelm und Betrüger, wer ihn nicht hält!“ fügte er hinzu.

Dann leerte er seinen Becher, sagte den Zurückbleibenden Lebewohl und verschwand.

„Hm! das ist mir ein kurioser Gesell!“ rief Meister Berthold und sah dem Davoneilenden nicht ohne ein etwas grauenhaftes Gefühl nach.

2.

Balthasar, der vielbesprochene Alte, saß mit der grünen Brille auf der Nase in seinem großen Zimmer im mittlern Stockwerke seines fest verschlossenen Hauses und hielt eben ein köstliches Mahl, nicht nur von Wasser und Brod, wie die Zechbrüder in der Kellerschenke gemeint hatten, sondern von den auserlesensten Leckereien, und er aß mit einem Appetit, der einem Jünglinge von zwanzig Jahren alle Ehre gemacht haben würde.

Trotz dem schien der alte Schlemmer dann und wann weder mit der Speise noch mit dem Trank zufrieden zu sein, und seine ihm zitternd gehorchenden Diener, bestehend aus einem großen grauen Kater, einem langen, magern Windhunde und einer großen Brilleneule, hörten ihn bald über

die Austern, die nicht fett und nicht frisch genug waren; bald über den feurigen Falerner, der nicht alt und abgelegen genug war; bald über die Trauben schelten, die er sauer und geschmacklos nannte, obgleich er eben so eifrig von allem aß, als er Wein dazu trank.

„Keine Aufwartung, keine Aufmerksamkeit hat man von dem Pack!“ rief er ergrimmt, als endlich der Magen ihm seine Dienste für diesmal aufzukündigen begann; „aber ihr sollt's entgelten, so wahr ich Balthasar heiße und euer Herr und Meister bin! Du Bambrillo,“ wandte er sich an den grauen Kater, der sich erschrocken in eine Ecke drückte, „Du komme einmal her, und steh' mir Red' und Antwort, woher Du die magern, fauligten Austern genommen hast, die mir jetzt wie Blei im Magen liegen? Rede, sprich! — oder.....“

„Herr und Meister, ich holte sie direct aus dem Meere von Holland's Küste,“ versetzte der Kater mit kläglichem Tone.

„Das lügst Du, elender Wicht!“ rief der Alte, und versetzte dem Kater einen tüchtigen Streich mit einem neben ihm auf dem Stuhle liegenden Ochsenziemer, so daß das arme Geschöpf heulend davon sprang.

„Jetzt kömmt die Reihe an Dich, Junker Dalifur,“ sagte der Alte höhnisch; „her mit Dir, und gieb mir Antwort, wo Du das schöne Wildprett aufgestackt hast, womit Du Deinen Herrn heute so trefflich regalirtest?“

„Ich erlegte es selbst im Forste und bereitete es mit der größesten Sorgfalt zu," versetzte Daliſur, ohne eben eine große Furcht zu zeigen. „Wenn Dein Magen von allzuleckerer Speiſe übersättigt, wenn Dein Gaumen, den Nichts mehr zu reizen vermag, Dir den Dienſt jetzt verſagt, ſo ſchreib' das nicht uns zu, die wir Dir ſo treu dienen, als wir leider müſſen," fügte der Windhund furchtlos hinzu.

„Verdammter Hund! willſt Du noch raiſonniren?" rief der Alte, ganz kirſchbraun vor Zorn in ſeinem alten häßlichen Geſichte, und dabei ſchlug er das arme Thier ſo entſetzlich, daß ein dicker Streif auf ſeinem nur wenig behaarten Felle auflief.

„Auch Deine Stunde wird kommen," knirſchte der Hund und zog ſich mit zwiſchen den Beinen hängendem Schwanze unter den Schrank zurück, um nicht noch ärger gezüchtigt zu werden.

„Und Sie, Jungfer Nachtſchatten, wo iſt Sie denn, um mir Red' und Antwort über die köſtlichen ſauren Trauben zu ſtehen?" fragte der Tyrann und ſah ſich nach der Eule um, die ſich oben auf den Ofen geflüchtet hatte, denn ſie wußte recht gut, daß Balthaſar Keinen verſchonte, wenn er nach Tiſche an ſeiner gewöhnlichen Indigeſtion litt.

„Hier bin ich, hoher Herr und Meiſter," kreiſchte das arme zitternde Geſchöpf von oben herab; „doch kann ich d'rauf ſchwören, daß die Trauben reif und ſüß und von den beſten Mallaga'ſchen Reben friſch geſchnitten ſind. O, nur keine

Schläge, keine Schläge, hoher Meiſter und Herr!“ wimmerte Nachtſchatten kläglich.

„Keine Schläge! keine Schläge!“ ſpottete der grimmige Alte ihr nach, und ſicher würde auch ſie ihren Antheil bekommen haben, wenn der Nachmittagsſchlaf ſich zum Glück für ſie nicht bei dem trunkenen Schlemer eingeſtellt und ſie für Diesmal befreit hätte.

Balthaſar war aber mit ſchwerem Haupte in die weichen Kiſſen ſeines Lehnſtuhls zurück geſunken und ſchnarchte entſetzlich, während Windhund und Kater, ſo leiſe als nur irgend möglich auftretend, die Speiſen und das Gedeck vom Tiſche zu räumen begannen, wobei ſie heimlich mit einander flüſterten.

„Iſt es Dir beſſer gelungen als uns, und haſt Du ihm was eingebrockt?“ fragte Bambrillo Daliſur mit einem Seitenblicke auf den ſchnarchenden Alten.

„Ich hoffe, es ſoll mir gelingen, uns endlich zu befreien und dem Grabe unſern müden Staub wieder zu geben,“ verſetzte Daliſur eben ſo leiſe. „Sind doch noch volle vier Wochen unſer,“ fügte er hinzu, „und ich habe Jemanden gefunden, der um hundert Dublonen das Wagſtück beſtehen will, in dieſes verrufene Haus zu bringen und dem alten Zauberer in die Augen zu ſehen.“

„O, wenn's nur Diesmal glücken wollte!“ ſeufzte Bambrillo, und ſtrich ſich dabei mit der rauhen Pfote eine Thräne

aus dem Auge. „Du kennst den Pakt, den er mit Dem geschlossen hat, den ich nicht nennen will, und der so lautet, daß wir ihm so lange dienstbar sein müssen, bis es einem Menschen gelungen sein wird, unserm Peiniger in's Auge zu sehen, und so lange, bis dies geschehen sein wird, lebt der grausame Alte auch."

„Ganz recht, und alle zehn Jahre sind einem von uns volle vier Wochen gestattet, um uns in menschlicher Gestalt während der nächtlichen Stunden um Hülfe bei den Lebenden zu bewerben. Meine Reihe ist jetzt gekommen, und ich war in der vorigen Nacht bei lustigen Zechbrüdern, da d'rüben in der Kellerschenke, wo mir ein dem Ansehen nach verwegener Mann versprach, das Wagstück bestehen zu wollen, und zwar um den Dir bereits genannten Preis."

„Er wird seinen gezeigten Muth zugleich mit dem Rausche verschlafen," antwortete der Kater traurig. „Wie oft haben wir nicht schon Versprechungen gehabt; aber wenn's zur Ausführung kam, dann blieb's immer dabei und wir müssen zur Strafe unserer Sünden noch immer einem Wesen dienstbar sein, das sein unsterblich Theil um den Besitz irdischer Güter auf ewig Dem verkauft hat, in dessen Reiche Finsterniß und alle Schrecken herrschen. O Dalisur, hätte ich mich doch während meines Lebens nie an den Gütern meiner Nebenmenschen vergriffen! hätte ich doch den Vorschriften der Religion Folge geleistet, die es uns streng ver-

bieten, Gelüſten nach dem Hab' und Gut Anderer zu tragen, wie ruhig könnte ich jetzt in meinem Grabe ſchlummern, ſtatt daß ich nun noch auf Erden umherwandeln muß, ein elender, geplagter Schatten, unter der Botmäßigkeit Desjenigen ſtehend, der ſich auf ewig von Gott abgewandt hat. Wann, o wann wird die Stunde unſerer Erlöſung ſchlagen, denn auch Ihr, meine Theuren! theilt ja das gleiche traurige Loos, ähnlicher Sünden wegen, mit mir."

Der Kater ſeufzte bei dieſen Worten tief auf, und mit ihm zugleich ſeufzten Windſpiel und Eule im Chor.

3.

Balthaſar hatte jetzt ſein Mittagsſchläfchen gemacht und wachte, durch denſelben geſtärkt, mit einer etwas beſſern Laune auf, als mit der er eingeſchlafen war.

„Heda! Daliſur, mein Hündchen," rief er, „wo biſt Du denn? und ſind alle meine Befehle von Dir in Ausführung gebracht?"

„Dir zu dienen, Herr," entgegnete dieſer, und ſchob einen ziemlich ſchweren Kaſten zu ihm hin, deſſen Deckel er mit der Vorderpfote behend öffnete. Ein heller Goldesſchein leuchtete dem Alten aus demſelben entgegen, und heller faſt noch als das blinkende Gold leuchteten ſeine Augen beim Anblick deſſelben.

„Woher haſt Du's denn diesmal genommen, das liebe, liebe Gold, Daliſurchen?" fragte er, und ließ die Goldſtücke

dabei durch seine Hand laufen, wie etwa fröhliche Kinder mit Sand spielen.

„Hab's aus dem Schatze des Großmoguls in vergangener Nacht gemaust," war die Antwort des Windspiels.

„Hm! wenn Du doch 'nmal an einen so guten Ort gelangen könntest, so hättest Du wohl gleich mehr bringen können," murmelte der unersättliche Geizhals.

„Mehr? noch mehr?" fragte Dalisur geärgert; „was aber willst Du denn mit all' dem Zeuge machen, Herr? und wozu nützt es Dir, der Du doch sonst Alles schon im Ueberflusse hast?"

„Brod will ich dafür kaufen, Brod, Du Narr! Siehst Du denn nicht, daß ich dem verdammten Bäckerjungen alle Abende die blanken Silberstücke für das Brod in die Hand stücken muß? denn wenn ihr, meine dienstbaren Geister, mir auch Alles verschaffen könnt, wornach mein Herz nur Gelüsten trägt, Brod vermögt ihr mir doch nicht zu bringen, weil es heilig ist, indem ein Gewisser, den ich nicht mehr nennen mag, es einst brach und mit seinen Jüngern theilte; und Brod muß ich doch haben, denn was ist das Leben ohne Brod? Es steht auch einmal so in dem Packt, den ich mit meinem Herrn und Meister abgeschlossen habe, daß ich es mir von den Menschen kaufen muß; so lästig es mir auch wird, so muß ich doch den Packt streng' halten, denn er läßt nicht mit sich spaßen, wie Du weißt."

„Freilich nicht!“ entgegnete ihm Daliſur ſeufzend. „Aber ſag' mir, Herr, wie kannſt Du denn eigentlich dazu, ſo ein Bündniß mit ihm zu ſchließen, ſo ein gefährliches Bündniß möcht' ich wohl ſagen? Du wollteſt es mir ſchon längſt einmal erzählen.“

„Nun, ſo ſoll das jetzt geſchehen, Daliſur, denn ſieh nur, ich bin heiter geworden durch den Anblick der vielen hellen Goldſtücke, und wenn ich heiter bin, ihr wißt das ſchon, dann erfülle ich auch euch gern einmal einen kleinen Wunſch.“

„Könnten wir Dich nur öfterer ſo heiter machen,“ verſetzte Daliſur; „aber jetzt erzähle, Herr.“

„Ich war, wie ich Dir ſchon früher einmal mittheilte,“ hub Balthaſar an, „der Sohn eines ſehr armen Mannes, der ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts eſſen mußte. Da mein Vater nun gar viele Kinder und wenig Brod hatte, mußten wir heranwachſenden Knaben zeitig aus dem Hauſe, und wie zu meinen Brüdern, ſagte der Vater auch beim Abſchiede zu mir: „„Komm mir entweder gar nicht, oder als ein reicher Mann wieder vor Augen, Balthaſar, denn ohne Geld und Gut iſt der Menſch ſchlimmer daran, als der Hund, der die vom Tiſche gefallenen Broſamen aufleckt und die Knochen im Kehricht abnagt. Geld! Geld! ſag' ich dir, Geld iſt Alles, und alles Andre in der Welt Nichts.““ Da ich nun ein kluger und aufmerkſamer Burſche war, merkte

ich mir die Rede des Vaters gar wohl, und mein ganzes Dichten und Trachten war nur darauf gerichtet, mir Geld zu erwerben, gleichviel auf welchem Wege.“

„Ich hatte von jeher eine besondere Neigung für die edle Goldschmidts-Profession gehabt, und so suchte ich mir denn früh eine Stelle, wo ich diese gehörig erlernen könnte. Ich fand sie nach einigem Umherwandern in der großen Stadt Hamburg, und zwar bei einem alten, grämlichen, aber durch seine Kunstfertigkeit und Rechtschaffenheit berühmten Meister.“

„Stephan, so hieß mein Lehrherr, war ein sehr strenger, gebieterischer Mann, aber trotz dem blieben Lehrbursche und Gesellen gerne bei ihm, weil sie was Rechts in ihrer Kunst von ihm profitiren konnten, auch im Essen und Trinken gut von ihm gehalten wurden, und wenn sie gar geschickt waren, so bezahlte er sie auch tüchtig. Ich gefiel ihm bald, da er sah, daß ich fleißig, aufmerksam und auch auf den Erwerb aus war, und so zeigte er ein besonderes Zutrauen zu mir, bis zu seinem Ende, das gerade an dem Tage herankam, wo er mich vom Amte zum Gesellen hatte sprechen lassen.“

„Frau und Kinder hatte Stephan nicht, sondern lebte als ein alter Hagestolz allein in diesem großen Hause, das ich noch jetzt bewohne, eine schon bejahrte Haushälterin führte ihm die Wirthschaft und sorgte auch für Gesellen und Lehrbursche.“

„Es war gegen Abend des angeführten Tages, als Stephan sich plötzlich so unwohl fühlte, daß er, der bereits

ſehr alt war, und wie auch richtig eintraf, am Ziele ſeines Lebens zu ſtehen glaubte. Er befahl mir daher, in aller Eile zwei Notarien, die in der Nähe bei der Börſe wohnten, herbei zu holen, weil er entſchloſſen ſei, ſeinen letzten Willen aufzuſetzen und über ſeinen nicht unbedeutenden Nachlaß zu verfügen.“

„Ich gehorchte, und ſchon nach einigen Stunden war das Geſchäft mit den Notarien vollendet, die, reichlich von ihm beſchenkt, das Bett des Alten verließen, um anderweitig ihren Geſchäften nachzugehen. Stephan ließ mich jetzt wieder in das Zimmer rufen und ſagte mit matter Stimme zu mir: „„Balthaſar, ich habe ſtets Urſache gehabt, mit Dir und den mir geleiſteten Dienſten zufrieden zu ſein, und ſo habe ich Dir denn, mit Ausnahme eines Legats, das ich für meine alte Haushälterin ausgeſetzt, mein ganzes Hab' und Gut, zugleich aber auch dieſes feſte, wohlgebaute Haus vermacht, weil ich von Dir die Meinung hege, daß Du das von mir redlich und mit ſaurem Schweiße Erworbene nicht leichtſinnig durchbringen, ſondern es vielmehr tüchtig zuſammenhalten wirſt. Nahe Verwandte habe ich nicht, und da ich keine Erbgüter beſitze, kann ich das Meinige Dem hinterlaſſen, der mir der Würdigſte ſcheint es zu beſitzen und ferner zu verwalten, und dazu, mein Balthaſar, habe ich denn Dich vor allen Deinen Mitgeſellen auserſehen.““

„Du kannst denken, Daliſur, wie vergnügt ich war, dieſe Rede von meinem Meiſter zu hören, und mit welchen herzlichen Worten ich ihm für ſeine große und unerwartete Güte dankte. Nach einer kleinen Pauſe, während welcher er ſich etwas wieder erholt hatte, fuhr Stephan alſo in ſeiner Rede fort: „„Ja, Balthaſar, ich hinterlaſſe Dir Alles, Alles, mein Sohn; aber Eins mußt Du mir verſprechen, ja, Du mußt mir mit einem heiligen Eide geloben, dieſes Eine in Ausführung bringen zu wollen.““ Du ſtellſt Dir gewiß vor, Daliſur, daß ich den geforderten Eid ſogleich leiſtete, und mein Meiſter fuhr alſo fort: „„Dort in dem alten wurmſtichigen Schranke von Nußbaumholz — hier haſt Du den Schlüſſel dazu, mein Sohn — ſteht ein gleichfalls ſehr altes Käſtchen mit einem Inhalte, den ich Dir nicht nennen will, der aber für Dich und Jedermann ohne weitern Werth iſt, weil es nur einige Pergamentrollen enthält. Dieſe könnten, wenn ſie einmal das Licht des Tages erblickten, großen Schaden anrichten, und ſchon oft habe ich ſie deshalb vernichten wollen, es aber bis jetzt aus dem Grunde unterlaſſen, weil ſie das einzige Erbtheil von meinem Vater ſind, der, ein ſehr gelehrter Mann, ſich viel mit den geheimen Wiſſenſchaften abgab, die bei guten Chriſten eigentlich im Verrufe ſtehen. Ich ſelbſt, Balthaſar, habe niemals Gebrauch von jenen Rollen gemacht, worauf ich Gott zum Zeugen nehmen kann; denn meine Mutter, eine ſehr fromme und chriſtlich geſinnte Frau,

hatte mir auf ihrem Sterbebette das feierliche Versprechen abgenommen, mich niemals um die Wissenschaften bekümmern zu wollen, die, wie sie mit einem schweren Seufzer behauptete, meinen armen Vater vom Wege des Heils abgelenkt und ihn dem ewigen Verderben überliefert hätten. Seltsam war es auch, daß mein Vater, den ich an einem Morgen mit schwarzen und blauen Flecken auf dem ganzen Leibe bedeckt, todt im Bette fand, daß mein Vater, sage ich, gar kein Geld und Gut hinterließ, so eifrig man auch von Seiten des Gerichts darnach forschte; denn so lange er lebte, hatte man ihn für einen se[illegible]ichen Mann gehalten, und wahr ist es, daß er durchaus keine Ausgaben scheute und gleichsam, wie ich selbst oft mit Augen sah, im Golde wühlte. Mein einziges Erbtheil war also das angedeutete Kästchen, das unter dem Bette der Leiche gefunden wurde, und das alte Haus, welches man sehr wohlfeil verkaufen mußte, weil die Sage in Nürnberg, meiner Geburtsstadt, umging, daß es darin spucke. Mit dem wenigen daraus gelös'ten Gelde und jenem Kästchen, trat ich also meine Wanderschaft an, ging bei einem Goldschmidt in die Lehre, lernte das Meinige und kam endlich hieher, wo ich mich in das Amt einkaufte und als Meister das gelernte Geschäft betrieb. Es erging mir hier gar wohl, und bald sammelte ich einiges Vermögen. Ich wollte zwar heirathen, um ein glücklicher Familienvater zu werden; da aber das Mädchen, auf das

ich mein Auge geworfen hatte, einem Andern den Vorzug vor mir gab, konnte ich mich nie zu einer andern Heirath entschließen und habe so bis an mein Ende in dem traurigen Junggesellenstande gelebt. Jetzt weißt Du, Balthasar, welch' ein Bewandniß es mit dem Kästchen hat, und mein fester Wille ist, daß, so wie ich nur die Augen geschlossen habe, Du es aus dem Schranke hervornimmst und es, ohne den Inhalt zu besehen, den Flammen aufopferst. Darauf habe ich Deinen Schwur, und sterbe nun völlig beruhigt.""

„Wirklich starb mein guter Meister noch an demselben Tage gegen Mitternacht, und ich beweinte ihn aufrichtig. Ich war nun der Erbe seines nicht geringen Nachlasses, und jung wie ich damals noch war, kam mit dem vielen schönen Hab und Gut plötzlich ein ganz anderer Geist über mich, denn ich, der ich zuvor sehr sparsam gewesen war, und meine wenigen Schillinge gut zusammen gehalten hatte, ich wandelte mich gänzlich in einen Verschwender um, lag die ganzen Tage in den Wirthshäusern und Kneipen, aß das Leckerste und berauschte mich täglich mehrere Male in den köstlichsten Weinen. „„Du willst auch einmal leben und genießen,"" sagt' ich bei mir selbst, und wahrlich, ich genoß mein Leben so, daß bald Meister Stephans schönes Geld wie Heu zerstob und ich mich endlich so weit gebracht sah, daß mir nichts weiter übrig blieb, als dieses Haus, welches noch mein letztes Eigenthum war, zu verkaufen und mit der Kaufsumme in

die weite Welt zu fliehen, damit meine vielen Gläubiger sie mir nicht noch erst abnähmen, um sich bezahlt zu machen.“

„In solche Noth,“ fuhr der Erzähler fort, nachdem er sich einige Augenblicke ausgeruht und seine Kehle mit einem Glase Wein angefeuchtet hatte, „in solche Noth stürzte ich Unsinniger mich durch meinen verderblichen Leichtsinn und meine Genußsucht, und wußte nun nicht mehr, wo aus, noch wo ein.“

„Da, als ich mich schon der wildesten Verzweiflung ergeben wollte, da erinnerte ich mich plötzlich des gänzlich vergessenen Kästchens wieder, das ich zu verbrennen geschworen hatte, aber wohlweislich nicht verbrannt hatte, und das war wirklich der einzige kluge Streich, den ich in jenen wilden Tagen beging.“

„Vielleicht rettet das Kästchen dich noch,“ sagte ich bei mir, zog den Schlüssel zu dem bewußten nußholzenen Schranke aus meiner Tasche hervor und öffnete ihn. Richtig, da stand das Kästchen noch, und mit zitternder Hand nahm ich es vom Bord herunter. Es war fest verschlossen, wie ich sah, und ich hatte keinen Schlüssel dazu; aber da war leicht Rath geschafft: ein scharfes Beil zertrümmerte den Deckel desselben, und ich sah eine fest zusammengerollte Pergamentrolle darin liegen.“

„Ich war mutterseelen allein in dem großen Hause, als das geschah, denn seit ich kein Geld mehr hatte und nichts

mehr aufgehen lassen konnte, blieben auch die sogenannten guten Freunde aus, und ich war meinen traurigen Gedanken ganz allein überlassen. Ich nahm also, nachdem ich aus Vorsicht die Hausthür fest verschlossen hatte, die Rolle aus dem zertrümmerten Kästchen hervor, breitete sie auf einem alten Tische aus und fing an, die seltsamen darauf abgebildeten Zeichen mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Ich verstand nichts, gar nichts davon; aber mir wurde beim Anblick derselben doch ganz seltsam zu Muthe, bis ich auf ein Zeichen stieß, bei dem eine ausgestreckte Hand, die gleichsam auf dasselbe hinwies, abgebildet war. Zufällig berührte ich mit dem Finger sowohl das auffallende Zeichen, als die Hand, und kaum hatte ich dieß gethan, so durchzuckten schlängelnde Blitze das Gemach, und ein Donnerschlag schien das ganze alte Gebäude in seinen Grundfesten zu erschüttern. Ich war wie betäubt, und als ich mich einigermaßen wieder erholt hatte, stand Derjenige vor mir, den auch Du kennst, Dalisur: unser Herr und Meister! Bald hatte ich mich von meinem Erschrecken wieder so weit gefaßt, daß ich zu dem Furchtbaren emporschauen und ihm auf sein wiederholtes: „„Was begehrst du von mir?““ antworten konnte: Gold und Wohlleben in Hülle und Fülle. „„Hm!““ hohnlachte er, „„du bist nicht dumm, Balthasar; forderst nur Das, wornach alle Menschen streben, wornach sie sich so oft vergebens abmühen; Gold und Wohlleben! — Ei, nun ja, es soll dein sein,

aber kennſt du auch den Preis, um den ich nur ſolche Dinge an euch armen Erdenwürmer verkaufe?“ — „Ich kenne ihn!“ — „Und zahlſt ihn?“ — „Ja, ich zahle ihn!“ rief ich raſch. „„Brav ſo, ſperrſt dich nicht erſt lange, Balthaſar; es iſt auch nur Albernheit von den Wichten, denn nachdem ſie ſich lange genug geſperrt haben, willigen ſie doch am Ende ein, das ennüyirt mich! — Wer einmal ſo weit gegangen iſt, mich anzurufen, der geht auch ſchon weiter; und im Grunde iſt's ja auch nur eine Alfanzerei, daß die Leute ſich vor mir fürchten.““

„Ich will Dich, mein lieber Daliſur, nicht lange mit unſern Geſprächen aufhalten; kurz, mein Handel wurde ſo mit ihm abgeſchloſſen, daß er mir in Euch Dreien, die ihm ihm wegen einiger unrechtmäßigen Handlungen während eurer Lebenszeit auf eine gewiſſe Anzahl von Jahren anheim gefallen ſeid, drei dienſtbare Geiſter gab, die mir Alles, außer dem Brodte, herbeiſchaffen ſollten, wornach nur mein Herz und mein Gaumen Gelüſten tragen würde. Dies ſoll ſo lange fortwähren, bis es irgend einem Menſchenkinde gelingen wird, mir einmal wieder in's Auge zu ſchauen. Dann, wenn dies geſchieht, werdet ihr frei von euren Dienſten ſein und erlöſ't in eure dunklen Gräber zurückkehren; ich aber? — Nun, Du wirſt es ſchon errathen, ohne daß ich's erſt ausſpreche. — Kurz, dann iſt die Geſchichte zu Ende, und der Meiſter hat auch ſeinen Willen. Ich denke ihm aber die

Zeit noch recht lang zu machen," fügte er lächelnd hinzu; „denn mit Gewalt darf man in der guten Stadt Hamburg in das Haus keines ruhigen Bürgers dringen, und ich bin doch gewiß der ruhigste von allen, da ich mich nicht einmal sehen lasse, wofür ich freilich meine guten Gründe habe. Vor Räubern bin ich hier mitten in der Stadt, rings von Nachbarhäusern umgeben, auch so ziemlich sicher, und dann seid ihr ja zu meiner Bewachung auch da. Ferner laß es mich Dir ehrlich gestehen, über eure Bemühungen, mir eine Falle zu legen, in den euch alle zehn Jahre zu einem solchen Zwecke gestatteten vier Wochen, lache ich nur, weil ich recht gut weiß, daß die albernen, furchtsamen Menschen fast noch mehr Furcht vor meinem Anblick haben, als ich vor dem ihrigen. So wird es wahrhaftig Keinem einfallen, mir in diesem verrufenen Hause, von dem man sich tausend Spuckgeschichten erzählt, einen Besuch abzustatten, so oft ihr es auch noch versuchen mögt, Verwegene zu einem solchen Wagstück anzufeuern."

4.

Das Gespräch mit Dalisur, dem ehemaligen Junker, der wegen eines Frevels, den er auf der Parforcejagd gegen einen armen Landmann verübt hatte, jetzt die Rolle eines Windhundes zu spielen gezwungen war, hatte jetzt ein Ende, und Balthasar berief Jungfer Nachtschatten, die Eule, zu sich,

um aus ihren Händen, oder vielmehr Klauen, den während der Nacht für ihn erbeuteten Schatz zu empfangen.

Geschäftig kam Jungfer Nachtschatten oben aus ihrem finstern Winkel herabgeflattert und trug in ihren Krallen ein so köstliches Geschmeide von Diamanten, Rubinen, Topasen und andern Edelsteinen, daß dem alten Geizhalse fast die Augen von dem Glitzern und Flimmern weh thun wurden, und doch konnte er sie nicht davon abwenden.

„Nachtschatten! Nachtschatten! woher hast Du denn die Kostbarkeiten genommen?“ fragte sie Balthasar schmunzelnd. „Meiner Treu! alles ächt — kein Straß darunter — der Schmuck ist seine vier Millionen Thaler unter Brüdern werth; ich verstehe mich darauf, wie ihr wißt. O, welche herrliche Sache ist es doch um Gold und Edelsteine! Während das Alter nach und nach gegen alle übrigen Freuden und Genüsse gleichgültig wird, bleibt ihm doch die Freude am hellen Goldesscheine, ja, man möchte wohl sagen, je näher man dem finstern Grabe kömmt, je mehr erhöht sich der Genuß, den man am glänzenden Golde findet. Aber nochmals, wertheste Nachtschatten, wie bist Du zu der Herrlichkeit gekommen, die jetzt meine alten Augen so erquickt?“

„Ich hab' den Schmuck einer großen Prinzessin gestohlen, in deren offenes Fenster ich in der Abenddämmerung schlüpfte, und nun solltest Du einmal hören, Herr, wie man sich die Köpfe über das unbegreifliche Verschwinden des Schmucks

zerbricht; es ist eine Lust und Freude, wie man selbst die höchsten Personen nicht frei von Verdacht läßt; ja selbst der ....."

„Nun kömmt Jungfer Nachtschatten in ihr Element, das Klatschen," unterbrach der Alte sie lachend. „Muß für die Sünde noch jetzt als Gespenst umwandeln, daß sie während ihres Erdenlebens durch boshafte Verläumdungen ein armes, schuldloses Mädchen sogar zum Selbstmorde trieb, und kann doch ihren häßlichen Fehler noch nicht ablegen!"

Nachtschatten schlug beschämt die Augen nieder, während Bambrillo, der Kater, und Dalifur, der Windhund, sie arg verspotteten.

„Ja, Du hast noch ein Recht zu sprechen, und Dich über mich armes Ding lustig zu machen," nahm die erzürnte Schöne, gegen Bambrillo gewandt, das Wort. „Bist mir auch ein schöner Hecht gewesen, Du, der Du unter dem Anscheine großer Heiligkeit und Frömmigkeit den schändlichsten Wucher triebst und Deine Nebenmenschen ärger bestohlst, als ein Räuber auf offener Landstraße. Sie haben Dir zwar in der St. Petri Kirche einen schönen steinernen Denkstein mit einer gar herrlichen Lobschrift auf Deine vielen Tugenden errichtet — denn Du starbst ja als Millionair —; aber wie es jetzt um Dich steht, und daß Du als Kater hier noch eine so ehrenvolle Rolle zu spielen hast, das ahnt gewiß Keiner, wenn er an dem Dir errichteten Marmelsteine vorüber geht

und die so erbaulich klingenden Inschriften daran liest. Auch er, Junker Windhund“ .....

„Will Sie das ungewaschene Maul endlich einmal halten, Jungfer Nachtschatten?“ rief der Alte ihr zürnend zu und griff nach der Peitsche, um die Klätscherin zu züchtigen; aber zu ihrem Glücke wußte sie dem Schlage noch zu rechter Zeit auszuweichen und entkam in ihren Winkel, was Hund und Kater ihr kaum gönnten, obgleich sie sonst treu mit ihr gegen Balthasar zusammenhielten.

Bambrillo mußte jetzt auch seine in der Nacht für seinen Meister erschnappte Beute herbeibringen, kam aber sehr übel damit an. Noch immer konnte auch er seine alte Natur nicht ablegen, und so hatte er, statt glänzendes Gold, Silber oder Edelsteine zu erbeuten, eine Brieftasche mit Wechseln, Schuld- und Pfand-Scheinen von einem seines Gelichters erhascht, die er jetzt dem Balthasar mit großer Selbstzufriedenheit überreichte.

„Was soll ich mit dem Plunder?“ rief der Alte grimmig, und dabei regnete es tüchtige Hiebe auf Bambrillo's Rücken. „Willst du mich etwa gar zum Besten mit diesen Wischen haben, Elender?“

„Wische!?“ rief der Kater trotz seiner Schmerzen mit großem Erstaunen; „Wische nennst Du, Herr, solche wichtige, solche gute Papiere? Lies nur einmal die Indossemente unter den Wechseln: welche Namen, welche erhabene Namen,

welche Namen ohne Tadel! Jeder dieser Namen ist seine Million unter Brüdern werth, sag' ich Dir! Hier erst" —

„Willst Du Dein Maul halten oder soll ich Dir noch mehr aufzählen?" unterbrach ihn der Alte und zerriß vor seinen Augen — man denke sich des Katers Jammer! — alle die köstlichen Papiere mit den noch köstlichern Namen und Indossementen, so daß die Fetzen weit umherflogen. Der Kater aber bückte sich, raffte heimlich ein Stückchen auf, worauf der Name Rothschild stand, küßte es inbrünstig und mit einer Thräne im Auge murmelte er das Wort: „Barbar!" vor sich hin.

„Ein andermal bringe mir wieder Papier!" sagte Balthasar und schwang die Peitsche; „Gold will ich, blinkendes Gold, und kein Papier, das, so großen Werth es für den Augenblick auch für die Speculanten und Handelsleute haben mag, doch bald nicht mehr werth sein wird, als der Papiermüller dafür bekam; und was alle Deine köstlichen Namen anbetrifft, so gebe ich für die auch nicht einen rothen Heller, weil heute noch ein Name Goldesklang haben kann, den man morgen schon in den Staub tritt. O, wir kennen das auch, Herr Wucherer, denn wir sind nicht von gestern und haben es uns recht gut gemerkt, wie's in der Welt herzugehen pflegt! Gold aber bleibt Gold, mag's in der Krone eines Königs sitzen oder im Sumpfe unter dem Schlamme liegen — man wäscht es wieder rein, und es ist eben wieder köstliches,

glänzendes Gold. Haſt Du ſchon gehört, daß ſich ein König oder Kaiſer eine Papierkrone auf's Haupt geſetzt, ſelbſt eine, worauf alle Deine ſo hochverehrten Herren ihre Namen unter Verſchreibungen von Millionen gekritzelt? Das wirſt Du nicht gehört haben, Du Wicht! und ſo ſind alle dieſe papiernen Schätze eben nichts weiter, als Lumpen, von denen ſie ja auch nur herſtammen. Gold aber, ſag' ich euch, Gold iſt etwas Herrliches und Köſtliches. Der König unter den Metallen, wächſt es geheimnißvoll, und ſelbſt ein großes Geheimniß, tief im Schooße der Erde auf, und wer es beſitzet, der iſt Herrſcher der Welt, dem blühet das Glück, dem lächelt die Freude. Wer heute noch ohne daſſelbe ein armer, in den Staub getretener Wurm iſt, der tritt morgen, mit demſelben, kühn Andere mit Füßen. Ja, gebt mir Gold! Gold! und behaltet alles Uebrige!"

„Du redeſt wie ein Salomo, weiſer Balthaſar!" fiel ihm Daliſur in die Rede, der ſich, ſeine Junker-Natur auch jetzt noch nicht verläugnend, ſchon einmal etwas herausnahm gegen den ſonſt ſo böſen und gebieteriſchen Alten.

„Sollt's meinen," verſetzte der Belobte wohlgefällig ſchmunzelnd; „ja, wer nur auf meine Reden hören will, der kann etwas von mir profitiren. Wo aber bleibt denn die Jungfer Nachtſchatten mit dem Caffee? Es iſt ein träges Ding, das allein mit der böſen Zunge flink iſt."

5.

„Claus, mein lieber Claus, ich bitte Dich um Gottes und des Heilandes willen, gieb das thörichte, verwegene Unternehmen auf!“ flehte diesen seine getreue Ehehälfte, Frau Margarethe an, als er am letzten Abende des October-Mondes des Jahres 1607 sich in seinen weiten braunen Mantel hüllte, um das bewußte Abentheuer zu bestehen, koste es auch, was es wolle. Die ihm von dem seltsamen Fremden verheißenen hundert Dublonen, die Aussicht, vermittelst derselben seinem zwar durch ein langjähriges stilles Bürgerleben eingeschlummerten, nun aber wieder so mächtig erwachten Wandertriebe Genüge leisten, und noch einmal vor seinem Ende einen Theil der Welt durchstreifen zu können, machten ihn taub gegen das Bitten und Flehen von Weib und Kind, und so war er nicht mehr von seinem Vorhaben abzubringen. Er bewaffnete sich mit einem Paar guter Terzerolen, die er zuvor sorgfältig geladen hatte, nahm ein silbernes Crucifix, das ihm von seiner aus gutem Hause stammenden Frau zugebracht worden war, in die eine und eine tüchtige eiserne Brechstange in die andere Hand, und so ausgerüstet, begab er sich zum Bäckerburschen Peter, mit dem er bereits Alles zuvor gehörig abgeredet hatte, und der für ein Trinkgeld sich zu dem vermeinten Scherz hatte willig finden lassen. Peter erwartete ihn schon an der Ecke der großen Reichenstraße, wo er seine Brodkörbe niedergesetzt hatte.

„So, da seyd Ihr ja, Meister Claus!“ rief er ihm entgegen; „hab' schon eine Zeitlang auf Euch gewartet.“

„Geschwind, gieb mir den Brodkorb her,“ antwortete ihm dieser, nahm die Tracht auf die Schulter, hängte die Körbe in die eisernen Haken, und fort ging's mit ihm, zu dem bewußten Hause hin.

Es war ein rauher, stürmischer Abend, wie sie so häufig in dieser Jahreszeit in unserm Clima sind. Zwar schien der Vollmond silbern vom Himmel hernieder; aber stürmisch vorüberziehende Wolken bedeckten ihn von Zeit zu Zeit mit ihrem schwarzen Schleier gänzlich, und der Nordost pfiff so durch die Wipfel der schon gänzlich entlaubten Linden, daß es wie Geisterstimmen klang, und einem ganz schaurig dabei zu Sinne werden konnte. Auch waren die Straßen schon leer, die Lichter in den meisten Häusern bereits ausgelöscht, weil in jenen guten und vernünftigen Zeiten die Bürgersleute noch gern früh das Lager aufsuchten, um am folgenden Morgen bei Zeiten ihrer Arbeit wieder nachgehen zu können.

Jetzt war unser Claus bei dem Hause angelangt und gab, zwar nicht ohne einiges Herzklopfen, aber doch mit fester Hand das ihm von Peter angedeutete Zeichen durch ein dreimaliges Anklopfen an die alte, mit buntem Schnitzwerke reich verzierte Thür. Bald ließen sich schlürfende Tritte auf der Flur vernehmen, jetzt wurden die schweren Eisen-Riegel langsam zurück geschoben, und endlich auch der Schlüssel zweimal im

Schloß umgedreht, die Thürklincke wurde halb von innen, halb von außen durch Claus niedergedrückt und der entscheidende Augenblick war da! Die Thür wurde etwa eine halbe Hand breit, so daß die Semmel eben hindurch gelangt werden konnten, geöffnet, und beim Scheine des gerade aus einer schwarzen Wolke glänzend hervortretenden Vollmondes erblickte Claus eine Hand, die begierig nach den Semmeln faßte, die er ihr entgegenhielt.

Diesen Moment benutzend, schob unser Claus geschickt seine starke eiserne Stange ganz unten am Boden durch die Thüröffnung, so daß diese jetzt nicht mehr geschlossen werden konnte; mit der andern Hand empfing er das Geld, welches ihm Balthasar für seine Waare zusteckte, indem er zugleich die Thür wieder zu verschließen suchte, wie dies seine Gewohnheit war. Die eiserne Stange verhinderte ihn jedoch daran, auch hatte Claus seinen Mantel bereits abgeworfen, in die eine Hand sein Crucifix, in die andere eins der geladenen Terzerolen genommen, und mit einem kräftigen Stoße die Thür öffnend, so daß der dahinterstehende Balthasar zu Boden sank, trat er rasch, wiewohl mit laut pochendem Herzen, in das geöffnete Haus.

„Wehe! Verrath!“ jammerte Balthasar, sich mühsam vom Boden aufraffend, und das Gesicht zugleich fest mit beiden Händen bedeckend. „Wehe! Verrath! ich bin verloren!“ jammerte er nochmals, und suchte zu entfliehen. Aber mit

kräftigem Arme ergriff ihn Claus und hielt ihn so fest, daß er nicht entwischen konnte. Er hatte den Vogel nun zwar gefangen, er hielt ihn: — wie aber auch die zweite hauptsächlichste Bedingung erfüllen, dem Alten in die Augen zu sehen, da die dickste Finsterniß sie Beide rings umgab? Diese Noth währte aber nicht lange, denn wie durch einen Zauberschlag schien das ganze Haus plötzlich wie in Flammen zu stehen, so daß Alles fast heller erleuchtet war als am Tage; zu gleicher Zeit ließ sich ein schallendes, aber doch so schauerlich klingendes Gelächter hören, daß sich dem beherzten Claus fast das Haar auf dem Haupte zu Berge sträubte.

Bald aber hatte er sich wieder gefaßt, und rief mit lauter Stimme: „Ich hab' mir das Abentheuer eingebrockt, nun muß es auch ausgegessen werden. Komm nur her, Du filziger Alter,“ sagte er zu dem am ganzen Leibe zitternden Balthasar, den er noch immer fest hielt, „komm nur her, und erlaube mir, Dir nur Einmal in Dein allerliebstes Antlitz zu sehen, denn weiter verlange ich nichts von Dir, Freundchen,“

„Wehe! das hat mir Daliſur angerichtet, möge er auf ewig dafür verdammt sein!“ wimmerte Balthasar, und ein lautes Gelächter, das wieder aus dem Hintergrunde des Hauses zu kommen schien, ohne daß Claus die Urheber desselben zu entdecken vermochte, antwortete dem Zauberer auf seine Verwünschungen.

„Nun, wird's bald?“ fragte Claus den Alten, indem er ihn derb schüttelte, „wird's bald? Was thust Du denn so spröde mit Deinem gewiß über die Maaßen lieblichen Angesichte, alter Herenmeister? Will's Dir wohl zu glauben, daß es eben nicht angenehm für Dich sein mag, einem ehrlichen Manne in's Auge zu blicken; hilft aber nichts, mußt es doch einmal thun, und ich will nicht selig werden, wenn ich Dich nicht doch dazu zwinge!“

„Ich geb' Dir tausend Dublonen, wenn Du dein Vorhaben aufgiebst!“ rief der Alte in der höchsten Verzweiflung, denn immer fester packte ihn sein Peiniger.

„Trau ihm nicht, er lügt! — Trau ihm nicht, er will Dich nur betrügen! — Gedenke Deines eben geleisteten Schwures!“ ertönte es jetzt von verschiedenen Seiten her, und Du kannst Dir vorstellen, geneigter Leser, von welchen Geschöpfen diese Reden geführt wurden.

(Schluß folgt.)

Die „Sagenbibliothek“ ist zu bestellen: In Hamburg bei Carms Erben am Graskeller: in Itzehoe bei Schuberth und Niemeyer: in Flensburg bei Korte-Jessen; in Lübeck bei K. S. Spielhaus und Kohl (Dankwärtsgrube); in Kiel bei B. Bünsow; in Hannover beim Postgehülfen Warnecke; in Ritzebüttel und Cuxhaven beim Buchdrucker Pforte; in Altona bei Marcus und Meyer und in Bremen bei A. D. Geisler (Osterthorstraße).

Gedruckt bei Friedrich Wilhelm Christian Menck.

IX.

Die Giftmischerin.

Bremer Volkssage.

1.

Eine halbe Stunde von der berühmten Hansestadt Bremen, hart am Saume eines dichten Eichenwaldes, der aber jetzt seit vielen Jahren schon ausgerottet ist, stand ein kleines, halbverfallenes Hüttchen, in dem eine alte Wittwe einsam und abgetrennt von dem Gewühle der Welt vor etwa drei hundert Jahren lebte.

In die damals schon blühende, stark bevölkerte und durch ihren Reichthum vor vielen andern Orten ausgezeichnete Stadt sah man die Kräutersammlerin — denn so nannte man sie überall nur — sehr selten gehen, oder vielmehr, sie ging nie freiwillig in dieselbe, sondern nur dann, wenn man sie durch dringende Bitten an das Lager der Schwerkranken berief. Nur in seltenen Fällen rief man aber ihre Hülfe vergebens

an, und die sich ihrer Kur Anvertrauenden genasen fast immer durch einen heilsamen Kräutertrank, den sie ihnen mit eigener Hand und unter einem andächtigen Gebete reichte.

Dies erwarb denn natürlich der Kräutersammlerin einen gar großen Ruf bei den Bewohnern der Stadt, und wo kein Arzt mehr helfen konnte, da mußte sie helfen; ja, mancher Kranke genas wohl schon allein durch den festen Glauben, den er zu ihren Mitteln hegte, wie denn der Glaube bekanntlich Wunder aller Art zu bewirken pflegt.

Trotz des großen Vertrauens, das die Kräutersammlerin von Seiten ihrer Mitbürger genoß, und trotz der ausserordentlichen Kuren, die sie verrichtete, nahm man doch nur in der alleräußersten Noth, und gleichsam wenn der Tod schon auf den Lippen saß, seine Zuflucht zu ihr; denn nicht nur war sie von einer fast abschreckenden Häßlichkeit, sondern sie hatte auch ein so finsteres, unheimliches Wesen an sich, daß man sich ganz ausserordentlich vor ihr fürchtete; ja, es gab Viele, die sie für eine Hexe hielten und ihre glücklichen Kuren einem von ihr mit dem Bösen geschlossenen Bündnisse zuschrieben, und dieser Glaube wurde noch durch den Umstand vermehrt, daß die Kräutersammlerin durchaus nicht zu bewegen war, irgend eine Belohnung für die von ihr verrichteten glücklichen Kuren anzunehmen.

Eine solche Uneigennützigkeit, eben weil sie zu den allerseltensten Erscheinungen im Menschenleben gehört, mußte, so

schloß die Liebloſigkeit, irgend einen geheimen Grund haben, und eben dieſer Grund böſer, verderblicher Natur ſein. Vielleicht, ſo flüſterte man ſich zu, war ihr Pact mit dem Verderber ſo geſchloſſen, daß ſie augenblicklich das Leben verlor, ſo wie ſie nur Gold oder Silber berührte; denn nur ſo glaubte man ſich ihre beiſpielloſe Uneigennützigkeit erklären zu können, nur ſo ihr finſteres, ſchweigſames Weſen am Bette der Kranken, denen ſie ihre Kräutertränke reichte, ohne auch nur ein einziges freundliches oder ermunterndes Wort mit ihnen zu ſprechen. Wollte man ihr dann beim Abſchiede irgend ein Stück Geld in die Hand drücken, ſo ſchüttelte ſie das greiſe Haupt und ſtieß mit ſichtbarem Widerwillen die Gabe zurück; ja, drang man mit Hartnäckigkeit darauf, daß ſie eine Bezahlung annehmen ſollte, ſo ſprühten ihre kleinen tiefliegenden Augen gleichſam Blitze, und ſie ſtieß mit ihrer heiſern, unangenehmen Stimme einige einzelne Schimpfworte aus, worin allemal der Satz vorkam, daß das Geld allein die Veranlaſſung alles Böſen ſei, das auf der Welt begangen würde, weshalb ſie nichts mehr damit zu thun haben wolle. Man ſchüttelte bedenklich das Haupt, wenn man ſie ſo reden hörte, und ließ ſie gehen, um ihren Zorn nicht noch mehr zu reizen, denn in dieſem war ſie wirklich furchtbar und abſchreckend.

Das Leben der Alten in ihrer Hütte war, trotz ihrer hohen Jahre, gänzlich der Thätigkeit geweiht. In der beſſern

Jahreszeit sah man sie beim Aufgange der Sonne, wenn der Reif oder Thau noch auf den Pflanzen lag, am Saum des Waldes schon Kräuter sammeln. Von diesen verwendete sie einen Theil zu ihrer Nahrung, indem sie von sonst nicht zur Speise benutzten Pflanzen sich Gemüse bereitete, einen andern Theil aber zu ihren Kräutertränken, die sie in dicht verschlossenen steinernen Krügen aufbewahrte, nachdem sie den Saft ausgepreßt und gekocht hatte.

Sie lebte nur von Pflanzenkost und einigem Obste, das in dem kleinen Gärtchen hinter ihrer Hütte wuchs, und obgleich man ihr bald ein fettes Huhn, bald ein leckeres Lammviertel, bald ein Paar Tauben für die glücklich verrichteten Kuren anbot, so schlug sie doch auch diese Geschenke aus und behauptete, sie befinde sich bei ihrer magern Kost ganz vortrefflich und hoffe zum Theil noch viele von Denen zu überleben, die sich täglich die leckersten Braten wohlschmecken ließen.

Auch ihr großer grauer Kater, ihr einziger Gesellschafter in der einsamen Hütte, hatte sich an gleiche Kost gewöhnen müssen, weil ihm keine andere gereicht wurde; wir stehen indeß nicht dafür ein, daß Murner nicht dann und wann heimlich ein Mäuschen erhascht, oder die junge Vögel-Brut in den hohen Eichen beschlichen habe, um sich ein Extrabrätchen zu verschaffen; was aber seine Gebieterin anbetrifft, so hatte sie eben so viel Abscheu gegen alles was Fleisch hieß, als ein indischer Bramine.

Ihre Kleidung, die, obschon überaus dürftig und grob, doch stets sehr reinlich war, verfertigte sie sich in den langen Wintertagen selbst, indem sie den in einem Winkel ihres Gärtchens gebauten Flachs nicht nur hechelte und spann, sondern an einem alten Webstuhl auch zu Leinewand verwebte, in die sie sich dann vom Kopf bis auf die Füße kleidete. Statt der Schuhe von Leder, wie andere Christenmenschen sie tragen, trug sie eine Art von Sandalen, die sie aus starker Baumrinde verfertigte und mit leinenen Schnüren an den Füßen befestigte; alle diese Einrichtungen aber wiesen deutlich darauf hin, daß sie mit der übrigen Menschheit nur in so fern in Verkehr stehen wollte, als sie ihr hülfreich werden konnte; denn trotz ihres sichtbaren Widerwillens gegen ihre Mitgeschöpfe, den Kater ausgenommen, sprach man sie doch nie vergebens um Hülfe an, und wie uneigennützig sie solche leistete, glauben wir Dir schon zu Anfang gezeigt zu haben, mein günstiger Leser.

2

Neben dem Bette des reichen und in seiner Vaterstadt Bremen fast allmächtigen Bürgermeisters Lange standen drei der geschicktesten Aerzte damaliger Zeit und sahen mit niedergeschlagener Miene auf den Kranken, der schon in einem todesähnlichen Schlummer lag, und nur dann und wann, wie schon im Sterben Begriffene es wohl zu thun pflegen, krampfhaft nach der Decke oder in die Luft griff.

„Es ist aus mit ihm, und unsere Kunst hier zu Ende, meine Herren Collegen,“ nahm der hochgelahrte Doctor **Stangelius**, Bremens Galen, nach einer langen Pause das Wort, auf den Sterbenden deutend, nachdem er sich vom Bette desselben so weit entfernt hatte, daß er von ihm nicht mehr gehört werden konnte.

„Ich fürchte es selbst,“ versetzte einer der andern Aerzte; „der gute Mann hat in gesunden Tagen des Guten wohl zu viel gethan: sein Körper ist mit Säften überfüllt und die liebe Natur, die sonst so gern hülfreich ist, kann hier nicht mehr mit operiren.“

„Wenn das Eure Meinung ist, liebe Herren,“ nahm jetzt der jüngste von den drei Aerzten das Wort, „so laßt uns doch noch das Letzte versuchen.“

„Und dieses **Letzte** wäre, mein weiser Herr College?“ fragte ihn Doctor Stangelius mit einem etwas spöttischen Tone.

„Ich meinte nur — ich dächte — ich wollte den gelehrten Herrn nur vorschlagen“ — stotterte der junge Mann, verwirrt durch die spöttische Frage seines ältern und berühmtern Collegen.

„Was meinte, was dachte und was wollte der Herr?“ fragte Jener im vorigen Tone, und sah den andern mitanwesenden Arzt hämisch lächelnd dabei an; denn in so großem und verdienten Rufe der Doctor Stangelius auch in Hinsicht seiner Kenntnisse stand, so war doch sein Character nicht

eben als der beste verschrieen und man beschuldigte ihn wohl nicht mit Unrecht des Neides, der Bosheit, Habsucht und eines überaus hämischen Gemüthes, weshalb auch seinen Collegen der Verkehr mit ihm nicht eben sehr erwünscht war, und sie sich allemal davor fürchteten, am Krankenbette mit ihm zusammen zu treffen.

„Ihr werdet," stotterte der junge Mann, noch verlegner als zuvor, „Ihr werdet wohl schon einmal etwas von der wunderbaren Alten gehört haben, die man die Kräutersammlerin in unserm Bremen zu nennen pflegt?" ....

„Nun, und was soll's denn mit Der, wenn's Euch beliebt, Herr College?" unterbrach ihn Staugelius und sah ihn bei dieser Frage mit boshafter Neugierde an.

„Man erzählt sich so viel von ihren Wunderkuren und sie soll schon so Manchem das Leben gerettet haben, den die Aerzte aufgaben, und so dächte ich" .....

„Alberne Possen, Herr College!" rief Staugelius bei diesen Worten; „wie, Sie könnten glauben, daß jenes alte Weib, jene unwissende Quacksalberin, dem Bürgermeister noch das Leben retten würde, nachdem ich (er begriff sich), nachdem wir ihn aufgegeben haben?"

„Es käme aber doch auf den Versuch an," meinte der Dritte, „und zwar auf einen durchaus unschädlichen Versuch, da hier unser Latein zu Ende ist; ich stimme also der Meinung unsers jungen Herrn Collegen bei, und denke, wir schlagen

der troſtloſen Familie vor, ſich an die Kräuterſammlerin zu wenden, um den letzten Verſuch der Rettung zu machen.“

„Wie Ihr wollt, meine Herren, wie Ihr wollt!“ verſetzte Stangelius piquirt; „nur erlaubt mir, mich von der Sache fern zu halten; denn nochmals: der Bürgermeiſter iſt ein Mann des Todes und weder wir können ihm das Leben mehr retten, noch wird jene alte Hexe es thun, ſo wahr ich Stangelius heiße und ein ſtudirter Mann bin!“

Dabei wandte er den Beiden ſtolz den Rücken zu und entfernte ſich aus dem Hauſe.

„Würden wir uns aber nicht vor unſerm Collegen und der ganzen Stadt blamiren, wenn wir bewirkten, daß man die Alte zu dem Sterbenden beriefe?“ fragte der zweite Arzt ſeinen jüngern Collegen. „Und wie dann, wenn es ihr wirklich gelänge, dem Bürgermeiſter das Leben doch noch zu retten, nachdem wir ſo oft ſchon erklärt, daß keine Rettung mehr möglich ſey? Würde man uns nicht für unwiſſend halten, würde nicht vielleicht Alles der alten Kräuterſammlerin zuſtrömen und wir verhungern müſſen, wenn ihr eine ſolche Kur gelänge?“

„Wo es auf eine Lebensrettung ankommt, Herr College, da darf ein Ehrenmann ſolche Bedenklichkeiten gar nicht in ſich aufkommen laſſen,“ verſetzte der junge Arzt, den wir bei ſeinem Taufnamen, Andreas, nennen wollen.

„Ihr habt Recht, so gehen wir zu der trostlosen Familie und machen ihr den Vorschlag, sich an die Alte zu wenden," erwiederte Jener nach einem kurzen Nachdenken, und Arm in Arm verfügten sich Beide zu der Bürgermeisterin, die, durch Gram und Nachtwachen selbst krank geworden, das Bett hütete und sichtbar zusammenschrack, als sie die beiden Aerzte zu sich eintreten sah, weil sie fürchtete, sie kämen um ihr den Tod des Gatten zu verkünden.

Man kann sich vorstellen, daß die beiden wackern Männer mit ihrem Vorschlage um so eher Gehör bei ihr und ihrer einzigen Tochter fanden, da Beide zugleich erklärten, daß sonst durchaus keine Rettung möglich, und der Bürgermeister sicher eine Beute des Todes sein würde, wenn die wunderbare Alte nicht noch ein Uebriges thäte.

„So wollen wir keinen Augenblick säumen, sie hieher zu berufen," sagte die Bürgermeisterin, „und Gott gebe, daß unsre Hoffnung nicht getäuscht werde! Adelgunde," wandte sie sich an ihre Tochter, „Adelgunde, sende schnell einen der Diener des Hauses zu der Waldhütte, und laß ihn weder Bitten noch Versprechungen sparen, die Alte gleich mit hieher zu bringen — o wäre sie doch schon da!"

Adelgunde flog mehr als sie ging, und schon nach wenigen Minuten befand sich Adam, der treue Diener des Hauses, auf dem Wege zu der Waldhütte.

3.

Die Kräutersammlerin war eben damit beschäftigt, sich ihr frugales Mittagsmahl zu bereiten, als Adam fast athemlos zu ihr eintrat und ihr mit wenigen Worten das Anliegen seiner Herrschaft vorbrachte. Die Alte ließ sich in ihrem Geschäfte nicht stören, sondern fuhr ruhig fort, ihren Topf umzurühren; als er aber den Namen des Bürgermeisters nannte, da fiel ihr vor Schreck oder Abscheu — denn beide zeigten sich in ihren Mienen — der hölzerne Löffel aus der Hand, und Adam mit weit aufgerissenen Augen anstarrend, rief sie mit kreischender Stimme und schrecklich verzerrtem Gesicht:

„Der! Der? — Er mag krepiren, ich helfe ihm nicht!“

„Mein Gott,“ sagte der gute Adam erschrocken, „wie könnt Ihr nur bei der Nennung des Namens meines guten Herrn, den die ganze Stadt mit Recht so sehr verehrt, in solche Wuth gerathen? Was könnte Euch der Herr Bürgermeister Lange, der kein Kind beleidigt, der eben so wohlthätig als klug, gerecht und weise ist, was könnte er Euch wohl zu Leid gethan haben, so daß Ihr ihm, dem Sterbenden, nicht das Leben retten wollt, sofern dies in Eurer Macht steht?“

„Einen guten, wohlthätigen und gerechten Mann nennt Ihr Den?“ fragte die Alte und lachte dabei auf eine entsetzliche Weise. „O, um alle Schätze, die nur in der Welt sind, möchte ich nicht zu verantworten haben, was Der dereinst verantworten soll!“

„Ihr erschreckt mich,“ versetzte der treue, seinem sterbenden Herrn aufrichtig ergebene Diener; „wie, dieser Mann, der der ganzen Stadt durch seine Tugenden und Frömmigkeit zum Muster diente, er sollte eine schwere, nicht zu verantwortende Schuld auf sich geladen haben, und das gar gegen Euch, die er vermuthlich kaum dem Namen nach kennt?“

„O, er würde mich schon kennen, wenn er mich nur nennen hörte,“ sagte die Alte; „und glaubt's mir, das Sterben würde ihm doppelt schwer werden, wenn er mich vor seinem nahen Ende nochmals erblickte. Doch geht, ich will nichts mit ihm zu schaffen haben, weder im Guten, noch im Bösen, und Gott habe ich meine Rache anheim gestellt; nur vor seinem Throne werden wir uns wieder sehen, und wehe ihm, wenn nun die Stunde da ist, wo er Dem Rede und Antwort stehen muß, der in die Herzen schaut und sich durch Heuchelschein nicht täuschen läßt!“

Der treue Diener wußte nicht, was er zu dieser Anklage seines Gebieters sagen sollte, und nachdem er die Alte noch mehrmals dringend, wiewohl vergeblich, beschworen hatte, mit ihm zu kommen und dem Sterbenden ihre Hülfe zu schenken, verließ er sie endlich, da er sah, daß keine Vorstellung bei ihr Eingang fand.

Seltsame Gedanken beschäftigten ihn auf dem Rückwege zur Stadt, denn Manches stellte sich ihm jetzt wieder vor die Seele, was ihm schon früher an seinem Gebieter aufgefallen

war. So hatte es sich mehrmals getroffen, daß er diesen, in allen seinen Lebensverhältnissen so überaus glücklichen Mann in einem so schmerzlich aufgeregten Zustande erblickt, daß er irgend eine Handlung der Verzweiflung von ihm befürchten mußte; ja, an einem Tage im Jahre — es war am St. Johannstage — schloß sich der Bürgermeister allemal ein und war weder durch Bitten noch durch Vorstellungen zu bewegen, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen, und wenn er dann am nächsten Morgen wieder aus seinem Zimmer hervortrat, waren seine Gesichtszüge allemal so verändert, daß man ihn um zehn Jahre älter hätte halten können, als er wirklich war. Oft ging er auch Nachts, wenn Alles im Hause schlief, in dem großen Saale mit raschen Schritten umher, und die Diener hörten ihn stöhnen und seufzen, daß sich ihnen das Haar auf dem Haupte emporsträubte; ihn nach der Ursache seiner Unruhe und seines Kummers zu fragen, wagte aber Keiner, da er einmal den Adam auf's Heftigste angefahren hatte, als dieser sich theilnehmend darnach erkundigte.

Diese Seltsamkeit abgerechnet, war der Bürgermeister der frömmste, beste Mann von der Welt: ein zärtlicher Gatte und Vater, der Freund und Wohlthäter der Armen, der Beschützer der Unterdrückten, der liebevollste Gebieter, der klügste Mann in der Stadt, und obendrein durch eine Frömmigkeit bekannt, die von der stets reichlich von ihm beschenkten Geistlichkeit Andern zum Muster aufgestellt wurde.

Unter diesen Gedanken war Adam wieder bei dem Hause seiner Herrschaft angelangt, wo Fräulein Adelgunde seiner bereits mit großer Ungeduld auf der Flur wartete.

„Ihr bringt die Alte nicht mit? so habt Ihr sie nicht gefunden, Adam?“ rief sie ihm erschrocken entgegen, als sie ihn ganz allein in das Haus treten sah.

„Ich fand die alte Hexe,“ erwiederte er etwas verwirrt, denn den wahren Hergang der Sache mochte er der Tochter aus Schonung nicht sagen; „ich fand sie zu Hause, aber sie weigerte sich hartnäckig, mit mir zu kommen.“

„So werdet Ihr sie nicht dringend genug gebeten haben, Adam? sie kömmt ja doch sonst zu Reich und Arm, wenn man sie ruft — o, sie muß kommen, muß mir den geliebten Vater retten, wenn das irgend in ihrer Macht steht! Kommt, Adam, kein Augenblick ist zu verlieren, kommt, ich eile selbst zu ihr, und meinem heißen Flehen wird sie nicht widerstehen können, ja, wenn es sein muß, will ich sie fußfällig darum bitten, an das Bett des theuren Kranken zu kommen und sein Rettungsengel zu werden!“

Adelgunde öffnete bei diesen Worten die Hausthür, und von ihrer großen Angst getrieben, flog sie mehr durch die Gassen als sie ging, ohne sich einmal die Zeit zu nehmen, auf die staunenden Blicke der ihr Begegnenden zu achten, die es natürlich höchst seltsam fanden, daß die Tochter des reichen Bürgermeisters Lange im Hauskleide und ohne alle

Kopfbedeckung durch die volkbelebten Gaſſen ſtreifte. Adam, ſchon müde von dem bereits einmal zurückgelegten Wege, und überdies alt und kraftlos, vermochte ihr nicht zu folgen, ſondern blieb weit hinter ihr zurück; ſie aber kannte den Weg zu der Waldhütte ganz genau und bedurfte ſo ſeiner als Führer nicht.

4.

Ganz außer Athem trat die gute Tochter zu der Kräuterſammlerin ein, die mit geſenktem Haupte und wie es ſchien, in Nachdenken verloren, neben dem alten zerbrechlichen Tiſche auf einer hölzernen Bank ſaß. Vor ihr ſtand eine Schüſſel mit Gemüſe, die aber, wie der Augenſchein leerte, nicht von ihr berührt worden war, ſie ſchien vergeſſen zu haben, daß ſie ſich Speiſe gekocht hatte und war ſo gedankenvoll, daß ſie den Eintritt der Fremden nicht einmal zu bemerken ſchien.

„Gott grüß Euch, gute Mutter!“ ſagte Adelgunde, indem ſie ihr näher trat, mit lautem Tone.

„Er ſegne Euch, meine Tochter,“ war die Antwort, nachdem ſie ſich von dem Erſchrecken einigermaßen erholt, den ihr der raſche Eintritt und die Anrede der Jungfrau verurſacht hatte. „Was führt Euch zu mir?“ fügte ſie mit ſanfterem Tone hinzu.

„Die große Angſt des Herzens, Mutter,“ verſetzte Adelgunde mit Thränen in den Augen; „der Vater, der beſte, liebevollſte aller Väter, iſt mir auf den Tod erkrankt, und

von Eurer vielgepriesenen Kunst erwarten wir, meine Mutter und ich, allein noch Rettung. O, laßt mich Eure Hülfe nicht vergebens anflehen, bei dem Kreuze und den Wunden des Erlösers beschwöre ich Euch darum!“

„Ich bin gern zur Hülfe bereit, Tochter,“ versetzte die Alte, „und es bedarf solcher Beschwörungen nicht, um sie von mir zu erlangen, so weit es nur in meinen schwachen Kräften steht, meinen Nebenmenschen zu dienen. Doch wer seid Ihr, und wer ist Euer Vater? Nennt welchen Namen Ihr wollt, bis auf einen, und ich bin bereit mit Euch zu gehen.“

„Mein Name ist Adelgunde und der meines Vaters Lange,“ versetzte die Jungfrau; „Ihr werdet den letztern schon oft gehört haben, Mutter, denn er hat einen guten Klang in der Stadt Bremen.“

„So wäret Ihr die Tochter des Bürgermeisters?“ fragte die Alte überrascht; „wenn dem so ist, so ist das gerade der einzige Name, von dem ich nichts hören will, und sein Besitzer eben der Mann, zu dem ich nie und nimmermehr gehen werde.“

„Ihr werdet so hart nicht seyn, Mutter, so grausam nicht gegen eine in höchster Verzweiflung Euch anflehende Tochter!“ versetzte Adelgunde und ihre Thränen flossen in Strömen über die bleichen Wangen. „Seht,“ fuhr sie fort, „er ist verloren, rettungslos verloren, wenn Ihr nicht Hülfe

bringt, und wenn Ihr an Gott und den Erlöser, wenn Ihr an ein zukünftiges Leben glaubt, wo gute Handlungen belohnt, wo schlechte bestraft werden; so könnt Ihr dem Sterbenden, der Euch mit Wissen ja gewiß nie beleidigt hat, diese Hülfe nicht versagen.“

„Wäret Ihr nicht die Tochter des Bürgermeisters Lange, so würde ich Euch auf diese Beschwörung geziemend antworten,“ versetzte die Alte mit ernstem Tone; „so aber geht und begnügt Euch mit meinem bloßen Nein, damit ich Euer kindliches Herz nicht noch mehr zu verwunden brauche, als so schon geschehen muß, indem ich Euch abschlage, was ich jedem Andern mit Freuden bewilligen würde. Geht, geht und laßt unsere Wege ferner immer getrennt bleiben, denn es ist nicht gut, daß wir zusammen gehen!“

Adelgunde ließ sich durch diese abweisenden Worte nicht abschrecken, sondern fuhr so lange mit Bitten und Beschwörungen fort, bis sie das Herz der Alten erweicht hatte, denn welche Gewalt übt kindliche Liebe nicht selbst über rohe, fühllose Herzen oft aus? — und das der Kräutersammlerin war im Grunde ja weich und gut, und es verhärtete sich nur auf Augenblicke, nur dann, wenn sie des Mannes gedachte, den tödtlich zu hassen sie ein Recht erlangt hatte. Mächtiger aber als dieser Haß waren die Thränen und das Flehen seines Kindes, und so kam es, daß die Alte endlich

doch den Bitten Adelgundes nachgab und ſich mit ihrem heilſamen Kräutertranke mit ihr auf den Weg zur Stadt machte.

„O, laß es nur nicht zu ſpät ſein!“ flehte die zärtliche Tochter zu Gott empor, und beeilte ſo viel als möglich die Schritte der Alten.

5.

Das Haupt dicht mit einem weißen linnenen Tuche umhüllt, trat die Kräuterſammlerin in Begleitung Adelgundens an das Bett des Sterbenden, der mit faſt ſchon gebrochenen Augen da lag und ſeine Umgebung nicht mehr zu kennen ſchien. Ein leiſes Zittern durchflog die Glieder der Alten, ſo wie ſie auf den Bürgermeiſter blickte; dann ſetzte ſie den ſteinernen Krug, worin ſie den heilenden Trank hergetragen hatte, neben ſich nieder, faltete andächtig die Hände und betete ſtill vor ſich hin. Als ſie das Gebet vollendet hatte, griff ſie nach dem Kruge und hielt ihn mit ihren zitternden Händen an die Lippen des Sterbenden. Dieſer, wie aus einem tiefen Traume erwachend, that einen tüchtigen Zug aus dem ihm vorgehaltenen Gefäße und lehnte ſich dann wieder erſchöpft in die Kiſſen zurück.

„Morgen, um dieſelbe Stunde, gebt ihm den Reſt von dieſem Tranke,“ flüſterte die Alte Adelgunden zu, „und lebt er dann noch, ſo ſchickt nach etwa acht Tagen den alten Diener nur wieder zu mir, damit ich Euch einen andern Kräuter-

faſt ſende, der ihn vollends wieder herſtellen wird. Gehabt Euch wohl, und Gott lohne Euch für Eure kindliche Liebe!“

„Wie ſoll ich Euch aber danken, Mutter?“ ſagte Adelgunde, und ergriff eine ihrer Hände, die ſie zärtlich drückte. „O rettet mir den Vater und fordert dann Alles von mir, was ich nur beſitze, es ſoll, ſo wahr mir Gott in meiner letzten Stunde helfe, es ſoll Euer ſein!“

„Meinen Lohn trage ich in mir,“ verſetzte die Alte mit bewegter Stimme: „o, es iſt doch ein ſchönes Gebot, das des Herrn: „„Liebet, die Euch haſſen, thut wohl denen, die Euch weh gethan!““ — Ja, ja, weh hat er mir gethan — aber er möge leben und ſich beſſern, möge ſich mit ſeinem Schöpfer durch tiefe Reue wieder ausſöhnen! Sagt ihm das, Tochter, wenn er wieder geneſen iſt, und ſagt ihm auch, daß Diejenige, welche er in ſeinem ganzen Leben am tiefſten betrübt hat, ihn zur Reue und Beſſerung durch Euren Mund auffordern läßt.“

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich, und Adelgunde blieb allein bei dem theuren Kranken zurück. Die ſeltſamen Worte der Alten, wiewohl ſie ſie nicht ganz verſtand, hatten einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht, und die Ahnung beſchlich ihr Herz, daß ihr Vater, ſo gut und tugendhaft dieſer auch ſonſt war, ſich doch wohl eine ſchwere Schuld auf die Seele habe laden müſſen; denn woher ſollte ſonſt wohl der Haß der frommen Frau gegen ihn ſtammen? woher ihre an-

fängliche Weigerung, zu ihm zu gehen, da ſie doch ſonſt ihre Hülfe keinem Einzigen verſagte? —

Eine auffallende Veränderung ging aber mit dem Kranken von dem Augenblicke an vor, wo er den Trank genommen hatte: ein wohlthätiger Schweiß bedeckte ſeinen ganzen Körper, und ſchon nach Verlauf einer kleinen Viertelſtunde verfiel er in einen ſanften Schlaf, der bis ſpät in den Abend hinein dauerte. Endlich erwachte er, und ſeine Augen aufſchlagend, ſagte er zu Frau und Tochter, die neben ſeinem Bette ſaßen und auf jeden ſeiner Athemzüge lauſchten:

„Wie iſt mir denn? ich fühle mich wie neu geboren; ſo ſoll ich doch noch nicht ſterben? oder bin ich vielleicht ſchon todt, und Ihr, Ihr Geliebten! ſeid wieder mit mir vereint?“

„Vater, Du lebſt, Du wirſt leben!“ rief Adelgunde und ſchloß den geliebten Kranken in ihre Arme. „Gott hat unſer heißes Flehen erhört und Dich uns wieder geſchenkt, fügte die Gattin hinzu und ſah ihn mit zärtlichen Blicken an.

„So giebt es denn auch jetzt noch Wunder?“ verſetzte er mit matter Stimme; „ſchon fühlte ich den Tod, ſchon faßte er mit ſeinen kalten Händen nach mir, ſchon erſtarben alle meine Lebensgeiſter, und nun lebe ich doch noch, und neue Kraft ſtrömt in meinen Adern — o das iſt ſeltſam!“

„Dieſes Glück verdanken wir der Kräuterſammlerin, die am Saum des Eichwaldes wohnt,“ nahm Adelgunde das Wort; „ſie reichte Dir den heilſamen Trank, der Dich dem

Tode entriß, dessen Beute Du fast schon warest. Die Aerzte, selbst Stangelius, der weltberühmte Mann, dessen Kunst von Kaisern und Königen so hoch gehalten wird, gab Dich auf; aber was ihre Kunst nicht vermochte, bewirkte die geheime Wissenschaft der Alten: sie, sie rettete Dich, sie erhielt uns ein Leben, das uns viel theurer ist, als das eigene!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Doctor Stangelius zeigte sich in derselben. Adelgunde sprang auf, eilte ihm entgegen und rief: „Mein Vater wird leben — der Trank der Alten hat ihn gerettet!“

„So?“ — versetzte der Doctor gedehnt und zog die buschigen Augenbraunen seltsam zusammen, so daß er fast abschreckend aussah.

6.

Die fast einem Wunder ähnliche Rettung des Bürgermeisters ging von Mund zu Munde in der großen Stadt Bremen, und es konnte nicht fehlen, daß der Alten und ihrer Kunst eben so viele Lobsprüche ertheilt wurden, als man die Wissenschaft der Aerzte zu bezweifeln begann; namentlich mußte Stangelius herhalten, der durch seinen bösen Charakter sich viele Feinde, und durch seinen fast unerträglichen Hochmuth namentlich solche unter seinen Collegen gemacht hatte. Ihm blieb nicht verborgen, was man über ihn sagte, denn sogenannte gute Freunde trugen es ihm brühwarm zu, und immer finsterer wurde die Stirn des eitlen Mannes, immer

giftiger sein Herz, das von schauderhaften Gedanken bereits durchzuckt wurde. Unter dem Vorwande des Uebelbefindens verließ er selbst mehrere Tage das Haus nicht, denn wohin er nur kam, da befragte man ihn nach dem Zustande des Bürgermeisters und der von der Alten mit diesem vorgenommenen Kur, und jede Frage dieser Art war ihm ein Stich in das Herz. Mehreren Fragern hatte er überdies in seinem unbedachten Unmuthe zur Antwort gegeben: „Ei, es ist nichts an der Sache, und der Bürgermeister wird doch sterben, trotz dem Gebräu der alten Hexe. Noch einige Tage hinhalten hätte auch ich ihn können, denn dafür giebt's mancherlei Kräuter; aber ihn auf Jahre noch am Leben zu erhalten, dazu reicht keine Kraft der Erde aus. Nun, Ihr werdet's sehen, daß er doch stirbt, und wer zuletzt lacht, lacht am besten!“

Trotz dem mußte der kluge Mann nun hören, daß es sich jeden Tag mit dem Kranken bessere, und dabei fehlte es ihm nicht an kleinen Sticheleien von seinen Collegen, die sich nicht wenig freuten, seinen unerträglichen Hochmuth einmal gedemüthigt zu sehen. So waren acht Tage verflossen, und eben lag der Doctor im offenen Fenster und schauete mißmuthig die Gasse hinunter, als er Adam, der ein seltsam geformtes, irdenes Gefäß in der Hand trug, eiligst dahertraben sah.

„Was tragt Ihr denn da in der Hand, Adam?“ fragte ihn der Doctor, indem er auf den Krug zeigte.

„Euch zu dienen, hochgelahrter Herr, es ist ein neuer Kräutersaft, den ich für meinen lieben Herrn aus der Waldhütte geholt habe; ich denke, damit soll er gänzlich wieder hergestellt werden, und bis auf ein wenig Schwäche ist er es schon jetzt. Es lebe die Alte! denn die hat doch allein geholfen," fügte der treue Diener vergnügt hinzu, indem er in seiner Freude nicht den finstern Unmuth bemerkte, nicht den stechenden Basilisken-Blick, womit Doctor Stangelius ihn ansah.

„Zeigt mir doch einmal den Wundertrank her," sagte Stangelius jetzt, und streckte die Hand durch das Fenster nach dem Kruge aus; „muß doch einmal prüfen, was die alte Hexe da zusammengebraut hat."

Adam, nichts Böses ahnend, reichte ihm den Krug hin, der Doctor trat mit demselben in's Zimmer zurück, griff mit seltsam verzerrter Miene rasch nach einem wohlverschlossenen gläsernen Fläschchen, öffnete es mit zitternder Hand und goß den Inhalt desselben zu dem im Kruge befindlichen Kräutersaft, worauf er diesen dem draußen geduldig wartenden und nichts Böses ahnenden Diener mit den Worten wieder zustellte: „Nun, eine fernere glückliche Kur, der Trank ist wahrhaftig kräftig genug!"

„Danke schönstens, Herr Doctor," versetzte Adam und trabte fröhlich weiter; Stangelius Gesicht aber war todtenbleich geworden, seine Miene seltsam verzerrt und wie in

tödtlicher Ermattung, war er in seinen Lehnstuhl zurückgesunken.

Lange saß er stumm und wie betäubt so da, dann aber richtete er sich plötzlich wieder empor, fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und sagte:

„Sei doch kein Thor, Stangelius! Es konnte ja nicht anders seyn, wenn Du mit Deiner Kunst bei Ehren bleiben wolltest! Wärst ja zum Gespötte der ganzen Stadt geworden, wenn ein altes Weib den geheilt hätte, der von dir so oft und mit solcher Bestimmtheit für 'nen Mann des bleichen Todes erklärt worden war ..... Und dann, hast du mit deiner Kunst und Wissenschaft nicht schon so Manchem das Leben gerettet? — Für die Vielen also diesen Einen — die Rechnung wird da d'roben nicht falsch befunden werden!"

7.

Nach einigen Stunden aber ging ein seltsames Gerücht durch ganz Bremen: der Bürgermeister Lange sollte todt seyn, und zwar sollte ein späterer Trank der Alten ihn, den fast schon völlig Genesenen, auf der Stelle getödtet haben.

Freunde und Bekannte eilten in das Haus Lange's, um zu erfahren, ob etwas Wahres an dem schrecklichen Gerüchte sei, und hier vernahmen sie, daß der Bürgermeister, der sich schon wieder so wohl befunden, daß er sich in den hinter seinem Hause befindlichen Garten hatte hinabführen lassen, keine fünf Minuten nach dem Genusse des zweiten ihm von

der Alten gesandten Trankes todt hingefallen sei. Seine Gesichtszüge waren schrecklich entstellt und schon fingen sich schwarze Flecke auf seinem Leibe zu zeigen an, woraus man sogleich auf eine Vergiftung schloß.

Adam, der Bringer des Trankes, war in den ersten Augenblicken wie betäubt, dann aber lief er zu dem Prätor und bat diesen, die alte Giftmischerin, wie er die Kräutersammlerin nannte, welche aus Rachsucht seinen guten Herrn getödtet hätte, sogleich gefangen nehmen und sie zur wohlverdienten Strafe ziehen zu lassen, bei welcher Gelegenheit er alles Das erzählte, was bei seinem ersten Besuche in der Hütte der Alten zwischen ihm und dieser gesprochen worden war.

Man kam seinem Wunsche sogleich nach, und wenige Stunden nach dem Tode des Bürgermeisters drangen Bewaffnete in die Hütte der Kräutersammlerin ein, ergriffen sie, mißhandelten sie thätlich und mit Worten, banden ihr die Hände auf dem Rücken fest und schleppten sie zur Stadt, wo der über den Tod des so sehr beliebten Bürgermeisters erbitterte Pöbel mit Koth und Steinen nach der „verruchten Giftmischerin" warf.

Die Alte sprach auf dem ganzen Wege kein Wort, auch hörte man keinen Klagelaut über ihre Lippen gehen; ihr greises Haupt, dem man die leinene Kopfbedeckung abgerissen hatte, senkte sich auf die Brust hinab, der Wind spielte mit

ihren wenigen silberweißen Haaren, das Blut floß ihr aus einer durch einen Steinwurf bewirkten Wunde über das magere, todtenbleiche Gesicht, und dazu waren ihre Kleider ihr von den rohen Söldnern in Stücke gerissen worden und bedeckten kaum ihre Blöße mehr. So führte man sie, begleitet von der sie laut verwünschenden Menge, durch die Stadt und warf sie in ein finsteres, feuchtes Loch, das nur den schrecklichsten Verbrechern zum Aufenthalte angewiesen zu werden pflegte.

8.

Wenn die Trauer und Bestürzung über den Tod des so allgemein beliebten Bürgermeisters Lange in der guten Stadt Bremen gleich sehr groß war, so kann man sich die seiner trostlosen Gattin und Tochter doch noch weit größer vorstellen. Schon hatten diese sich der festen Hoffnung hingegeben, den geliebten Gatten und Vater dem Leben erhalten zu sehen; schon zweifelte fast Keiner mehr an seiner völligen Genesung, und nun lag er plötzlich todt, schrecklich entstellt, vom Gifte angeschwollen da, und bot einen entsetzlichen Anblick dar.

Alle Stimmen erhoben sich gegen die vermeinte Mörderin des hochverehrten Mannes, Alles klagte die Kräutersammlerin mit um so mehr Abscheu und Heftigkeit an, da sie nicht nur (so meinte man) sich an ihrem Schlachtopfer gerächt, sondern auch noch ein so grausames Spiel mit demselben getrieben

hätte, indem sie ihm erst, gleichsam um ihre Kunst und Macht klar an den Tag zu legen, das Leben wiedergeschenkt hätte, um es ihm dann plötzlich, Allen unerwartet, zu rauben.

Nur in Adelgundens Herzen, so tief betrübt dieses auch war, erhob sich eine Stimme zu Gunsten der Unglücklichen; nur sie konnte, sie mochte die Alte nicht schuldig glauben, obgleich der Anschein so laut gegen dieselbe sprach. Die frommen Worte derselben am Bette des sterbenskranken Vaters, ihre Miene, ihre Haltung, ihre Ruhe, Alles, Alles schien Adelgunden anzudeuten, daß gewiß eher von einem Mißgriffe, denn von einer Schuld bei diesem betrübenden Ereignisse die Rede sey, und diese Ansicht wagte sie, trotz des von allen Seiten gegen die so schwer angeklagte Alte erhobenen Geschrei's, auszusprechen, auch wußte sie es dahin zu bringen, daß man ihr gestattete, allein und ganz ohne Begleitung in den Kerker der Angeklagten gehen zu dürfen, um eine geheime Unterredung mit derselben zu haben.

(Schluß folgt.)

Das rothe Haus in der großen Reichenstraße.

(Schluß.)

„Ja, ich hab's geschworen, und Du mußt!“ rief jetzt Claus mit lauter Stimme zu, und ihm das Crucifix entgegen haltend, ja ihn sogar mit demselben berührend, fuhr er fort:

„Im Namen Dessen, der für uns am Kreuze gestorben ist, im Namen des Weltheilands gebiete ich Dir, die Hände von den Augen zu lassen, und mir offen Dein Antlitz zu zeigen.“

Der Alte war bei Anhörung dieser Worte und bei der Berührung des Kreuzes wie ein Stück Holz zu Boden gesunken; seine Hände fielen ihm am Leibe nieder und sein ganz blau gewordenes, scheußlich entstelltes Gesicht mit weit aufgerissenen, fast aus ihren Höhlen getretenen Augen zeigte sich den Blicken unsers Claus.

„Brrr!“ sagte dieser und trat schaudernd einige Schritte von dem Unholde zurück; „Brrr! der sieht wirklich gräulich aus und that gut daran, sein Gesicht zu verbergen.“

„Erbarmen! hab' Erbarmen! weg mit dem Kreuze!“ wimmerte Balthasar und krümmte sich wie ein Wurm am Boden, in so gräßlichen Zuckungen, daß dem beherzten Claus das Herz im Leibe zu zittern begann.

„Es ist doch ein häßliches Abentheuer, in das ich mich da gestürzt habe,“ sagte er leise vor sich hin, als die Zuckungen des Alten immer heftiger, sein Wimmern und Jammern immer lauter und herzzerreißender wurden. „Wenn der alte Hexenmeister mir nun unter Händen stirbt, und der Peter plaudert aus, daß ich hier im Hause gewesen bin, kann ich wohl gar als ein Mörder in Verantwortung genommen werden. Wollte doch lieber, daß ich davon geblieben wäre!“

„Sei ohne Sorge, Du unser Erretter!“ sagte jetzt plötzlich eine Stimme neben ihm, und als Claus sich erschrocken umsah, stand der Fremde aus der Kellerschenke vor ihm. Er erkannte ihn sogleich wieder, obgleich das Gesicht desselben jetzt viel bleicher, oder vielmehr aschgrauer noch war, als das Erstemal.

„Hier ist der bedungene Preis,“ fuhr der Fremde fort, indem er ihm einen seidenen Beutel mit Gold hinreichte; „und willst Du ein Uebriges für mich und meine beiden Leidensgenossen thun, so bete für das Heil unserer Seelen und daß Gott uns, den Sündern, sein Antlitz in Gnade wieder zuwende. Dein Muth hat uns die Ruhe im Grabe wiedergegeben, und ich, der ich jetzt noch mit Dir reden kann, werde in wenigen Augenblicken ein Häuflein Staub und Asche sein. Morgen und übermorgen folgen mir meine bisherigen Unglücksgefährten, die Du errettet hast, wie mich. Um Deines eigenen Heiles willen aber bitte ich Dich, das hier Erlebte noch zwei Tage zu verschweigen; dann aber magst Du frei reden, und es wird Dir keine Gefahr mehr daraus erwachsen. Leb' wohl, beherzter Mann! und warne Andere, daß sie nicht auf der Bahn der Sünde wandeln, damit sie nicht nach ihrem Tode zu büßen brauchen, wie wir.“

Kaum hatte die Erscheinung diese Worte ausgeredet, so zeigte sie sich den erschrockenen Blicken des Claus als ganz in Flammen stehend, und zwar leuchtete und brannte sie der-

maßen, daß ein Vorübergehender einen hellen Widerschein, wie als wenn das ganze Haus des Balthasar im Innern in Brand stehe, an dem gegenüber liegenden Hause bemerkt haben wollte.

Als der durch das Vorgefallene erschrockene Claus wieder einigermaßen zur Besinnung kam, befand er sich nicht mehr in der Nähe jener schauderhaften Erscheinungen, sondern schon wieder auf der Gasse; das Haus war, wie früher, fest verschlossen und der kalte Nachtwind kühlte seine fieberhaft glühende Wange.

„Ich habe das Alles doch wohl nur geträumt," sagte er mit leiser Stimme bei sich und strich sich mit der einen Hand über die mit Angstschweiß bedeckte Stirn. Da aber gewahrte er plötzlich, daß er in der andern Hand einen Beutel trug — es war das seidene Netz mit den hundert Dublonen — und schaudernd floh er von dannen, selbst Peters Brodkörbe und seinen Mantel im Stiche lassend, weil er an beide Dinge gar nicht mehr dachte.

6.

Am ersten und zweiten November des gemeldeten Jahres bemerkte man nochmals jenen wunderbaren Widerschein den ganzen Abend hindurch an dem gegenüberliegenden Hause, und dieses Schauspiel zog so viele Zuschauer herbei, als die Gasse nur irgend zu fassen vermochte; nur dicht an das verrufene Haus Balthasar's wagte Keiner zu treten, denn hatte man

sich früher schon davor gefürchtet, so fürchtete man sich jetzt noch mehr vor der Nähe desselben.

Wie immer, herrschte auch jetzt eine Todtenstille in dem Hause; nur als die Stunde der Mitternacht heran nahte, da erhob sich ein seltsames Toben und Poltern darin, wie wenn Etwas Trepp auf, Trepp nieder gejagt und gehetzt würde, und immer heller, immer blutiger gefärbt wurde der Widerschein, so daß einige der Zuschauer schon nach der Kirche eilen wollten, um die Glocken anziehen zu lassen, wie es bei Feuersbrünsten üblich ist; denn wirklich konnte man sich nichts Anderes denken, als daß das ganze Haus des Balthasar im Innern in Feuer stände, obgleich man weder Rauch sah noch roch.

Jetzt kündigte die Thurmuhr auf St. Katharinen die Stunde der schauerlichen Mitternacht an, und kaum war der letzte Schlag verklungen, so öffnete sich die Bodenluke des verrufenen Hauses und mit Schauder sahen die Umstehenden sich den Alten aus derselben auf die Gasse hinunterstürzen, oder, man vermochte dies nicht genau zu unterscheiden, von einem Andern aus der Luke gestürzt werden.

In demselben Augenblick, wo das Blut des schrecklich Zerschmetterten hoch bis zum Giebel des Hauses emporspritzte, erlosch der helle Schein, auch hatte das Toben im Innern gänzlich aufgehört und eine Todtenstille folgte der schauderhaften Begebenheit.

Alle Umstehenden waren natürlich erschrocken aus einander gestoben; als man aber wieder zur Besinnung kam und sich nach der Leiche des Selbstmörders umsah, war von dieser auch nicht die kleinste Spur, bis auf das noch lange sichtbar bleibende Blut an dem Hause, zu finden, und ohne dieses hätte man das Ganze für einen Traum halten mögen, so viele Augenzeugen die schreckliche Begebenheit auch gehabt hatte.

Am andern Morgen standen die Thüren des rothen Hauses weit offen, der Herbstwind pfiff kalt durch dasselbe hin und alle Thüren klapperten und klappten. Personen des Gerichts begaben sich jetzt in die verödete Wohnung und man vermeinte wohl, große Schätze und Reichthümer darin zu finden: darin irrte man aber sehr, denn außer einigen kleinen Klümpchen geschmolzenen Goldes fand man nur noch drei Aschenhaufen, die auf der Flur dicht neben einander standen, und da man menschliches Gebein zwischen der Asche entdeckte, sammelte man dieses, that es in einen Sarg und ließ es ordentlich begraben.

Es scheint, daß der Teufel, welcher dem Balthasar zum Preise für sein unsterblich Theil das viele Gold und Silber nebst Perlen und Edelsteinen gegeben hatte, nach dessen Tode wieder Alles zu sich nahm, damit kein Anderer umsonst sich solcher Schätze erfreute. Denn mehr als jeder Andere, hält der Teufel auf das Sprichwort: „Umsonst hat man nichts, als den bittern Tod.“

* * *

Claus, dem die drei armen Seelen ihre endliche Erlösung verdankten, verfiel gleich nach dem überstandenen Abentheuer in ein hitziges Fieber, von dem er erst nach Wochen genas, und dann der Wahrheit getreu erzählte, was er von der Sache wußte. Die Wanderlust war zur Freude der Seinen wieder gänzlich in seiner Seele erloschen; er blieb ruhig daheim, nährte sich redlich von seiner Arbeit und wurde durch die hundert Dublonen ein sehr wohlhabender Mann, da er sich trotz ihres Besitzes nicht auf die Faulbank legte, sondern sie zur Erweiterung seines Geschäftes verwendete.

Daß aber das in der großen Reichenstraße mit Nr. 40 bezeichnete Haus, wegen des daran gesprützten Blutes des Selbstmörders Balthasar, noch heutiges Tages den Namen des „rothen Hauses“ führt, brauchen wir nur für Fremde hinzu zu fügen, denn jeder Hamburger weiß es.

Grauenhaften Spuck will man aber seit dieser Zeit durchaus nicht weiter bemerkt haben, und damit sind die jetzigen Bewohner desselben gewiß sehr zufrieden.

Die „Sagenbibliothek“ ist zu bestellen: In Hamburg bei Harms Erben am Grasekeller: in Itzehoe bei Schuberth und Niemeyer; in Flensburg bei Korte-Jessen; in Lübeck bei K. G. Spielhaus und Kohl (Dankwartsgrube); in Kiel bei B. Bünsow; in Hannover beim Postgebülfen Warnecke; in Ritzebüttel und Cuxhaven beim Buchdrucker Pforte; in Altona bei Marcus und Meyer und in Bremen bei A. D. Geisler (Osterthorstraße).

Gedruckt bei Friedrich Wilhelm Christian Menck.

Sagenbibliothek.

(Heft VIII.)

X.

Die Hexe zu Blankeneſe.

1.

Welcher Hamburger und Altonaer fühlte nicht gleich ſein Herz höher ſchlagen, wenn er an die liebliche Fahrt nach Blankeneſe, dem reizenden Fiſcher-Dorfe hart am Ufer der Elbe denkt? und wer nun gar um die ſchöne Pfingſtzeit mit Weib und Kindern oder mit heitern Freunden eine kleine Reiſe zu Waſſer oder zu Lande dahin machen konnte; wer ſein Auge an den Schönheiten jener ſo reich von der Natur ausgeſtatteten Gegend mit Muße laben durfte, Der gedenkt gewiß im ſpäteſten Alter noch mit Entzücken der frohen dort genoſſenen Stunden und Tage.

Hart am Ufer der majeſtätiſchen Elbe liegt das Dorf Blankeneſe, welches größtentheils nur von Fiſchern, Lootſen und Schiffern bewohnt wird. Die Gegend iſt hügelig und der Süllberg, die höchſte Spitze dieſer Hügelkette, iſt in unſerer Gegend eben ſo berühmt, als der Brocken in ganz Deutſchland; ja, er iſt unſer Brocken, und gibt uns Flach-

ländern wenigstens einen Begriff von einer bergigen Gegend. Die Aussicht, welche man von dem vielbestiegenen Süllberg herab hat, ist aber auch in der That so köstlich, so überraschend, so wunderlieblich und dabei doch auch wieder so großartig, daß wir jedem Hamburg oder Altona besuchenden Fremden dringend anrathen wollen, die kleine Mühe des Besteigens nicht zu scheuen, und wir sind überzeugt, daß er uns für diesen Rath Dank wissen wird, so wie er ihn befolgt hat.

Die Bewohner des Fischer-Dorfes Blankenese, deren Wohnungen in malerischen Gruppen an dem Abhange des Süllberges zerstreut liegen, sind aber nicht eben durch ihre Frömmigkeit und jene christlichen Tugenden bekannt, die man mit Recht als die vorzüglichsten preis't: Habsucht soll vor allen Dingen ihr Fehler seyn und das aller Moral Hohn sprechende Gebet um den „Strandsegen“ soll leider noch jetzt sehr oft von ihnen gebetet werden, wenn es jetzt gleich, so hoffen wir wenigstens, von der Kanzel herab nicht mehr gesprochen wird, wie wohl früher geschah.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts war das sonst so glückliche und wohlhabende Blankenese aber ein überaus geplagter Ort, und es ruhte fast ein Unsegen darauf, der Alles in Erstaunen und tiefe Betrübniß versetzte. Wenn die Fischer, lustige Gesänge bei ihrer Abfahrt vom Ufer anstimmend, getrosten Muthes mit der fröhlichen Hoffnung in den blanken Spiegel des Flusses hinausgesteuert

waren, mit reicher Beute aus dem feuchten Elemente zurückzu kehren, kehrten sie stets traurig wieder heim, denn die Netze blieben ungesegnet und die sonst an den köstlichsten und schmackhaftesten Fischen so reiche Elbe schien alle ihre stummen Bewohner für sich behalten zu wollen: kein einziger Fisch ließ sich im Netze fangen, keine Angel erhielt einen Biß mehr, und die Märkte Hamburg's und Altona's, sonst so reichlich mit Fluß- und See-Fischen von den Blankenesern und Helgolandern versorgt, waren völlig leer, und die Feinschmecker mußten sich davor den Mund wischen.

Aber nicht nur sahen die Fischer ihren Fischfang auf eine so unbegreifliche und traurige Weise gestört; sondern auch die Ackerbautreibenden und Hirten mußten den auf dem Dorfe ruhenden Unsegen mit empfinden: das sonst so üppig stehende Getraide war meist taub, die sonst mit saftigen Früchten beladenen Bäume waren leer und die besten Kühe, Schaafe und Ziegen trockneten täglich mehr auf, obgleich sie an den Berg-Abhängen das reichlichste und köstlichste Futter nach wie vor fanden.

Noch größer wurde die Bestürzung der Blankeneser, als sich gegen den Herbst des Jahres 1691 mehrere noch größere Unfälle in dem Dorfe ereigneten, Unfälle, die man sich durchaus nicht anders zu erklären wußte, als daß sie von einer verborgenen feindseligen Macht herrührten; denn eine andere Ursache war durchaus nicht aufzufinden. Große Feuersbrünste

in alleinstehenden Scheuern und Ställen, wohin man mit keinem Feuer irgend einer Art gekommen war, verzehrten nicht nur die Gebäude selbst, sondern auch die darin aufbewahrten Getraide- und Futter-Vorräthe, so wie den reichen Viehstand, und die Blankeneser standen wirklich auf dem Punkte, völlig zu verarmen, wenn man nicht Mittel und Wege fand, dem Unheile bei Zeiten Einhalt zu thun. Mehrere Kinder-Diebstähle ereigneten sich um eben diese Zeit: am Morgen fand man öfterer die vor den Betten der Eltern stehenden Wiegen der Säuglinge leer, obgleich man die Häuser und Hütten wohl verwahrt hatte und auch beim Aufstehen noch alle Thüren und Fenster fest verschlossen fand. Man kann sich die Trauer und Bestürzung der armen Blankeneser vorstellen, zumal da sie durchaus kein Mittel zur Abhülfe ihres jetzigen unglücklichen Zustandes zu ersinnen vermochten, ja, nicht einmal die Ursache ihres Elendes kannten.

Endlich brachte ein Hirtenbursche, welcher zufällig über Nacht im Freien geblieben, indem er gegen Abend, von Müdigkeit überwältigt, am Abhange des Süllberges eingeschlafen war, Licht in die Sache.

Gegen Mitternacht erwachte der Bursche, vermuthlich durch die Nachtkühle geweckt, und eben als er sich aufraffen und eiligen Fußes nach der Hütte seiner Eltern zurückkehren wollte, sah er zu seinem Erschrecken den Süllberg sich plötzlich auseinander thun und aus der auf diese Weise entstan-

denen Oeffnung ein altes häßliches Weib hervorgehen, das eine Weile vom Monde hell beschienen, auf der Spitze des Berges stand, sich nach allen Seiten umschaute, und dann mit den Worten in das Dorf hinabschritt:

„Morgen soll's 'nen hübschen Spectakel in dem Dorfe geben, denn in dieser Nacht will ich mir das Plaisir machen, allen Kühen und Pferden die Schwänze abzuschneiden. Es geht doch nichts über die Lust, den Leuten 'nen Schabernack zu spielen. Ha! ha! ha! hab' all mein Lebelang meine Freude daran gehabt, und je älter ich werde, je mehr Geschmack finde ich daran."

Der Bursche, welcher aus Furcht hinter einen Busch gekrochen war, und sich, um von der Hexe nicht gesehen zu werden, platt auf den Bauch niedergelegt hatte, wagte kaum noch zu athmen, denn wenn die Hexe ihn entdeckte, war es gewiß und wahrhaftig um ihn geschehen. Zu seinem Glücke entfernte sie sich aber bald von dem Platze, wo er halbtodt vor Angst ganz in ihrer Nähe lag, und kaum hatte er sie, die jetzt in das Dorf hinabgegangen war, aus den Augen verloren, so verließ er den Berg mit eiligen Schritten, floh zum Strande hinab, machte ein Fischerboot los und ruderte weit in den Fluß hinein, denn nach dem Dorfe mochte er nicht gehen, weil er der Hexe dort zu begegnen fürchtete, und nur das Wasser schien ihm noch einige Sicherheit gegen das Unwesen darzubieten.

2.

Als er mit Anbruch des Tages endlich wieder an der Küste landete, eilte er in die Hütte seiner Eltern, weckte diese auf und erzählte ihnen, was er in der verflossenen Nacht gesehen und gehört hatte. Man wollte ihm zu Anfang keinen Glauben schenken; als man aber nach dem Stalle ging, da wurde es klar, daß er die Wahrheit geredet hatte, denn allen Kühen war der Schwanz abgeschnitten, und zwar so dicht am Leibe, daß die armen Thiere sich fast verblutet hatten, und jämmerlich stöhnend auf ihrer Streu lagen.

„Da haben wir das Unglück!“ rief Christian, so hieß der Bursche, und schlug die Hände über dem Kopf zusammen; „hab' ich's Euch nicht gesagt, Vater und Mutter?“

„Daß sich Gott erbarme!“ war die Antwort, und Alle weinten heftig, da die Kühe ihren ganzen Reichthum ausmachten und sie vor Hunger und Armuth umzukommen fürchten mußten, wenn diese starben.

Ein gleiches Wehklagen und Erstaunen war aber in dieser Stunde in allen Hütten des Dorfes zu hören, und auch nicht eine einzige Kuh, nicht ein einziges Pferd war von der schadenfrohen Hexe verschont geblieben; die abgeschnittenen Schwänze aber fand man einige Stunden später sämmtlich am Ufer liegend, gleichsam wie zum Hohne dorthin gelegt.

Christian war jetzt plötzlich aus dem unbedeutendsten Burschen im Dorfe die begehrteste und wichtigste Person

desselben gewurden, denn Jung und Alt drängte sich an ihn und er mußte sein nächtliches Abentheuer so oft erzählen, daß ihm endlich fast die Stimme ausging; auch von Nienstädten, Neumühlen, Flottbeck und andern nahgelegenen Orten kam man herbei, um von Christian die Wundergeschichte zu vernehmen, und der Herr Pastor zu Nienstädten brachte sie sogar zu Papier, damit sie auf diese Weise auf die Nachwelt komme.

Man wußte nun freilich, woher all das Unheil stammte, welches das Dorf Blankenese in der letzten Zeit heimgesucht hatte; aber wie man es für die Folge abwenden könne, das wußte selbst der Herr Schulze nicht, welcher sich für den klügsten und weisesten Mann zehn Meilen in der Runde hielt, und sein Latein war hier zu Ende, wie's im Sprichworte heißt.

Indeß dauerten die von der Hexe ausgehenden Neckereien immer noch fort und die armen Blankeneser wollten schier verzweifeln, denn wenn es nicht bald anders wurde, waren sie sammt und sonders ruinirte Leute, und es blieb ihnen nichts weiter übrig, als mit dem weißen Bettelstabe in der Hand die Heimath zu verlassen und in der Fremde ihr Stückchen Brod zu suchen. Nicht einmal ein „Strandsegen", der doch im Herbste und Frühjahr um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche fast niemals auszubleiben pflegte, wurde den Armen diesmal zu Theil: wie aber sollte es im Winter werden? und woher die Nahrung für die Aermern

kommen, da ihr einziger Erwerbszweig, der Fischfang, durchaus ruinirt war? 3.

Obgleich nun in der Hütte Christians, des jungen Hirtenburschen, das Brod bereits zu fehlen begann und er nebst den alten Eltern Abends oft hungrig zu Bette gehen mußte; so war dies noch lange nicht die schwerste Sorge, die sein armes Herz bedrückte. Christian war nämlich in dem Alter, worin ein junger, rüstiger Bursch sich schon etwas öfterer nach den schmucken Dirnen umzusehen pflegt, und bei diesem öfteren Umsehen nach denselben war es gekommen, daß allemal — er wußte selbst nicht wie — sein Blick auf der Anne, des reichen Schulzen einziger Tochter, ruhen blieb, wenn die Mädchen mit Sträußen von Nelken, weißen Violen, Hofrauthe und Goldlack in der Hand, Sonntags Morgens zur Kirche nach Nienstädten gingen. Seltsam genug begegneten Annen's Blicke immer denen des Christian, und wenn sie einander begegneten, wurden Beide so roth, wie die Bauerrosen, welche im Frühjahr in Annen's kleinem Gärtchen blühten.

Endlich wagte Christian es sogar, ein paar Worte zu Annen zu sprechen, und endlich sprachen sie gar viele Worte und so oft mit einander, als es nur irgend angehen wollte; denn wie die hübsche Schulzen-Tochter den Augen Christians besonders gefiel, so gefiel der schlanke, schmucke Christian den ihrigen: kurz, sie liebten sich und hatten es sich gesagt.

Wenn sich nun ein schmucker Bursch und ein hübsches Mädchen lieben, so wollen sie einander auch gern heirathen; aber damit sah es für unsre Beiden gar übel aus, denn der Schulze war der reichste Mann im Dorfe und der stolzeste obendrein, und Christian besaß auf der weiten Gotteswelt auch gar nichts, als sein gutes Herz, seinen gesunden Körper, seine rüstigen Arme und sein schmuckes Gesicht: für alles

Dieſes gab aber der reiche Schulze keinen rothen Heller, wenn Anne gleich Alles, ja ſich ſelbſt, gern dafür gegeben hätte.

Eben waren jetzt die beiden Liebesleute hinten am Gartenzaune des Schulzen im eifrigſten Geſpräche begriffen, welches ohnfehlbar die Hexe zum Gegenſtande hatte, als der Vater Annen's daher kam, worüber Beide auf's heftigſte erſchracken, weil der Vater es Annen ſo ſtreng verboten hatte, mit Chriſtian geheime Unterredungen zu halten.

„Chriſtian! Chriſtian!“ rief der Schulze mit vor Zorn bebender Stimme, „was unterſteht Ihr Euch da wieder? Hab' ich's Euch nicht ſtreng unterſagt, um meine Anne herum zu ſcherwenzeln und ihr dummes Zeug in den Kopf zu ſetzen? Ihr werdet doch wahrhaftig nicht gar denken, daß ich ſie Euch, dem armen Schlucker, zur Frau geben werde? Das ſollte mir ſchön paſſen, verſichre ich Euch! Ja, wenn Ihr ein vermögender Burſche wäret, oder etwa gar ein Mittel zu erſinnen wüßtet, uns von der böſen Landplage, der verruchten Hexe, zu befreien, dann könnte wohl 'was d'raus werden; ſo aber wiſcht Euch nur den Mund vor dem leckern Biſſen und trollt Euch ab, denn ſo wahr ich Hanns Chriſtoph heiße, ſo wie Ihr nun ſeyd, bekommt Ihr die Dirne nicht!“

Beſchämt, verwirrt, gedemüthigt, ſchlich unſer armer Chriſtian davon: hatte der Vater ſeiner Geliebten doch ſo ganz Unrecht nicht, denn wovon ſollte er wohl eine Frau ernähren, der kaum ſelbſt das liebe trockne Brod hatte?

Trotz dem lagen ihm immer die Worte des Schulzen im Sinne, und er mußte Tag und Nacht darüber nachdenken; hatte dieſer nicht geſagt: wenn er ein Mittel erdenken könnte, das Dorf von der böſen Hexe zu befreien, ſo ſollte Anne die Seine werden? Wie aber das anfangen? wie dieſes Mittel erſinnen? Tag und Nacht, ja, wo er nur ging und ſtand,

sann er darauf, aber immer wollte dem armen Burschen nichts Gescheidtes einfallen, und so floß der Rest des Herbstes und ein Theil des Winters hin, und wie die Natur jetzt trauerte, so trauerte auch sein armes Herz.

Da, als habe ein guter Geist es ihm eingegeben, fiel ihm plötzlich ein Gedanke ein, und froh sprang er mit den Worten auf: „Ja, das wird gehen, das muß gehen! Gott wird mir helfen!“ und damit eilte er zu dem wackern Pfarrherrn in Nienstädten, begehrte mit ihm zu sprechen und blieb wohl eine halbe Stunde bei ihm, worauf er sich mit sichtbar erleichtertem Herzen wieder zurück nach Blankenese und in die elterliche Hütte begab.

4.

Von allen Nächten des Jahres, welche darf sich wohl an Heiligkeit mit der Christnacht messen? In ihr wurde das Licht der Welt, der Heiland, der Erlöser geboren, in ihr ist die Macht böser, den Menschen feindseliger Geister gebrochen, oder doch gehemmt. Dieses hatte unser Christian, der seinen Namen mit der That führte und ein guter, frommer Christ war, bedacht, und darauf seinen Plan begründet, der alle seine leidenden Mitbrüder wieder glücklich, ihn aber am allerglücklichsten durch den Besitz seiner geliebten Anna machen sollte.

Am Morgen des vier und zwanzigsten Decembers ging Christian von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte, und wo er nur vorsprach, da hieß es: „Ja, Ihr könnt Euch darauf verlassen, wir kommen gewiß, und wollen das Abentheuer mit Euch bestehen; denn so kann es ja doch nicht bleiben, und wird dem Unwesen nicht schnell ein Ende gemacht, so sind wir sämmtlich ruinirte Leute.“

Christian war mit dieser Zusage sehr zufrieden und bat, als er mit sämmtlichen Dorfbewohnern gesprochen hatte, ei-

nige junge Leute, ihm mächtige Kloben Holz, so wie einige Bündel Stroh auf den Süllberg tragen zu helfen, was sie auch gern zu thun versprachen, da Alle im Dorfe dem Christian von Herzen gut waren und ihm gern dienten.

Die Arbeit war nicht leicht, denn der Berg war nicht nur hart gefroren, sondern mit Glatteis bedeckt, und so überaus schwer zu ersteigen, besonders mit einer Last; aber die rüstigen Jünglinge ließen sich nicht durch dieses Hinderniß von der Ausführung ihres Vorhabens abschrecken, und so war noch vor Anbruch der Nacht ein mächtiger Scheiterhaufen an eben der Stelle errichtet, aus der Christian die Hexe hatte hervorkommen sehen; unter die Holzscheite aber hatte man Strohbündel gelegt, so daß sich der Holzstoß mit Hülfe einer hineingelegten Kohle leicht anzünden ließ.

Als nun die stille Stunde der Mitternacht herankam, sah man alle Bewohner Blankenesens ihre Wohnungen verlassen: Greise, Männer, Weiber, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder, und schweigend zogen Alle dem Süllberge zu. Der Herr Pfarrer aus Nienstädten fehlte auch nicht, und ein Gesangbuch in der einen Hand, ein großes Crucifix in der andern tragend, schloß er sich den Blankenesern an, die, Christians Befehlen gehorchend, sich dicht an dicht gedrängt, rund um den Süllberg aufstellten und auf das von Christian verheißene Zeichen warteten, um sofort einen geistlichen Gesang anzustimmen und Gebete herzusagen, worin der Name des Heilands oft genannt wurde.

Christian selbst, der unerschrockene Bursche, war oben auf den Süllberg hinaufgestiegen, und hatte sich, mit einer brennenden Lunte in der Hand, dicht neben den Scheiterhaufen gestellt, aus dem die Hexe hervorkommen sollte. Eine feierliche Stille herrschte rund umher, und man hätte gar wohl

die Pulse eines Menschen schlagen hören können; wie mächtig aber klopfte nicht unserm muthigen Christian das Herz unter dem wollenen Brusttuche.

Da tönte mächtig durch die Nacht hin der Schall der Glocke des großen Michaelis-Thurms in Hamburg — die Stunde der Mitternacht, der Alles entscheidende Augenblick war da!

Kaum hatte die Glocke den letzten Schlag ausgeschlagen, so fing es in dem Holzstoße zu rasseln an, und mehrere Stücke desselben fielen durch einander; noch ein Augenblick und die Hexe stand da, dicht neben Christian, den sie mit ihren feurigen Blicken auf eine grauenvolle Weise ansah.

Es gilt! dachte unser Held im Hirtenkittel, ließ sich durch die Nähe und drohenden Blicke der Unholdin nicht außer Fassung bringen, sondern zündete schnell an seiner Lunte ein Bund Schwefelhölzer an, schleuderte diese in das Stroh und sah zu seiner unaussprechlichen Freude sogleich die Flamme hell empor lodern. In demselben Augenblicke stimmten die Leute da unten auch ihr geistliches Lied an und ließen ihre Stimmen mächtig durch die Nacht hin schallen.

Die Hexe sah jetzt worauf es abgesehen war, und wollte sich auf unsern Christian stürzen, um ihm das Leben zu nehmen, er aber war auf seiner Huth und dreimal sich bekreuzigend rief er ihr entgegen:

„Im Namen Gottes und des Erlösers hebe Dich von mir, unsauberer Geist!“ worauf die Hexe schnaubend und prustend von ihm zurückfuhr. Sie wollte jetzt, da das Feuer ihr den Weg zur Rückkehr in den Berg versperrte, in das Dorf hinunter eilen, um so, wo möglich, zu entkommen; aber wohin sie sich in ihrer Herzensangst auch wandte, schallten

ihr heilige Gesänge entgegen, und laut sprach der Pfarrer das Gebet des Herrn.

Immer näher rückte der dicht geschlossene Kreis der Singenden und Betenden — denn so hatte der kluge Christian es angeordnet — dem höchsten Punkte des Berges zu, wo der Holzstoß brannte; immer enger und enger wurde der Raum, in dem die geängstigte Hexe sich nur noch bewegen konnte, und schon war sie auf einen so geringen beschränkt, daß sie ganz hart am Feuer stand. Da trat plötzlich der Pfarrer, von einem heiligen Muthe beseelt, auf die Hexe zu, hielt ihr das Kreuz entgegen und trieb sie mit demselben vollends in die Flammen des Scheiterhaufens hinein. Hell und immer heller, hoch und immer höher wirbelten die Flammen empor, so wie sie ihre Beute empfangen hatten, und zwischen dem Knistern und Prasseln hindurch hörte man ein solches Gewimmer, daß sich den Anwesenden das Haar davon auf dem Haupte emporsträubte.

Endlich wurde es ganz still und auch die Flammen wurden niedriger und flackerten nicht mehr so wild empor.

„Es ist vollendet!“ sagte jetzt der Pfarrer und reichte Christianen die Hand; „Gott hat uns geholfen und wir werden für immer unsere Plage los seyn. Stimmen wir also jetzt ein Danklied gegen Den an, der unser Schirm und Schutz in allen Nöthen und Gefahren des Lebens ist.“

Dies geschah und unter dem Gesange des Dankliedes zogen sich die Blankeneser vom Süllberge wieder zurück, um sich in ihre Wohnungen zu begeben.

„Sprecht nach einem Vierteljahre nur wieder bei mir vor, Christian,“ sagte der Schulze, diesem die Hand reichend, „und haben wir bis dahin keinen neuen Schabernack von der Hexe erfahren; so halte ich Euch mein Wort, und Ihr könnt

die Anna zum Weibe nehmen; für Euer Auskommen will ich dann schon Sorge tragen.“

Wer war wohl froher, als unser Christian?

3.

Um Himmelfahrt gab's aber in Blankenese eine fröhliche Hochzeit, und Anna stand im Brautkranze ihrem lieben Christian zur Seite; denn die Hexe hatte sich seit der Christnacht nicht wieder gezeigt, auch ging Alles im Dorfe seinen gewöhnlichen Gang wieder: die Fischer hatten volle Netze, die Kühe gaben reichliche Milch, die Pferde wurden nicht mehr über Nacht buglahm, die Saaten standen köstlich und die Tag- und Nachtgleiche hatte wieder einen köstlichen „Strandsegen“ in einem großen Kauffahrtheifahrer gebracht, der durch die sich plötzlich erhebenden Stürme auf die Küste getrieben worden und dort gescheitert war. Da gab's denn Caffee, Zucker, Indigo, Reis, Gewürz u. s. w. in solcher Menge, daß auch selbst der Aermste wieder zu einigem Wohlstande kam, durch den Antheil, den er vom Strandsegen erhielt.

Die Stelle auf dem Süllberge, wo man auf Christian's Anrathen die Hexe verbrannt hatte, blieb kahl und öde für immer, und niemals wuchs wieder ein Hälmchen darauf, woran man sie noch jetzt erkennt.

Die Sage vom „gooden Krischan“ — denn diesen Namen legte man dem Erretter seit jener Begebenheit bei — ist aber nicht nur in Blankenese selbst, sondern auch in der ganzen Umgegend bekannt und wird vom Vater auf den Enkel und Urenkel durch Nacherzählen vererbt. Fragt man aber irgend einen Blankeneser, ob er den „gooden Krischan“ auch kenne, so wird er allemal antworten:

„Was sollt' ich den nicht kennen? Der hat ja die böse Hexe auf dem Süllberge verbrannt!“

XI.

Die alte Liebe.

Ritzebüttler Volkssage.

1.

In Curhafen, dem weltberühmten Hafenorte, lebten vor vielen langen Jahren zwei Schiffer-Familien in der größten Einigkeit. Die Häuser und Gärten beider Hausväter stießen dicht an einander, und so war man fast täglich und stündlich beisammen, und bald gab es Dieses zu zeigen, bald Jenes mit den lieben Nachbarsleuten zu besprechen.

An den langen Winter-Abenden saßen die Männer zusammen beim Kruge Bier und schwatzten von ihren weiten, oft gefährlichen Seefahrten, erzählten sich die erlebten Abentheuer und machten auch gelegentlich wohl einmal ein Projectchen, wie sie durch irgend eine gelungene Handlungs-Speculation noch zu Vermögen kommen wollten; denn obgleich beide Familien ihr gehöriges Auskommen durch den Fleiß und die Betriebsamkeit der Hausväter hatten; so war doch eben nie etwas übrig und „man schrapte nur so durch," wie Bahlmann, der eine der Nachbarn, zu sagen pflegte.

„Mehr brauchen wir ja auch eigentlich nicht, Bruder," versetzte dann wohl Stauffer, der andere Nachbar, gemüthlich. „Unsre Familie ist nicht groß; Ihr habt nur die schmucke Tochter, die gute, fromme Else, über die ich mich jedesmal freue, wenn ich sie ansehe, weil sie ein gar zu liebes, nettes und fleißiges Ding, zudem auch noch mein Pathchen ist, und ich habe von den vielen guten Kindern, womit Gott meine Ehe gesegnet hatte, ja nur noch den Lorenz übrig

behalten, und der hat 'nen kräftigen Arm und 'nen guten Kopf, wird sich also schon ohne reiches Erbtheil durch die Welt schlagen, wie ich denken sollte."

„Das Lob, das Ihr meiner Else ertheilt, Nachbar Stauffer, gebe ich Euch für Euren Lorenz zurück," versetzte Bahlmann; „es gibt in ganz Curhafen und Ritzebüttel keinen braveru, schmuckern und rüstigern Burschen, als den, und dafür wird er auch von Allen erkannt. Weiß Gott, wenn der dereinst 'n mal zu Brod käme und freite um meine Else, so würd' ich ihm mit wahrer Herzensfreude meine Einwilligung zur Heirath mit ihr geben, vorausgesetzt, daß das Mädchen ihn zum Manne haben möchte, denn aus Zwang heirathen, Nachbar, macht nicht glücklich."

„Nun, wer weiß, ob sich die Herzen der Beiden nicht noch einmal finden, oder wohl gar schon gefunden haben," nahm Stauffer wieder das Wort. „Wohnen sie doch nahe genug beisammen, und sehen sich oft genug, um sich gehörig kennen zu lernen, und hab' ich recht gesehen, so schauen sie sich trotz ihrer jungen Jahre schon freundlich genug an. Es wär' doch 'ne rechte Freude für uns, Bruder, wenn unsre langjährige treue Freundschaft sich auf die Kinder fortpflanzte und ein Paar daraus würde! Ist dem so, so trete ich dem Lorenz mein Schiff ab, und er mag sich sein Brod damit suchen, wie ich's mir gesucht habe; uns beiden Alten aber, seiner Mutter und mir, mag er ein Stübchen im netten Hause einräumen und uns als ein guter Sohn bis zu unserm Ende ernähren."

„Ja, und was mein ist, krigt die Else doch auch einmal, Nachbar Stauffer," versetzte Bahlmann, „und die Leutchen würden also so ganz arm nicht seyn. Ich wollte, es würde was aus der Sache, und je eher je lieber!"

2.

Nichts in der Welt konnte aber leichter seyn, als „daß aus der Sache etwas wurde,“ denn wirklich hatte Lorenz der schmucken Else schon allzu tief in's Auge geguckt, und Else war noch einmal so hübsch, wenn sie den Blicken des Lorenz mit ihren Blicken begegnete, weil sie dann allemal feuerroth, bis zur Stirn hinauf, wurde und das blaue Auge so verschämt zu Boden senkte; die beiden Väter, alte Praktiker, bemerkten das recht gut und sahen einander mit schlauen Blicken an, die ganz deutlich sagten: „Wir wissen schon, was die Glocke geschlagen hat!“

Da, als Alles bereits der Erreichung ihrer Wünsche ganz nahe war, zerstörte ein schreckliches Ereigniß das ganze Glück beider Familien und zugleich auch die Hoffnungen der Liebenden.

An einem sehr stürmischen Herbstmorgen erblickten nämlich Bahlmann und Stauffer fast zu gleicher Zeit ein Schiff auf hoher See, das mit dem Sturm rang und sichtbar dem Untergange nahe war, auch wurde ein Nothsignal nach dem andern von der Mannschaft desselben gegeben.

„Hier gilt es Menschenleben zu retten,“ sagte Stauffer zu seinem Nachbar; „das Schiff ist schon zu weit weg, um den Hafen noch erreichen zu können, denn seht nur, wie tief es schon geht, es wird voll Wasser stehen; laßt uns also den Versuch machen, wenigstens die Mannschaft zu bergen: die Waare mag dann immerhin von dem wüthenden Elemente verschlungen werden.“

„Das Meer geht aber sehr hoch, Bruder,“ versetzte Bahlmann und blickte nicht ohne einige Beklommenheit auf das tobende Gewässer, dessen Wellen sich schäumend gegen das Ufer brachen; „Keiner als wir würde es wagen, ich

wette, sich in die See hinaus zu begeben, und ob auch wir, die wir ja Familienväter sind, es thun dürfen, ohne eine Sünde zu begehen, ist sehr die Frage."

„Ich begleite Euch, lieber Vater und guter Nachbar," nahm Lorenz, der indeß zu ihnen getreten war, das Wort; „es ist ja Christenpflicht, die Unglücklichen nicht ohne Hülfe zu lassen."

„Wir beiden Alten wollen hinaus, aber Du sollst hier bleiben, ich befehle es Dir," versetzte sein Vater; „bleiben wir dann, wenn es einmal Gottes Wille so seyn sollte, so sorge Du für unsre Nachgelassenen, und damit Basta!"

Vergebens suchte Lorenz einen andern Beschluß durch seine dringenden Bitten vom Vater zu erlangen: er mußte zurück bleiben, während die beiden wackern Männer das am Ufer befestigte Fahrzeug allein bestiegen, um den Bedrängten auf der See wo möglich Hülfe zu bringen, und, wie sie voraus gesehen, wollte Keiner weiter sich ihnen zu dem Rettungswerke anschließen. Dies aber schwächte ihren Muth nicht, und ehe man es sich versah, schwebte ihr Schifflein schon auf dem hohen Meere. Lorenz folgte ihnen, von einer Anhöhe herab mit den Augen, aber ach! wie wurde dem guten Jünglinge, als er plötzlich das Boot, dem versinkenden Schiffe schon ziemlich nahe, umschlagen sah! Ein heftiger Windstoß, vereint mit einer mächtig andrängenden Woge, bewirkte vermuthlich das Unglück — Beide ertranken, und nicht einmal ihre Leichen wurden von dem trügerischen Elemente zurückgegeben, indem der immer heftiger tobende und vom Lande abwärts wehende Sturm sie in die hohe See hinaus trieb, wo sie vermuthlich eine Beute der Raubfische wurden. Auch das große Schiff versank gar bald und nicht eine einzige Seele von der Mannschaft wurde gerettet.

3.

Der Tod der beiden braven Männer hatte nicht nur ihre Familien mit gerechter Trauer erfüllt, sondern auch wie mit einem Zauberschlage plötzlich Alles geändert. So viel die Väter auch von einander hielten, so wenig konnten sich im Grunde die Mütter von Lorenz und Else leiden, und bald gab es hier eine kleine Häckelei, bald dort, und so gering gewöhnlich die Ursache eines solchen Zankes war, so groß war doch der Haß, der nach und nach daraus entstand, nicht zwischen den Kindern, denn die liebten sich bereits lange mit der größesten Innigkeit, sondern zwischen den Müttern derselben. Noch größer wurde die Uneinigkeit zwischen letztern, als Elsens Mutter ganz unerwartet eine Erbschaft that, die sie in einigen Wohlstand versetzte, und jetzt wollte sie von einer Verbindung zwischen ihrer Tochter und dem „nackten Lorenz", wie sie Elsens Geliebten gewöhnlich nannte, gar nichts mehr hören.

Vergebens baten die Liebenden sie fast fußfällig um ihre Einwilligung zu dem so heiß ersehnten Bunde; vergebens härmte die arme Else sich so ab, daß sie nur noch der Schatten von früher war; die Mutter meinte: das werde sich schon wieder geben, wenn sich nur ein anderer schmucker Freier einstelle, und der könne der vermögenden Tochter ja nicht fehlen, und so blieb sie taub gegen alle Bitten, so glaubte sie Elsen nicht, als diese ihr mit Festigkeit die Versicherung gab: sie werde, ihrem dem Lorenz einmal geleisteten Schwure getreu, nie das Weib eines andern Mannes werden, wenn gleich ihre kindliche Ehrfurcht ihr verbiete, sich mit dem Geliebten wider den Willen ihrer Mutter zu verheirathen.

Und bei diesem Beschlusse blieb es, obgleich sich mancher wackere und rüstige Freier bei Frau Bahlmann einstellte, um

um die Hand der ſchmucken Elſe zu werben, und auch Lorenz, die treue Seele, antwortete immer ſeiner Mutter, wenn dieſe ihn ermahnte, ihr eine brave Schwiegertochter in's Haus zu führen: „Wenn ich die Elſe nicht zum Weibe bekommen kann, ſo will ich ledig bleiben, auch verdient ja ihre Treue um mich wahrlich einen andern Lohn, als Vergeſſenheit ihrer in den Armen einer Andern! Und gebt Acht, Mutter,“ fügte er dann wohl etwas heiterer hinzu, „ich bekomme die Elſe am Ende doch noch, und ihre Mutter, ſo ſtreng und hart ſie ſich jetzt auch anſtellt, willigt doch noch einmal ein, daß wir Mann und Frau werden, beſonders wenn es mir gelingen ſollte, mir einiges Vermögen zu erwerben, ſo daß ſie nicht mehr das Recht hat, mich den „nackten Lorenz“ zu nennen, wie ſie jetzt, Gott möge es ihr vergeben! allemal thun ſoll, wenn auf mich die Rede kömmt.“

Aber ach! ſo viele Liebe und Treue wurde nicht vom Glücke gekrönt — Lorenz unternahm die größeſten Seereiſen, ſetzte ſich muthig allen Gefahren aus, um nur einiges Vermögen zu erwerben: er war und blieb arm und hatte alle Noth, ſeine alte Mutter gegen bittern Mangel und gegen drückende Nahrungsſorgen zu beſchützen.

So ſchwand ein Jahr nach dem andern hin, ſo waren ſeit dem Tode der Väter bereits funfzehn Jahre verſtrichen, und noch hatte ſich nichts in dem Verhältniſſe der Liebenden verändert; aber auch nichts in ihrem Herzen und ihrer Geſinnung. Elſe, aus einem ſchönen, blühenden Mädchen jetzt zu einer ernſten fünf und dreißigjährigen Jungfrau geworden, wies noch immer ſtandhaft jeden Freier zurück, denn trotz dem, daß jetzt die Blüthe ihrer Schönheit verwelkt war, lockte doch ihr Hab und Gut noch immer deren an; und Lorenz jagte auf fernen Meeren noch immer dem falſchen

Glücke vergebens nach, um als ein begüterter Mann zurückzukehren und um die Hand seiner geliebten Else mit günstigerm Erfolge werben zu dürfen.

Da schien sich plötzlich der Himmel ihrer treuen, in der ganzen Umgegend zum Sprichworte gewordenen Liebe zu erbarmen: Elsens Mutter starb und auf ihrem Todtbette ertheilte sie den Treuen ihren Segen, indem sie sie zugleich herzlich wegen des ihnen früher zugefügten Unrechts um Verzeihung bat. Mit aufrichtigen Thränen beweinten Beide sie, und als das Trauerjahr um war, da gab es zehn Meilen in der Runde kein glücklicheres Paar, als Lorenz und seine Elsbeth, und obgleich die allem Schönen so feindliche Zeit die Rosen bereits von Elsens Wangen abgestreift hatte, so hingen die Blicke des überseligen Lorenz doch noch mit eben dem Entzücken an der Gestalt der geliebten Else, wie in der schönen Zeit ihrer ersten Liebe. Jubelnd rief auch Lorenz am Tage seiner Hochzeit der alten Mutter zu: „Hab' ich's Euch nicht gesagt, Mutter, daß es doch noch so kommen und so viele Liebe und Treue ihren verdienten Lohn finden würde? Else ist nun mein, und wir sind glücklich, o wie glücklich sind wir!"

4.

Es war ein Jahr nach der Hochzeit der Beiden, um die Zeit des Spätherbstes, als Else, die Rückkehr ihres geliebten Lorenz mit Angst und Ungeduld erwartend, sich trotz des heftigen Sturmes und Regens nach einem Vorwerke hinaus begab, das, eine halbe Stunde hinter Cuxhafen, wie eine Landzunge sich tief in die Elbe hinein erstreckt. Von dort aus konnte sie ungehindert den Blick auf die stürmische Nordsee richten, die ihr Lorenz, von der Felsen-Insel Helgoland zurückkehrend, jetzt eben befahren mußte. Immer furchtbarer

tobte der Sturm, immer heftiger brauſ'ten die Wellen und wälzten ſich heulend und ziſchend an das hohe Ufer, von dem ſie dann pfeilſchnell wieder zurückflogen. Auf Augenblicke legte ſich zwar der Sturm, aber gleichſam nur, als wolle er ausruhen, um in heftigern Stößen wieder zu kehren. Unverwandten Blickes, mit ſtarrem Auge, blickte die arme Elſe auf das ſchäumende Meer hinaus und achtete es nicht, daß ein Hirtenknabe ſich zu ihr geſtellt hatte und ſie mit neugierigen Blicken betrachtete; denn es war ihm auffallend, daß eine Frau in ſolchem mörderiſchen Wetter ſich ganz allein auf das einſame Vorwerk hinaus gewagt hatte und in leichter Kleidung dem raſenden Sturme und dem in Strömen herabgießenden Regen trotzte. Als er aber, mit ſeiner Schaafheerde näher gekommen, die Schiffersfrau erkannt hatte, ſagte er bei ſich: „Das iſt ja die treue Elſe, welche nach ihrem geliebten Lorenz ausſieht! Nun wundert's mich nicht, daß ſie ſo daſteht und weder auf Regen noch Sturm achtet; denn ihr Lorenz iſt ihr Alles und über den vergißt ſie ſich ſelbſt gänzlich.“

Jetzt entfuhr ein Freudenruf Elſens Lippen: ein Schiffein, das ſie ſogleich durch Farbe, Bauart und Flagge für das ihres Lorenz erkannte, zeigte ſich ihren Blicken. Pfeilſchnell ſchoß es durch die brauſenden Gewäſſer daher, und jetzt war es ſchon ſo nahe, daß ſie ihren Lorenz, am Steuer ſtehend, deutlich erkannte; auch er, ſo unbegreiflich ihr das auch ſein mußte, ſchien ſie zu erkennen, denn er zog ein weißes Tuch aus der Taſche und ſchwenkte es zu mehreren Malen gegen ſie hin.

Da erhob ſich plötzlich der Sturm mit raſender Gewalt — ſo hatte er zuvor noch nie gebrauſ't, ſo nicht heulend die Läfte durchpfiffen: das Schiff ſchlug um, Elſe ſah mit ſtarrem

Auge, wie die Mannschaft desselben, und mit ihr zugleich ihr Lorenz, in die tobenden Fluthen fiel; sie sah ihn einige Augenblicke mit den Wellen kämpfen, glaubte sein Angstgeschrei zu vernehmen, und jetzt, jetzt hatte die Tiefe ihn verschlungen, jetzt war Alles still über dem Wasser! — „Lorenz! Lorenz! ich folge Dir!“ rief jetzt Else, die aus ihrer Betäubung erwacht war, und ehe der Hirtenknabe es verhindern konnte, hatte sie sich hinab in die schäumenden Fluthen gestürzt, die sie alsobald verdeckten.

* * *

Am andern Tage fand man Elsens entseelte Hülle an dem Ufer der Elbe nahe bei ihrem vorigen Wohnorte, und begrub sie unter vielen Thränen und großem Wehklagen, denn Alle hatten sie von Herzen lieb gehabt. Von Helgoland aber ging die traurige Kunde ein, daß Lorenz an eben dem Tage und in derselben Stunde, nicht an der Stelle, wo Else und der Hirtenknabe das Schiff hatten umschlagen sehen, sondern dicht bei der Felseninsel, verunglückt und mit allen seinen Begleitern umgekommen sei; Beide waren also jetzt auf immer vereint und das, was die arme Else gesehen hatte, war nur eine Vision gewesen, die ihr den Untergang ihres Lorenz andeutete.

Groß und allgemein war das Bedauern, das man dem traurigen Loose der beiden Liebenden weihte, und das Vorwerk, von dem hinab sich Else in die Fluthen stürzte, führt noch heutigen Tages zum Andenken an die vorstehend erzählte traurige Begebenheit den Namen: „Die alte Liebe“, unter dem Du, sinniger Wanderer! in jenen Gegenden es aufsuchen und dem Schicksale unserer treuen Liebenden eine stille Thräne der Theilnahme schenken mögest!

Die Giftmischerin.

Bremer Volkssage.

(Schluß.)

9.

Nach einigen Tagen wurde die Angeklagte, welche durchaus ruhig und gefaßt war, vor Gericht geführt, um das Geständniß ihrer vermeinten Schuld abzulegen; aber sie läugnete eine solche mit der größesten Hartnäckigkeit ab, obgleich man sie endlich sogar, nach der barbarischen Sitte jener Zeit, auf die Folter spannte, um ein Geständniß von ihr zu erpressen, das man auf anderem Wege nicht von ihr zu erlangen vermochte. Auf die Frage: ob sie den verstorbenen Bürgermeister denn wirklich so tödtlich gehaßt habe? antwortete sie bejahend, fügte aber noch hinzu: „Als ich ihm jedoch den Trank reichte, da hatte ich ihm als fromme Christin schon vergeben und Gott ganz allein meine Rache anheim gestellt.“

Weshalb sie aber den Verstorbenen so gehaßt habe, wollte sie niemals sagen, sondern behauptete, durch einen fürchterlichen Eid, von dem kein Priester sie entbinden könne, Schweigen angelobt zu haben, auch ist man bis auf diese Stunde im Dunkeln darüber geblieben, obgleich mancherlei Gerüchte über die Sache umgingen, wovon eins behauptete, der verstorbene Bürgermeister Lange habe, als ein junger, allen Lastern ergebener Mann, im Vereine mit dem einzigen Sohne der Alten, einst einen Mord an seinem Wohlthäter verübt, wodurch er den Grund zu seinem nachherigen großen Vermögen gelegt. Gewiß war es, daß der Sohn der Alten, an dem man mehrere Jahre hindurch einen fast an Wahnsinn grenzenden Mißmuth bemerkt haben wollte, sich in einer Nacht in

der Hütte seiner Mutter erhängt hatte, und dieses Verbrechen betrachtete man als die Folge seines frühern, in Gemeinschaft mit dem nachherigen Bürgermeister verübten Mordes, über den er sich nicht wieder beruhigen konnte.

Seit dem schrecklichen Ende ihres Sohnes hatte die unglückliche Mutter, der er vor seinem Ende sein Verbrechen gestanden haben mochte, sich in die Waldhütte zurück gezogen und führte dort das von uns zu Eingang dieser Erzählung beschriebene seltsame und abgeschiedene Leben. Vielleicht hatte Lange den Genossen seiner Schuld durch eine Summe Geldes zu dem Verbrechen erkauft, und von daher stammte der Widerwille der Alten gegen das Geld, das sie als den Erbfeind der Menschheit ansah. Ob sie wirklich ihrem unglücklichen Sohne durch einen Eid ewiges Schweigen über die von ihm und Lange begangene That angelobt hatte, oder ob sie nur deshalb so hartnäckig schwieg, um das Andenken des Erstern im Grabe nicht noch zu beflecken, war natürlich nicht auszumitteln, da ein so tiefes, undurchdringliches Dunkel die Sache einhüllte, und die Alte starb, ohne den Schleier davon zu lüften.

10.

Die Richter, welche nur nach dem Augenscheine ihr Urtheil fällten, sprachen endlich das des Todes über die Unschuldige aus, und zwar sollte sie, die nicht nur der Giftmischerei, sondern auch zugleich der Zauberei angeklagt war, den Tod auf dem Scheiterhaufen erleiden: „Andern zur Warnung und zum abschreckenden Beispiele," wie es in dem Urtheile hieß.

Zu dem Ende wurde in einiger Entfernung von der Stadt ein mächtiger Holzstoß errichtet, zu dem man die Alte unter dem Zulaufe einer unzähligen Menschenmenge führte. Von allen Seiten überhäufte das Volk sie mit Verwünschungen, und selbst Diejenigen, denen sie durch ihre heilsamen Kräuter-

tränke früher das Leben gerettet oder deren Angehörige sie dem gewissen Tode entrissen hatte, sahen sie mit trockenem Auge einem furchtbaren und schmerzvollen Ende entgegen gehen, ja stimmten wohl gar in die Flüche und Verwünschungen der Menge mit ein.

Die Alte schien durchaus ruhig und gefaßt zu sein und nichts zu sehen noch zu hören. In der Hand trug sie ein aus grobem Holze geschnitztes Crucifix, das sie oft an ihr Herz oder an ihre bleichen Lippen drückte, wobei sie dann andächtig zum Himmel empor sah; neben ihr ging ein Priester, der ihr Trost und Muth zuzusprechen bemüht war. Endlich war der Zug auf dem Platze angelangt, wo man den Scheiterhaufen errichtet hatte, neben dem zwei Henkersknechte in blutrother Kleidung mit brennenden Fackeln in den Händen standen.

„Der Augenblick ist da, meine Tochter, wo Ihr vor Gott treten und ihm, dem Allwissenden, Rechenschaft über alle Eure Handlungen und Gedanken ablegen sollt“ sagte der Geistliche mit ernster, feierlicher Stimme zu ihr.

„Ich weiß es,“ versetzte sie ruhig und blickte zum Himmel empor: „In deine Hände, mein Vater, befehle ich meinen Geist!“

Und wollt Ihr nicht, bevor Ihr den Tod erleidet, Euer Herz durch ein offenes, freiwilliges Geständniß der von Euch begangenen Verbrechen erleichtern?“ fragte der Geistliche sie weiter.

„Ich sterbe unschuldig,“ war ihre Antwort, „und nur dann würde ich mit einer Sünde belastet ins Grab sinken, wenn ich meine letzten Augenblicke noch durch eine Lüge befleckte.“

So beharrt Ihr also selbst am Fuße des Scheiterhaufens noch in Eurer traurigen Verstocktheit, meine Tochter? Bedenkt, daß nichts Euer Leben mehr zu retten vermag, wozu also jetzt noch die Kunst der Verstellung üben? O, erleichtert Euer

Herz wenigstens in diesem Augenblicke, schüttet es ganz in meinen Busen aus und erwerbt Euch durch ein offenes, reuiges Bekenntniß begründeteren Anspruch auf die Gnade des Allmächtigen und auf das Mitleid und die Theilnahme Eurer Mitmenschen! Nur der Verstockten erbarmt der Herr sich nicht, während er dem reuigen, seine Verbrechen offen bekennenden Sünder als ein mildvergebender Vater die Arme öffnet."

Die Alte schüttelte das greise Haupt, drückte das Kreuz fest an ihr Herz und wiederholte dann mit fester Stimme: „Ich bin unschuldig; ich sterbe an einem Irrthume der Menschen und gehe getrosten Muthes meinem Richter Jenseits entgegen."

„Was Ihr da behauptet, glaubt Keiner in dieser ganzen großen Menschenmenge, deren Augen jetzt auf Euch gerichtet sind," nahm der Priester wieder das Wort; „der Anschein ist in allen Dingen zu sehr gegen Euch, und Euer eigner Mund wurde ja zum schwersten Ankläger wider Euch, indem er unumwunden den tödtlichen Haß verkündete, den Euer Herz gegen eben den Mann so viele Jahre lang genährt, dessen Tod man Eurem Tranke zuschreibt. Sprecht also selbst, wie soll ich, woher soll ich die Ueberzeugung gewinnen, daß Ihr in diesem Augenblicke Wahrheit redet?"

„Fordre ich denn wohl diese Ueberzeugung von Euch? fordre ich den Glauben der blinden Menge? bin ich nicht völlig ruhig und abgefunden mit dem Gefühle meines eigenen Herzens, ehrwürdiger Herr?" versetzte sie mit mehr Heftigkeit, als sie bisher gezeigt hatte. „Was ist denn das Urtheil der Welt für den Sterbenden? was ist überhaupt an Dem, was die Menge glaubt? Wurde nicht eben jener Mann, dessen Tod mein Verderben herbei führte, fast wie ein Heiliger von eben dieser Menge verehrt, die jetzt das Verdammungsurtheil über mich so lieblos und vorschnell ausspricht? und doch,

bei dem Kreuze und den Wunden meines Erlösers schwöre ich es Euch, doch war sein Leben, das Leben dieses Hochverehrten, von einer Sünde befleckt, für die kaum die Gnade und Barmherzigkeit des Allgnädigen und Allbarmherzigen ausreichen wird. So laßt mich denn in Ruhe sterben, unbekümmert um das Urtheil der Welt, das ich in tiefster Seele verachte. Aber wißt, nicht ungestraft wird mein Blut so unschuldig vergossen werden, und nach dreihundert Jahren, wenn mein Staub schon gänzlich sich mit den Elementen vermischt haben wird, dann wird in den Mauern eben dieser Stadt ein Weib erstehen, das durch Unthaten ohne Maaß und Zahl Verderben über ihre Bewohner bringen und zum Würgengel an ihnen werden wird. Schön und gleißnerisch wird diese Schlange sein; sie wird lange, lange eben den Anschein für sich haben, der jetzt, gegen mich zeugend, mich allein zum Scheiterhaufen führt. Man wird sie, die Tod und Verderben in dem vergifteten Herzen brütet, für ein Muster der Frömmigkeit und Tugend halten, bis das Maaß ihrer Sünden voll ist, und den Bewohnern dieser Stadt endlich die Binde von den Augen fällt, die sie so lange blind gegen eine Verbrecherin machte, wie die Welt noch nie eine sah. Dann, wenn diese meine Prophezeihung in Erfüllung geht, wenn man schaudernd einsehen lernt, wie der Anschein trügen kann, dann, sage ich Euch, wird auch meiner wieder gedacht und mein Andenken wieder zu Ehren gebracht werden. Jetzt laßt mich sterben, denn ich habe nichts mehr zu sagen!“

Mit diesen Worten, die sie mit immer lauterer Stimme sprach, so daß sie von vielen Umstehenden gehört werden konnten, erstieg sie den Holzstoß, streckte die Arme zum Himmel empor, rief nochmahls: „Ich sterbe unschuldig, und du gerechter richtende Nachwelt, gedenke meiner Prophezeihung!“

und sank dann in die schon von allen Seiten sie umwirbelnden Flammen, die in wenigen Augenblicken ihre irdischen Ueberreste verzehrten. Grauenvoll aber war es anzusehen, wie die von dem Scheiterhaufen aufwirbelnden Dampfwolken hoch in der Luft, ganz gegen die Gesetze der Natur, ein deutliches Kreuz von beträglicher Größe bildeten, das so lange über der Stelle schwebte, bis auch der letzte Funke des Holzstoßes erloschen war. Viele Augenzeugen dieses Wunders sagten schaudernd bei sich: „Wie, sollte sie trotz des bösen Anscheines, doch wohl unschuldig gestorben sein?“ —

Am Morgen nach dem Todestage der Alten hieß es in der Stadt, und bestätigte sich späterhin als vollkommen wahr: der berühmte Doctor Stangelius habe sich in der Nacht in seinem Schlafzimmer erhängt; was ihn zu diesem Selbstmorde veranlaßt haben konnte, wußte Keiner anzugeben.

* * *

Dreihundert Jahre sind seit dem Tode der Kräutersammlerin verflossen, und auf welche schreckliche Weise die Prophezeihung derselben für Bremen in Erfüllung gegangen ist, weiß fast ein Jeder; Gesa Gottfried hieß das menschliche Ungeheuer, das, so lange Jahre den Anschein der Tugend und Frömmigkeit für sich habend, ungestraft die entsetzlichsten Verbrechen in einer der aufgeklärtesten Städte Europa's verübte, und erst dann zur Rechenschaft und Strafe gezogen wurde, als sie sich fast am Morde übersättigt hatte.

Schluß des ersten Bändchens.

☞ Da die „Sagenbibliothek“ sich schon jetzt viele Freunde erworben hat, wird sie ganz in der bisherigen Form fortgesetzt, und dürfen wir den geehrten Lesern die Versicherung geben, daß noch eine Menge der allerinteressantesten Sagen, Legenden und Mährchen gesammelt sind, die nach und nach in diesen Heften erscheinen werden.

Die „Sagenbibliothek“ ist zu bestellen: In Hamburg bei Garms Erben am Graskeller: in Itzehoe bei Schuberth und Niemeyer; in Flensburg bei Korte-Jessen; in Lübeck bei K. G. Spiesshaus und Kohl (Dankwartsgrube); in Kiel bei B. Bünsow; in Hannover beim Postgehülfen Warnecke; in Ritzebüttel und Cuxhafen beim Buchdrucker Pforte; in Altona bei Marcus und Meyer und in Bremen bei A. D. Geisler (Osterthorsstraße).

Gedruckt bei Friedrich Wilhelm Christian Menck.

Sagenbibliothek.

(Heft IX.)

XII.

Die Todtenhand im Dom zu Lübeck.

Volksage.

Motto:

Alte Zeit bezeugt, daß oft beim Bette des blut'gen Mörders sich der Geist erhebt von dem, den er erschlug.

Jedem Schaulustigen wird in der Domkirche zu Lübeck, in einem wohlversehenen Wandschrank, eine durch die Länge der Zeit mumienartig eingetrocknete Menschenhand gezeigt. Der Führer erzählt dabei jedem Beschauer eine bis auf unsere Zeit durch Mund von Mund fortgeerbte Sage, die ich dem freundlichen Leser in folgenden Blättern mittheilen werde. Wie lange diese Menschenhand daselbst schon aufbewahrt wird, ist eben so wenig zu bestimmen, als wie viel Mal sie schon aus dem Wandschrank und in denselben hat wandern müssen. Mehrere Jahrhunderte möchte sie aber wohl alt seyn!

Es war ein stürmischer Herbstabend. Dunkle Regenwolken jagten brausend der nahen Ostsee zu; die alten verrosteten Wetterfahnen der Häuser drehten sich knarrend hin und her

und die herabfallenden, vom Sturm gelöſten Dachziegel, gefährdeten die Schritte des einſamen Wandrers in Lübecks Straßen. Thüren- und Fenſterſchläge, die nicht beſonders gut verwahrt waren, hob er aus ihren Angeln und ſchleuderte ſie praſſelnd weit weg. Die Frauen kauerten ſich bei jedem erneuerten Windſtoß tiefer in die Ecke des Zimmers und riefen wohl gar mit kläglicher Stimme: „Daß ſich Gott erbarm'!“ Die Männer ſahen aber beherzter hinein und verwahrten wohlbedächtig Thüren und Fenſterſchläge, die es bedurften.

Auch der Schiffer Gerhard Wyk trat ſo eben, von ſeiner Unterſuchung zurückkehrend, wieder ins Zimmer zu ſeiner Frau, indem er ſagte:

„Sei nur ohne Angſt, Gertrude, es iſt Alles wohlverwahrt; alle Löcher ſind dem aufdringlichen Ungeſtümen zugeſtopft, wo er ſo gerne mit vollen Backen ſein Spiel triebe. Dabei ſchüttelte er den Regen von ſeinen Kleidern.

„Nur bedaure ich meine Kameraden“, hob er wieder an, „die auf ſchwankendem Brett dieſem Ungewitter ausgeſetzt ſind und vielleicht zum Bettler werden, oder wohl gar, nachdem ſie auf morſchem Wrack einige Stunden ihr Leben friſteten, ein kühles Waſſergrab finden. Der Allmächtige beſchütze ſie!“

„Siehſt Du nun endlich ein, wie gefahrvoll das Leben zur See iſt?“ fragte Gertrude. „O, wirſt Du meinen Bitten denn nie entſprechen, und nicht mehr das trügeriſche Element

befahren, das jeden Augenblick Tod und Verderben in seinem unheilvollen Schooße birgt?“

„Die Gefahren, Gertrude“, unterbrach der Schiffer seine Frau, „die Gefahren des Seelebens waren mir längst bekannt. Seit meiner ersten Reise waren sie das, indem ich nur durch die Kühnheit und Schwimmkunst eines Matrosen gerettet wurde. Aber dennoch konnte ich der Neigung nie widerstehen. Auf das Meer! Das war und blieb mein Wahlspruch von Jugend auf, trotz Bitten und Flehen meiner ängstlichen Mutter. Und bis jetzt hab' ich nie Ursache gehabt, es zu bereuen. Und geht der Wunsch in Erfüllung, daß Eberhard dem Seeleben Geschmack abringet, so habe ich keinen Wunsch mehr.“

„Denkst Du denn nicht an unsern jüngsten Sohn, der auf der vorletzten Reise ums Leben kam?“ fragte Gertrude etwas unwillig.

„Das war Gottes Wille!“ erwiederte Wyk; „Christian hätte auch auf ebenem Lande sterben können, sogut wie beim Löschen. Die See hat keinen Theil daran. Aber ich traure um den Dahingeschiedenen in der Blüthe seiner Jugend; war er doch ein ganzer Seemann!“

Er drückte seine Frau, bei der die Erinnerung an den Verlornen, Thränen hervorlockte, an sich und ward merklich weich gestimmt, was nicht oft bei ihm, wie es bei jedem

Seemann der Fall iſt, der dem Tod mit offenen Augen ſo oft ins Angeſicht ſchaut.

„Aber Gerhard, warum willſt Du Dich länger den trügeriſchen Elementen ausſetzen,“ bat nach einer Pauſe des Schiffers Frau; „Geld und Schätze haſt Du ja genug! Mehr als wir bedürfen, liegt in den alten Truhen; darum dächte ich, Du bleibeſt daheim, bei Deiner Frau und — Deinem Sohn.“

Ein ſchwerer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt.

„Warum?“ fragte der Schiffer begeiſtert, „Warum? Frage den Adler, warum er ſich im dickſten Horſt den höchſten Gipfel zum Aufenthalte wählt? Oder frage die Sonne, warum ſie täglich den Lauf erneuet? Frage die Wolken, warum ſie jetzt ſo pfeilſchnell mit Getöſe die Luft durchfliegen? Frage ſie, aber erwarte keine Antwort! — Ich muß, Gertrude! Unſichtbar iſt die Macht, die mich hinziehet, hinziehet mit Gewalt aufs toſende Meer um allen Stürmen des gefahrvollen Seelebens im ſchwebenden Haus keck ins Antlitz zu ſchauen. Glaube mir, Gertrude, nicht um Schätze, nicht um Geld, durchſchiffe ich die See, nein, wahrlich nicht, nein, weil ich muß!“ — Aber,“ ſprach er nach einer Pauſe, „ich will verſuchen, Dir dies Opfer zu bringen. Einmal noch das wildwogende Meer befahren, einmal noch die liebliche Muſik des Takelwerks vernehmen, einmal noch das Schäumen des kämpfenden Waſſers, das mit Blitzesſchnelle der

Kiel durchschneidet, ganz in seiner Größe schauen, einmal noch in der Mitte meiner kräftigen Matrosen mich wohl fühlen und den Gefahren mit ihnen Trotz bieten, und ich will versuchen eine Landrathe zu werden.“

Gertrude drückte ihrem Manne zum Dank für seinen Entschluß einen Kuß auf die braune Wange. Dann setzten sich Beide an den Tisch, um das Abendessen zu genießen.

„Wo bleibt denn Eberhard?“ fragte nach geraumer Zeit der Schiffer. „Bin ich doch nun schier 14 Tage heim und habe den Unstäten kaum eben so viele Mal gesehen. Er scheint mir in böse Gesellschaften zu gerathen; denn mir wurde in den ersten Tagen meines Hierseins so Manches gesteckt, das mir gar nicht gefällt.“

„Der Mutter ist er entwachsen,“ seufzte die Gefragte; „mit Worten und Ermahnungen ist nichts mehr bei ihm zu machen. Darum wünscht' ich auch besonders, daß Du das Fahren zur See einstelltest, um auf ihn ein wachsameres Auge haben zu können.“

„Das werd' ich,“ sprach der Schiffer, „ist er doch unser Sohn, und an seinem Gerathen mir Alles gelegen. Du bist dem Jungen immer zu weich gewesen, Gertrude. Und ist er doch auch auf Deine Bitten noch nie mit zur See gegangen. Aber dies Mal soll und muß er mit, das schwör' ich Dir! Was soll aus dem Burschen werden? In seinem

neunzehnten Jahre und noch keinen Nahrungszweig ergriffen! Wo soll das hinaus? Müssiggang ist die Wurzel alles Uebels. D'rum soll er mit auf's Meer und seine Kraft erproben, und ich wette, hat er erst einmal das Meer befahren, er bleibt nie wieder davon. Ich kenne zu gut die Wirkungen dieses Elements!"

„Aber," fiel Gertrude ihrem Manne in die Rede, „aber Gerhard, wenn wir auch diesen einzigen Sohn verlieren sollten?"

„Lieber keinen Sohn, unterbrach sie der Schiffer, als einen Taugenichts, einen Pflastertreter! D'rum muß er mit, dabei bleibt's!"

Gertrude wagte noch einige Bedenklichkeiten laut werden zu lassen, da aber der Schiffer bei seinem Entschluß beharrte, und sie ihn und seinen Willen kannte, so fügte sie sich endlich mit vieler Ueberwindung in das Unabänderliche. Es kostete ihr viel, das sah man ihr an, sich von ihrem Sohne auf so lange Zeit zu trennen. War Eberhard ihr doch, seit sie nur diesen einen Sohn hatte, so zu sagen, ans Herz gewachsen. Ging doch ihr ganzes Sinnen und Trachten einzig und allein dahin, aus ihm einen guten Menschen zu bilden. Und dennoch ward er's nicht! Sie wollte und meinte ihn zu erziehen und verzog ihn. Zwar machte sie es nicht, wie es noch jetzt so manche Mutter macht, um ihren Sohn recht musterhaft zu erziehen, und bei allen Verirrun-

gen und Uebertretungen ihres Lieblinges bei Salzmann, Niemeyer, Schwarz oder Denzel, die stets auf dem Toilettentisch parradiren, Rath holen will, aber dennoch ihre Absicht verfehlt; nein, dazu nahm Gertrude nun freilich aus dem Grunde ihre Zuflucht nicht, weil diese Bücher damals nicht vorhanden waren; nein, ihren Fehler suche man in ihren Mitteln, die sie zur Erreichung ihrer so guten Absicht wählte. Gertrude wollte ihren Sohn durch Sanftmuth und Milde erziehen, und er verlangte eine energische, feste Behandlung. Beging Eberhard einen Fehler, so bat die Mutter ihn unter Flehen und Thränen, sich doch zu bessern, was Eberhard auch leichtsinnig versprach, aber nicht hielt. Nun sollte Gertrude eindringender, kräftiger ihren Sohn ermahnt haben; auf eine andere Weise den begangenen Fehler ihm vorgestellt haben, aber nein, es erfolgten wieder Bitten und Thränen als — Strafe. Dieses Einerley machte Eberhard endlich gleichgültig gegen die Vorstellungen der Mutter und er entzog sich immer mehr der Tugendbahn. Er blieb Tage und halbe Nächte aus, und kam nur zu Hause, um sich die leeren Taschen zu füllen. Und daß dies geschah, wußte der Leichtsinnige nur zu gut, eben so gut, als daß Bitten und Thränen vorangingen, als einzige Strafe seiner Vergehungen. So trug freilich Eberhard den größten Theil seiner Schuld, aber ganz kann man auch Frau Gertrude nicht davon frei sprechen.

2.

Es war spät in der Nacht, als Eberhard in's väterliche Haus trat. Unwillig warf er den naſſen Mantel von ſich, drückte die Regentropfen aus dem lockigen Haar und befahl im barſchen Tone dem Mädchen, ihn Morgen früh zu wecken. Dann ging er auf ſein Zimmer. Die mütterlichen Spenden waren wieder im Spiele durchgebracht.

Gertrude, die die mütterliche Sorge um ihren Sohn wach erhalten hatte, war froh, daß ihr Mann nicht wachte, und ſo nicht die ſpäte Zuhauſekunft Eberhards vernahm.

Am andern Morgen, als Eberhard ſich eilig mit den gefüllten Taſchen entfernen wollte, trat ſein Vater ihm auf der Hausflur entgegen und gebot ihm, ihm ins Zimmer zu folgen. Unwillig gehorchte er.

„Höre, Eberhard," ſprach der Vater ernſt, „nach grade wird es Zeit, daß Du irgend ein Gewerbe erlernſt, wodurch Du Dich dermaleinſt anſtändig ernähren kannſt. An Mitteln fehlt es Dir nicht. Ich dächte, Du machteſt mit mir dieſe meine letzte Reiſe; vielleicht gewinnſt Du dem Seeleben Geſchmack und Neigung ab, und entſchließeſt Dich, was mein höchſter Wunſch iſt, Seemann zu werden. Und ſollte dies leider nicht der Fall ſeyn, ſo wirſt Du doch nie bereuen, das hohe Meer befahren zu haben; denn es gewährt vielfache Freuden und Dir wird das freie Leben gefallen."

„Ja, Vater,“ rief Eberhard, „ich fahre mit! Iſt mir doch dies Einerlei nachgerade zuwider. Ich ſehne mich nach Veränderung, nach Abwechſelung.“

Dem Schiffer kam dieſe plötzliche Zuſage ſeines Sohnes doch etwas unerwartet, und er ward äußerſt freundlich, da Eberhard früher nur mit Eckel vom Seeleben geſprochen hatte. Mit ſollte er, das war nun einmal feſt beſchloſſen, und ſollte Wyk ſeinen Sohn auch an Bord ſchleppen laſſen.

„Deine ſchnelle Zuſage,“ ſprach der Schiffer, „läßt mich ſchließen, daß Du ſeit einiger Zeit Dich anders beſonnen haſt, und andere Anſichten vom Seeleben haſt. Am Ende wirſt Du doch noch ein Seemann!“

„Das nun ſchwerlich,“ erwiederte Eberhard, „meiner Natur ſagt nun einmal das Land mehr zu als das Waſſer — aber mitfahren werde ich. Hier meine Hand!“

„Das wird ſich ſchon ändern!“ ſprach der glückliche Vater, und drückte ſeines Sohnes Rechte echt ſeemänniſch; „Du kennſt ja das Seeleben erſt vom Hörenſagen! — Aber warum eilſt Du ſo, Eberhard?“ fragte der Schiffer, als ſein Sohn ſich entfernen wollte.

„Ich habe einigen Jugendfreunden verſprochen, mit ihnen heute früh eine kleine Luſtfahrt zu machen,“ erwiederte Eberhard bittend, „die Zeit iſt lange da und ich habe keinen Augenblick zu verlieren.“

„So laß nicht auf Dich warten," sagte in seiner frohen Stimmung der Vater, „wir sprechen heute Abend mehr von der Reise."

Eberhard entfernte sich schnell. Der Vater wurde über die Eile seines Sohnes und dessen schnelles Entfernen nicht böse, denn die Zusage aus freien Stücken machte ihn überglücklich; er schmeichelte sich fast mit der Hoffnung, sein Sohn müsse und werde nun ein Seemann werden.

Frau Gertrude vernahm mit Freude und Schreck den Entschluß ihres Sohnes. Es war ihr lieb, ja wünschenswerth, daß Eberhard unter Aufsicht ihres Mannes von hier käme, wo er in so schlechte Gesellschaft gerathen war — dann aber, im andern Augenblicke, wünschte sie, ihren Sohn bei sich zu behalten. So lebte die gute Frau seit diesem Tage in einem beständigen Kampfe mit sich und ihren Empfindungen.

Eberhard führte nach wie vor ein rüdes Leben. Er blieb halbe Nächte aus, und ließ sich am hellen Tage selten sehen. Sein Vater konnte sich nicht um ihn bekümmern; die vielen Geschäfte nahmen ihn zu sehr in Anspruch. Die Mutter füllte seine Taschen reichlicher als sonst, wenn Eberhard äußerte, nun würde sie ihm bald nichts mehr geben dürfen und — können.

So kam der Tag der Abreise immer näher heran. Endlich war der Augenblick da, wo Eberhard mit seinem Vater das schwimmende Haus betreten sollte. Gertrude konnte sich gar

nicht von ihrem Sohne trennen; mit Schluchzen und Thränen umarmte sie ihn fortwährend, bis die Anker gelichtet wurden und der Schiffer das Zeichen gab, daß das Schiff in See stechen würde. Da stürzte Eberhard aus den Umarmungen seiner Mutter — freilich mit eigenen Gefühlen — in die Kajüte und sah aus den kleinen Fenstern derselben noch lange seine Mutter an der fliegenden Küste mit ausgebreiteten Armen stehen. Endlich war die Gestalt verschwunden. Eberhard ging auf das Verdeck zu seinem Vater, der ihm hier ganz anders vorkam. Mit feurigen Augen übersah der Schiffer pfeilschnell Alles, von dem Verdeck bis an den Mastkorb; seine Commandostimme schallte weithin, und wurde schnell in Ausführung gebracht und die Matrosen blickten auf ihn mit Vertrauen und Liebe.

Eberhard starrte hinab in die tosenden Fluthen und dachte — an seine Mutter? — nein! an seine Freunde, die er in Lübeck zurückgelassen, an die vielen Freuden, deren er nun entsagen mußte. Da trat sein Vater zu ihm, und klopfte ihn auf die Schulter.

„Warum so still und gedankenvoll, Eberhard?“ fragte er, „warum starrst Du so hinab in den Wasserschlund? Blick' lieber um Dich! Sieh' wie in weiter grauer Ferne Inseln aus dem Meer hervortauchen und rasch wieder verschwinden. Ergreift Dich nicht ein nie gefühltes, nie geahntes Gefühl beim Tanzen dieses Schiffes? Fühlst Du Dich

nicht freier, höher als alle Menschen auf dem flachen Lande? Erquickt Dich nicht fühlbar die stärkende Seeluft? Also warum so traurig? Heiter und fröhlich, Eberhard! wie Dein Vater, und wenn es die Noth erheischt, tapfer und keck mit angegriffen, denn nirgends als auf dem Meere beweis't sich so sehr die menschliche Kraft — Weichlinge gehören auf's Land."

Eberhard erwiederte nichts, auch war sein Vater wieder von ihm gegangen, um zu recognosciren. Von den mannigfachen und erhabenen Gefühlen, die in jedem Gefühlvollen eine Meerfahrt, so reich an Schönheiten, hervorbringt, nicht das Geringste in seinem Innern. Für solche Schönheiten schien der bedauernswerthe Jüngling wie abgestorben. Es wurde ihm im Gegentheile von Tag zu Tage unerträglicher auf dem Meere, und er grollte oft im Stillen: „Ach, dies ewige Einerlei! Immer Wasser und Luft!" und ward erst einigermaßen fröhlich, als nach einigen Tagen das Ziel der Reise erreicht war.

3.

Am andern Tage nach der Ankunft ging der Schiffer Wyk mit seinem Sohne in die Stadt, um ihn bei einigen Bekannten einzuführen, damit es ihm während der Zeit seines Hierseyns nicht an Unterhaltung fehlen möchte. Damit war aber Eberhard nicht zufrieden; sie entsprachen gar nicht seinen Erwartungen, darum suchte er selbst Bekanntschaften,

die freilich ohne Wahl geschlossen wurden, sondern nur um Freuden, wie er sie wünschte zu genießen.

Sein Vater, mit Geschäften überhäuft, konnte sich wenig um ihn bekümmern, und glaubte auch überdem, daß Eberhard sich in den Häusern, wo er den Sohn eingeführt hatte, recht wohl gefallen würde, indem er einer freundlichen Aufnahme gewiß sein durfte. Das war er aber nicht, und nahm seine Zuflucht zu Gasthäusern, woselbst aus allen Himmelsgegenden sich Fremde einfinden, und worunter oft welche sind, die sich Particulier schimpfen lassen, oder wenigstens als solche auf der Fremden-Liste paradiren.

So war der Jüngling in einem Gasthof bekannt geworden, worin ein Fremder, der zu seiner Gesundheit reis'te, logirte, der ihn besonders ansprach, und mit dem Eberhard bald auf einem vertrauten Fuße lebte.

Eines Morgens, gegen Mittag, ging der Vergnügungssüchtige wieder nach dem Gasthofe, um mit seinem neuerworbenen Freunde Abentheuer nachzugehen. Er traf ihn unten im Gastzimmer nicht, darum ging er nach dessen Zimmer, um ihn vielleicht noch im Bette zu überraschen; denn die Nacht vorher waren Beide umhergeschwärmt. Trillernd trat er ins Zimmer, ohne die Höflichkeitsregel beachtet zu haben. Ein junges Mädchen trat ihm in demselben schüchtern und verlegen entgegen.

„Verzeihen Sie gütigſt mein Eintreten“, entſchuldigte ſich der junge Wyk und blieb, von der Schönheit der Jungfrau geblendet, verlegen an der Thür ſtehen. „Ich glaubte das Zimmer des Herrn Paul Lichtenſtein zu betreten“, ſprach er dann dreiſter, „und da wir bereits Freunde ſind, ſo nahm ich es mit der Höflichkeit nicht ſo genau, ſondern trat, ohne mich zu melden, ein, um meinen Freund zu überraſchen.“

„Der von Ihnen Genannte, bewohnt auch wirklich dieſes Zimmer“, erwiederte die Jungfrau freundlich, „und ſeine Tochter erlaubt ſich in ſeiner Abweſenheit, Sie zu bitten, etwas zu verweilen, indem der Erwartete bald hier ſein wird. Ein Geſchäft erforderte ſein frühes Entfernen.“

Mit dieſen Worten bot die Jungfrau dem Ueberraſchten einen Stuhl, der ſich Argus Augen wünſchte, um die Fülle der Schönheiten der Jungfrau im vollen Maaße zu genießen. Das Geſpräch wurde bald ungezwungen und unterhaltend und deshalb erſt durch das Eintreten des Erwarteten unterbrochen und aufgehoben.

„Guten Morgen, lieber Wyk“! ſprach Lichtenſtein, einen düſtern Blick auf ſeine Tochter heftend“. Wie komm' ich ſchon ſo früh zu der Freude, Euch bei mir zu ſehen? Glaubte ich doch, die geſtrige Nachtwandlung verlangte Erholung!“ — „Regine!“ ſprach er darauf mit einem vielſagenden Blick, als Eberhard nicht antwortete, ſondern fortwährend die Jungfrau anblickte, „Regine, laß uns ein Früh-

stück besorgen!“ — „Nicht wahr“, fragte er dann sich zu Wyk wendend, während seine Tochter das Zimmer verließ, „nicht wahr, Ihr habt noch nicht gefrühstückt?“

„O, wahrlich,“ erwiederte Eberhard feurig, „wer solche Schönheit schaut, der sehnt sich weder nach Speise noch nach Trank!“

„Sieh' mir 'mal den Philosophen“, lachte Lichtenstein, seit wann moralisirt Ihr denn so, Ihr lebefroher Weltmensch? — Schönheit? — Hm — Was nennt Ihr denn Schönheit? Nicht wahr? eine Waare, die sich abnutzt, die schimmert und schmückt, aber keine Farbe hält! Laßt die Grillen und kommt, hier ist andere Schönheit in der Flasche, die Euch zum Gott erhebt! Kommt Eberhard! Ihr müßt's doch bezahlen! Denkt an die verlorne Wette!“

Beide setzten sich zum Frühstück; Regine erschien nicht. Eberhard, seiner Ungeduld nicht mehr Meister, fragte seinen Freund, ob denn seine Tochter nicht auch komme?

„Die Weiber lieben den Putz,“ scherzte Lichtenstein, „sie wird wohl ihre Toilette machen, die aber leicht so lange währen dürfte, daß einem vor Durst die Zunge unter dem Gaumen verdorren könnte. D'rum nicht gesäumt, Wyk, frisch geleert! Stoßt an auf ewige Freundschaft!“ Die Gläser klangen recht lustig zu diesem Toast und wurden oft noch geleert und gefüllt.

Das Frühstück war zu sich genommen, Regine ließ sich aber nicht blicken. Beide Freunde verließen Arm in Arm das Zimmer, um neuen Freuden nachzujagen, und wer unserm Lichtenstein erst einmal ins Netz gelaufen war, konnte auch gewiß seyn, nicht so wohlfeilen Kaufes zu entkommen. Das Netz hatte einen gordischen Knoten.

4.

Der Schiffer Wyk hatte bereits sein Schiff wieder beladen und in wenig Tagen sollte die Reise in die Heimath vor sich gehen. Dem Sohne war das gar nicht lieb; es gefiel ihm gar sehr hier und besonders sprach ihn Lichtensteins Tochter Regine an, obgleich er sie sehr selten sprach; auch konnte er aus dem Mädchen nicht recht klug werden. Heute war sie freundlich und munter, ja ausgelassen munter, und morgen war sie gegen ihn so kalt und gleichgültig, wie gegen einen Fremden. Aber ihre Schönheit bestach dennoch Eberhards Sinn von Tag zu Tage in einem höhern Grade.

Am vorletzten Abend vor der Abfahrt saß Eberhard bei Lichtenstein auf dessen Zimmer und sprach in voller Bitterkeit von der baldigen Reise. Regine saß am Fenster mit weiblicher Handarbeit, ein Angebinde für Eberhard, beschäftigt und sandte mitunter sprechende Blicke zu ihrem Vater hinüber.

„Ich werde mich hier auch nicht gar lange mehr aufhalten," sprach dieser endlich, im Zimmer auf- und abgehend, „denn die Menschen hier verstehen nicht meine Kunst zu

ſchätzen und lachen mir wohl in's Geſicht, wenn ich davon ſpreche. D'rum werde ich nach Deutſchland reiſen, wo es doch Leute von Kopf giebt."

„Nach Deutſchland?" fragte Eberhard wie aus einem Traum erwachend, „nach Deutſchland? Hörte ich recht, Lichtenſtein? Warum nicht gerade nach meiner Vaterſtadt, wo ich Euch gewiß viele Kunſtjünger verſchaffen kann, obgleich ich wenig mehr als gar nichts bis jetzt von Eurer Kunſt weiß."

„Werdet es ſchon ſeine Zeit erfahren," verſetzte Lichtenſtein, „wenn ich dermaleinſt in Lübeck vorſprechen werde. Lange wird es gewiß nicht mehr währen, ſo fahr' ich ab. Im Frühjahr!"

„Und warum nicht jetzt? Warum nicht gleich?" fragte Eberhard. „Die Gelegenheit iſt ja ſo günſtig. Mein Vater hat eine freundliche Kajüte und wird ſich gewiß freuen, einen ſo gelehrten Mann am Bord zu haben. Wenn Euch daher mein Wunſch etwas gilt, Lichtenſtein, ſo fahrt mit uns! Mir wäre es beſonders lieb, um die Langeweile auf dem Meere verkürzen zu können."

Bittend ſah er bald den Freund, bald deſſen Tochter an.

Lichtenſtein, boshaft in ſich lachend, ging gedankenvoll im Zimmer umher, als wenn er etwas überlege. Dann blieb er plötzlich vor Eberhard ſtehen, und rief: „Topp, ich fahre mit! Aber wo treff' ich Euren Vater, um das Nähere mit

ihm verabreden zu können?“ fragte er dann mit einer häßlichen Freundlichkeit.

„Dafür laßt mich nur sorgen, Freund,“ rief Eberhard außer sich vor Freuden und umarmte ihn, „das werd' ich Alles besorgen. Sorgt nur, daß zur gehörigen Zeit Alles in Ordnung ist, damit die Matrosen, welche ich Euch schicken werde, Eure Sachen an Bord bringen können.“

Wäre Eberhard nur ein wenig aufmerksam auf die Mienen seines Freundes gewesen, so würde sich seine Freude sehr gemindert haben; so aber in seiner Freude, dachte er nichts anders, als daß Lichtenstein nur auf seine Bitten die Reise mache.

Spät am Abend trennten sich die Reisenden und Reginens leiser Händedruck bei dem Abschiede war ihm Dank, ja Liebe.

Ach, der Beklagenswerthe! Er hielt sich für überglücklich, und war doch zu bedauern, ja war er doch unrettbar nun verloren.

Am andern Morgen machte Eberhard seinen Vater mit der Absicht der beiden Passagiere, mit dem Schiffe nach Lübeck zu fahren, bekannt, und gab vor, die Bekanntschaft derselben in einem soliden Kaufmannshause, mit dem Eberhards Vater in einiger Handelsverbindung stand, gemacht zu haben. Es sei ein Gelehrter, sagte er, der seiner Gesundheit wegen einige Jahre gereiset sei, und sich nun entschlossen habe, sich wahrscheinlich in Lübeck niederzulassen. Der Vater hatte hiegegen

nichts einzuwenden und so wurde denn gegen Abend das Gepäck der Reisenden an Bord gebracht. Lichtenstein, etwas verstört, erschien bald darauf mit seiner Tochter auf dem Schiffe. Der Schiffer Wyk führte die Passagiere in die Kajüte und wurde denselben Abend noch durch ein Gespräch mit Lichtenstein für denselben so eingenommen, daß er zu seinem Sohne sagte: „Das ist ein grundgelehrter Mann!“

Eberhard, in seiner Freude, umarmte seinen Vater so herzlich, daß dieser sich nie erinnerte, mit solcher Herzlichkeit von seinem Sohne umarmt worden zu sein. Hätte der Vater nur etwas tiefer geblickt, so würde er ohne viele Anstrengung den Hebel der Freude seines Sohnes leicht gefunden haben. So aber nahm er es für baare Münze.

Kaum dämmerte der Morgen, so wurde es schon auf dem Schiffe lebendig. Die Matrosen, munter wie sie immer sind, wenn die Reise vor sich gehen soll, gingen auf dem Verdeck umher und sehnten sich mit klopfendem Herzen auf den Befehl des Capitäns die Anker lichten zu dürfen. Endlich war der längst erwartete Augenblick da und mit Blitzesschnelle durchflog der Kiel die schäumenden Wogen.

Lichtenstein stand auf dem Verdeck und schlug eine laute Lache auch, und sprach zu sich mit höllischer Freude: „Der Vogel ist ausgeflogen, und ihr findet das Nest leer!“ —

Eine Stunde nach dem Abgange des Schiffes traten in den Gasthof, in welchem Lichtenstein logirt hatte, Gerichtsdiener,

den Gelehrten in Empfang zu nehmen, und verließen mit einem derben Fluche den Gasthof, als sie Lichtensteins Abreise hörten.

Der alte Wyk stand unbeweglich am Stener, die Blicke auf der sich immer mehr und mehr entfernenden Stadt geheftet. Sollte er sich doch nun auf immer von ihr trennen. Die Erinnerung ward in ihm so lebhaft, daß er eine Thräne im Auge zerdrückte. Immer noch stand er an demselben Orte, und sah unverwandt nach der lieben Stadt, auch dann noch, als sie längst seinen Augen entschwunden war.

Mitten in seinen Erinnerungen trat Lichtenstein zu dem Traurigen und fing ein Gespräch mit ihm an. Eberhard saß neben Reginen in der Kajüte und gefiel sich an ihrer Seite. So muthig, scherzend und liebenswürdig hatte er sie noch nicht gesehen. Willig ließ sie ihre Hand in der seinigen und erwiederte mitunter seinen Händedruck. Da trat der Schiffer mit seinem Begleiter in die Kajüte, und gab dem Gespräche eine andere Wendung.

So vergingen die Tage der Reise ziemlich schnell und heiter, wenn auch Regine, von der gewöhnlichen Seekrankheit befallen, mehrere Tage wenig zur Unterhaltung beitragen konnte. Bald tauchte Lübeck mit seinen hohen Thürmen aus dem Meere empor und nicht lange, so lief das Schiff in den Hafen ein.

Als der alte Wyk das Schiff verließ, zerdrückte er eine zweite Thräne im Auge. War es doch seine letzte Fahrt gewesen!

5.

Kaum war Eberhards Zuhausekunft in Lübeck bekannt geworden, so drängten sich auch seine ehemaligen Freunde und Bekannte wieder zu ihm, um die früheren Verhältnisse zu erneuern und das frühere Leben fortzusetzen. So war denn der Leichtsinnige bald wieder auf der alten Stelle. Auch führte er mehrere seiner Freunde, wiewohl ungern, bei Lichtenstein ein. Hatte Lichtenstein ihn doch so herzlich darum gebeten, und so dringend das Gesuch oft auf der See wiederholt, und geäußert: eine bedeutende Anzahl lernbegieriger Jünglinge könnte seinen Aufenthalt in Lübeck verlängern, vielleicht für immer. Um dieses zu begründen, führte Eberhard seine Freunde in Lichtensteins Haus, aus dem keiner wieder zurückkam, den nicht Reginens Schönheit entzückte, und der nicht entschlossen war, oft, ja täglich, wonicht stündlich dahin zu gehen, um Lichtensteins Gelehrsamkeit zu hören? — nein, um die schöne Regine zu sehen. Aber der alte Graukopf war nicht vor den Kopf geschlagen. Als die Neugierigen Feuer gefangen, und er ihrer gewiß war, da mußte sich Regine im Hintergebäude einige Zimmer wählen, und durfte sich nicht mehr so oft sehen lassen. Denn, sagte er, die Schönheit ist wie eine Waare, die ihren Werth verliert, wenn sie Jeder begaffen kann, so oft er will."

Nur Eberharden war es vergönnt, Regine öfterer zu ſprechen, er konnte aber durchaus nicht aus dem Mädchen klug werden, ihm blieb ſie ein Räthſel.

Eines Abends äußerte Eberhard ſich deshalb gegen Lichtenſtein und wünſchte Aufklärung über ihr auffallendes Benehmen.

„Die Weiber haben Launen“, ſagte der Gefragte, „und viele wechſeln bei ihnen wie das Wetter. Was ihnen heute gefällt, woran ſie jetzt mit ganzer Seele hängen, werfen ſie morgen unbeachtet in den Winkel, es keines Blicks würdigend.“

„Ihr macht doch, ſollt' ich denken“, erwiederte Eberhard, „mit Eurer Tochter hierin eine Ausnahme?“

„Kann ich?“ fragte Lichtenſtein, „nachdem ſelbſt Ihr die Launen meiner Tochter wahrgenommen habt, und deshalb Aufſchluß von mir verlangt? Kann ich anders ſprechen? Freilich, oft ſpricht ſie von Euch ſtundenlang zu mir, aber dann kommen auch Tage, wo ſie Eurer nicht mit einer Sylbe erwähnt, ſo oft ich auch das Geſpräch auf Euch bringe, und Euren Namen nenne.“

„Sie ſpricht von mir“? fragte Eberhard, „nun, ich denke viel an ſie, und fange ernſtlich an Eure Tochter zu lieben. Was ſagt Ihr dazu?“

„Nun, nun“, erwiederte Lichtenſtein, „das iſt keine Sünde, liebt man ja doch auch todtes Metall ſogar, warum denn nicht ein hübſches Mädchen. Nehmt Euch nur in Acht,

daß nicht ein Anderer Euch zuvorkommt, und so nolens volens Eure Liebe zu Reginen zu Wasser macht.“

„Das darf Keiner“, herrschte Eberhard, „so lange ich noch diese Hände habe!“

„Junger Mensch“, unterbrach ihn Lichtenstein, „was giebt Euch ein Recht, so zu sprechen? — sprecht Ihr doch wie ein Verlobter! Das seid Ihr noch nicht!“

„Was“, fragte Eberhard gereizt, „Was? Und Ihr fragt noch? Meine Forderungen an Euch, geben mir ein Recht, Eure Versprechungen und Hoffnungen!!!“

Lichtenstein stand eine geraume Zeit ohne zu antworten, zornige Blicke auf den Jüngling richtend. Dann sprach er plötzlich: „Wissen denn auch Eure Eltern schon diese Eure Absicht? Billigen sie Eure Neigung? — So sprecht doch,“ fuhr er fort, als Eberhard nicht antwortete. „Oder habt Ihr ihnen noch nichts gesagt?“

„Leider“, knirschte Eberhard, „aber keine genügende Antwort darauf erhalten. Aber weder sie, noch Ihr, weder Welt noch Menschen sollen mich von Reginen trennen! Mein muß sie sein, und sollte ich auch mit meinem Leben sie gewinnen. Niemand anders als mir soll sie gehören, Euch nicht, den Menschen nicht, Gott selbst nicht!“

„Hätte ich doch,“ schrillte Lichtenstein, „Euch kaum so viele Festigkeit zugetraut! Nun, gebt nur Geduld, Eberhard“, sprach er dann zweideutig, „die Zeit wird es schon

fügen, wie Ihr wünscht. Mäßigt aber Euch und zerreißt nicht durch albernen Eigensinn den Faden, der Euch zu Reginen führt. Ich werde mich freuen, Euch meinen Schwiegersohn zu nennen!“

Einige Freunde Eberhards und die durch ihn auch Lichtensteins Freunde geworden waren, traten in diesem Augenblick ins Zimmer, entfernten sich aber bald wieder mit diesem, da sie Reginens nicht ansichtig wurden, um neuen Vergnügungen nachzugehen.

Lichtenstein begleitete sie bis an die Thür, und als sie sich entfernt hatten, murmelte er: „Das Schicksal spielt mit dem Menschen, wie der Sturm mit dem Staube. Der Geist ist das Schicksal, das Fleisch der Staub. Das Fleisch ist der Diener des Geistes. Wer viel Geist hat, ist Herr der Welt, er gebraucht die Menschen als willenlose Werkzeuge, als Maschinen. — O du Thor! Mit deinen paar lumpigen Stücken todten Metalls, denkst Du schon den schönsten Diamant in ganz Lübeck errungen? Kurzsichtiger Blinder, welche blödsinnige Albernheit! Nein, nein, mein Junge, da muß es ganz anders regnen und fliegen. Nicht mit Händen, wie bisher, nein, in Beuteln muß das todte Metall kommen, aber sei auf Deiner Hut, ungerathener Sohn, sonst brichst Du an dem Felsen, den Du ersteigen willst, den Hals! Nun, viel verlöre die Welt eben nicht an dir, und wer weiß, ob sie mir es nicht dankte, wenn ich das Meinige

redlich dazu beitrüge, um dir recht bald dazu zu verhelfen! Aber nein, so schnell geht Paul nicht. Hübsch langsam und vorsichtig. Alles bis auf's Blut abgelockt, und dann Eberhard, will ich dich beglücken? O welche Aberuheit! — nein, dann — will ich dich verderben!!"

Nach diesem Selbstgespräche stand der Bösewicht mit übereinander geschlagenen Armen sinnend vor sich hinstarrend; plötzlich durchzuckte eine krampfhafte Bewegung seinen ganzen Körper. „Ja!" rief er, „so sei's! Nicht ich — du sollst dich selbst verderben!"

Rasch drehte er sich um und ging in's Haus.

6.

Durch ein rüdes und lockeres Leben war Eberhards Kasse seit geraumer Zeit in Zerrüttung gerathen; denn die mütterlichen Spenden, ihm zum Verderben gegeben, blieben aus dem Grunde aus, weil Gertrude ihren Nothpfennig, den sie von ihrem Manne erhielt, schon auf einige Zeit im Voraus empfangen hatte, um ihn ihrem Sohn geben zu können. Was sollte er nun anfangen? Geld mußte er haben, das sah er nur zu gut ein, aber woher es nehmen? ja, da lag der Hase im Pfeffer! Sein Vater, an den er sich endlich mit vieler Ueberwindung wandte, blieb bei seinen Bitten unerbittlich, und hielt ihm mit derben Worten seine Verschwendungen, die aber Eberhard nicht einsehen wollte, recht lebhaft und abschreckend vor. Also, was nun anfangen?

Woher das Geld nehmen, um das Geschenk, welches er Regimen machen wollte, zu bestreiten? Nach einigem Nachsinnen mußte er über seine bisherige Geldverlegenheit laut lachen.

„Was bist du doch für ein Thor, Eberhard!“ rief er lachend zu sich selbst. „Warum quälst du so dich ab, und liegt die Quelle doch so nahe. Nimm auf deines Vaters Namen Geld, so viel du willst, er kann's ja bezahlen. Also frisch an's Werk!“ rief er, sich aufraffend, um diesen Vorsatz sogleich in Ausübung zu bringen.

So wurden denn nach und nach bedeutende Geldsummen von Eberhard aufgenommen und in kurzer Zeit mit voller Hand verschwendet. Den Gläubigern ward aber am Ende die Zeit zu lang und sie drohten ihm endlich damit, sich an seinen Vater wegen der Zahlung zu wenden.

„Thut was Ihr wollt,“ rief Eberhard trotzig, „wenn Ihr nicht warten könnt und des elenden Geldes bedürft. Mein Vater hat genug, er kann's Euch auch zahlen!“

Bald liefen denn auch bedeutende Forderungen bei dem alten Wyk ein, die er auch, um seinen Namen nicht zu schänden, bezahlte; verbot es aber Jedem strenge, seinem Sohne künftig zu borgen. Daß die Auftritte, welche gewöhnlich solchen Handlungen seines Sohnes folgten, nicht von der gelindesten Art und Weise waren, kann sich Jeder leicht denken, der weiß, daß unser Wyk ein Seemann nach altem Schrot und Korn war, und also auch dessen Geradheit und

Derbheit beſaß. Eberharden waren ſolche Behandlungen zuwider, freilich ſehr zuwider, beſonders da ſie in der Stadt nicht verſchwiegen blieben, und ſeine Freunde ihn oft mit der Freigebigkeit ſeines Vaters neckten; aber dennoch änderte er ſich in ſeiner Lebensart durchaus nicht, er war zu tief ſchon geſunken.

Eberhard ſehnte ſich vielmehr, dieſem Joche, dieſen drückenden Feſſeln ſich entzogen zu ſehen.

Leider ging dies bald in Erfüllung.

Gertrude, die ihren Sohn nicht allzu ſehr liebte, wie ſie fälſchlich glaubte, bat ihren Mann zu wiederholten Malen, die Auftritte mit Eberharden nicht ſo öffentlich zu machen und ihm, damit ſolche gar nicht mehr erfolgten, einiges Geld zufließen zu laſſen, da er überdem ihr einziger Sohn ſei und Geld ſein Lebelang genug hätte, mehr als er bedürfe.

„Glaubſt Du das wirklich, Gertrude,“ verſetzte Wyk, „ſo irrſt Du Dich gewaltig. Seit heute Morgen bin ich ein armer Mann! Ach, Gertrude, traue dem Glücke nie zu viel, ſein Fußgeſtell iſt rund wie eine Kugel!“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte des Schiffers Frau ängſtlich. „Haſt Du mir doch mehr als einmal ſelbſt geſagt, der Himmel hätte Dich reichlich mit Geld geſegnet? und nun ſprichſt Du das Gegentheil. Du wiuſt mich wohl prüfen, Gerhard, nicht wahr?“

„Nein, Gertrude," sagte der Gefragte, „es ist dem wirklich so. Ein Freund von mir, dem ich eine beträchtliche Summe in die Handlung gab, schreibt mir heute, er sei bankerott und ich — ein armer Mann."

„Freund nennst Du ihn?" kreischte Gertrude, „Freund? Wie, Gerhard, den nennst Du Freund, der Dich betrog, der Dich arm machte? Thut das ein Freund?"

„Ja, Frau," erwiederte Wyk, „er war mir ein Freund, und wird es auch, trotz dem Verluste des Geldes, ferner bleiben. Ich kenne ihn zu genau und zu lange, als daß ich an seiner Freundschaft zweifeln könnte. Daß er fallirte ist nicht seine Schuld. Spekulationen, unglückliche Spekulationen und Schiffe, in denen er bedeutende Geldsummen hatte, die untergingen, brachten ihn zum Fall. Ist er leider doch selbst arm geworden! Hätte ich das Geld, Frau, wie ich es jetzt leider nicht habe, so wäre dem Freunde bald wieder geholfen. Eine größere Summe, als die verlorne, sollte ihm werden, damit er einen blühenden Handel treiben könnte. Aber leider sind mir so die Flügel beschnitten."

„Das versteh' ein Anderer," erwiederte Gertrude. „Ich würde mich bedanken, einem Menschen, der mich einmal betrogen hat, auch nur einen Dreiling wieder zu geben."

„Betrogen?" fragte der Schiffer beleidigt. „Doch, Du willst mich nicht verstehen und denkst vielleicht an Deinen

Eberhard, dem nun ja die Gelegenheit benommen iſt, ſo verſchwenderiſch mit dem Gelde ferner umzugehen. Aber für ihn iſt dieſer Verluſt heilſam. Iſt die Quelle verſiegt, dann lernt man erſt ihren Werth kennen!“

Gertrude wendete ſich unwillig von ihrem Manne, als ſie ihr Inneres von demſelben durchblickt ſah und weinte bittere Thränen, als ſie ihrem Sohn die Schreckensnachricht mittheilte. Anfangs ſchien er beſtürzt, doch faßte er ſich bald und trillerte: „Larifarri! Das ſind Finten vom Vater, um der Mühe überhoben zu ſeyn, die ſchwere Geldkiſte zu öffnen, und mir einige lumpige Stücke Geld in die Taſche gleiten zu laſſen.“

Aber der Leichtſinnige täuſchte ſich gewaltig. Sobald des Schiffers Verluſte in der Stadt bekannt wurden, reichten mehrere Gläubiger ihre Rechnungen ein, die aber Wyk alle gleich und prompt bezahlen konnte. Da ward es dem ungerathnen Sohn doch etwas ſonderlich um's Herz. Es ſtand für ihn ſehr ſchlimm. Nirgends konnte er Geld aufnehmen, denn überall, wohin er in dieſer Abſicht kam, gab man ihm achſelzuckend zur Antwort, man gebrauche das Geld gerade ſelbſt, oder es wäre nichts in Kaſſa, oder hatte andere Ausflüchte. Seine Freunde hatten ihm bereits bedeutende Summen vorgeſchoſſen, und wollten lieber, wenn Eberhard ihnen dennoch mit ſeinem Geſuch beſchwerlich fiel, nehmen und haben, als leihen und geben.

Darum wandte er sich endlich an Lichtenstein. Dieser war auch gleich bereit dazu und gab ihm grinzend, mit einem teuflischen Lachen, das Verlangte, oder besser sein Eigenes. Und wenn der leichtsinnige Jüngling ihn dann dankend und freudig verließ, lachte Lichtenstein ihm nach und sagte: „Lauf Du nur zu! Dein Ziel wirst Du aber nie erreichen! Jetzt bist Du mein! Jetzt hab' ich Dich, wie ich's wünsche, worauf ich mich schon lange freute. Nun kannst Du mir nicht mehr entrinnen! Drum Paul, jetzt frisch an's Werk und keck in die Stränge gegriffen, nicht gezaudert! Es kann nicht fehlen! Er muß sich selbst verderben!"

7.

Der schöne Frühling erweckte durch den Kuß, den er der Mutter Erde gab, neues Leben in der Schöpfung. Fröhlich erschallten die Lieder der befiederten Waldbewohner, die sich in großen Schaaren damals auf den Zweigen und Aesten hundertjähriger Eichen wiegten; aus dem Dickicht des Waldes sprangen lustige Rehe hervor, dort hüpften Lämmer umher, hier schwärmten Käfer im Grase und im bräutlichen Kleide neigten sich die jungen Saatgefilde, — kurz der Frühling mit seinen vielen, vielen Freuden brachte auch neue Thätigkeit in Handel und Schiffahrt. Die bewimpelten Schiffe, womit in damaliger Zeit die Trave wie übersäet war, und deren Masten einen Wald bildeten, in dem kräftige Matrosen, auf die nahe und baldige Abreise sich freuend,

thätig waren, das Schiff zu reinigen und die Segel zu lüften, wurden bereits beladen um baldigst in die See ſtechen zu können.

Für den Schiffer Wyk war dieſe Zeit ſonſt immer ein Freudenfeſt geweſen, das ihn mit neuer Kraft beſeelte. Dieſes Mal aber lag er hart darnieder auf dem Krankenlager, ſchon mehrere Wochen lang, leidend an einem verjährten, unheilbaren Uebel.

Einige Tage ſpäter wurde er zu Grabe gebracht.

Allgemein ſprach man mit Theilnahme von dem Hinſcheiden des Wackern, und man hätte nun denken ſollen, daß Eberhard endlich in ſich gegangen, und ſeine bisherige unordentliche Lebensart unterlaſſen hätte; beſonders deshalb, weil des Verſtorbenen Nachlaß unbedeutend war. Da irrte man aber ſehr. Als ihm die Todesbotſchaft gebracht wurde, überſtrahlte ſein Geſicht Freude, und mit ſchändlicher Lebendigkeit fiel er dem Boten um den Hals, und rief: „Willkommen! Nun iſt mein ſehnlichſter Wunſch erhört! Frei bin ich jetzt von Zwang und Sklaverei! Nach freier Willkühr kann ich nun handeln! Nach eigenem Belieben mit dem Gelde ſchalten und walten, wie ich will!“

Gertrude machte ihm Vorſtellungen und bat ihn unter Thränen, nicht ſo verſchwenderiſch mit dem Gelde umzugehen, indem auch der größte Sack, wenn nichts wieder hineingethan würde, endlich leer werden müßte. Auch bat ſie ihn, ſich von

seinen Freunden zu trennen und gab ihm den Rath sich von Lichtenstein zu entfernen und die Bekanntschaft mit demselben gänzlich aufzugeben.

„Wo denkst Du hin, Mutter?“ rief Eberhard; „Lichtenstein ist der beste, gutmüthigste Mann in ganz Lübeck! Als mir Keiner mit Geld helfen konnte, oder wollte, ward ich von ihm damit aus der Noth geholfen. Nein, Mutter, das wäre Undank!“

„Aber,“ fiel die Mutter ihm in die Rede, „aber man spricht sehr zweifelhaft von Lichtensteins Charakter und Wohlhabenheit, so daß man fast allgemein glaubt, seinen Reichthum habe er eben nicht auf die redlichste Weise erworben.“

„Das spricht der Neid,“ lachte Eberhard. „Mutter, glaube mir, nur Bosheit und Tücke konnten ein solches Gerücht verbreiten. Bei mir wird es nie, niemals Glauben finden. Lichtenstein ist der redlichste Mensch von der Welt, und dabei gelehrt.“ (Schluß im nächsten Heft.)

Die „Sagenbibliothek“ ist zu bestellen: In Hamburg bei Garms Erben am Graskeller: in Itzehoe bei Schuberth und Niemeyer; in Flensburg bei Korte-Jessen; in Lübeck bei K. S. Spielhaus und Kohl (Dankwartsgrube); in Kiel bei B. Bünsow; in Hannover beim Postgehulfen Warnecke; in Ritzebüttel und Cuxhafen beim Buchdrucker Pforte; in Altona bei Marcus und Meyer und in Bremen bei A. D. Geisler (Osterthorstraße).

Gedruckt bei Friedrich Wilhelm Christian Menck.

Sagenbibliothek.

(Heft X.)

XIII.

Die Sage vom Pilatus-Pool in Hamburg.

Zu allen Zeiten, und fast an allen Orten, hat sich die seltsame Erscheinung wiederholt, daß man beim Ausbruche einer giftigen Seuche in einer Stadt oder in einem Lande die armen, so schon zur Ungebühr verfolgten und bedrückten Juden in Verdacht hatte, daß von ihnen und ihrem Christenhasse ein solches Unheil ausgegangen sei, und demgemäß verfuhr man gegen die Unglücklichen, die nicht selten bei Gelegenheit einer solchen allgemeinen Calamität mit Feuer und Schwert durch die rohe Volkswuth vertilgt und den grausamsten Mißhandlungen unterworfen wurden; ja, noch das aufgeklärte neunzehnte Jahrhundert, und selbst die allerneueste Zeit, hat dergleichen Unsinn in's Leben gerufen, und das fast in allen Ländern, wo das geheimnißvolle, furchtbare Gespenst, die

Cholera, die schwarzen, von Blut getränkten Schwingen ausbreitete und Tod und Verderben über die geängstete Menschheit brachte.

1.

So lebte denn auch um das Jahr 1540, das mit so drohenden, Hamburgs friedliche Bewohner mit Entsetzen erfüllenden Anzeichen begann, in dieser Stadt ein alter Jude, der den heidnischen Namen Pilatus führte, und zwar in der Gegend, die von ihm durch eine höchst traurige Begebenheit noch bis auf den heutigen Tag den Namen führt.

Die Gemüther waren in jenem so unheilvollen 1540sten Jahre durch ein Meteor — „ein großes Flammenzeichen“ nennt es der Chronikenschreiber — welches sich am 3. Januar über der Stadt zeigte, so wie durch einen Orkan, der sich in der Charwoche erhob, besonders angeregt, und allgemein schrieb man diese Unheil verkündenden Erscheinungen irgend einer geheimen, gegen Hamburgs Bewohner feindselig gestimmten Macht zu. Mit Angst und Zagen sah man daher der nächsten Zukunft entgegen, die, so glaubte man allgemein nach dem drohenden Flammenzeichen urtheilen zu müssen, noch Furchtbareres bringen würde, als das Jahr schon gebracht hatte. Diese Befürchtung war denn auch nicht unbegründet, und kaum hatte man sich in Etwas über den Verlust von 182 großen, mit kostbaren Gütern beladenen

Schiffen, die in der Charwoche in dem obenangeführten fürchtbaren Orkane untergegangen waren, getröſtet, ſo brach ein noch größeres Unglück über Hamburg herein, indem man es ſich nicht mehr ablengnen konnte, daß eine tödtliche Seuche, die Alles in's Grab zu ſenken drohte, ſich mit jedem Tage mehr und mehr ausbreite.

Zu Anfang waren, wie dies immer der Fall zu ſeyn pflegt, nur einzelne Sterbefälle vorgekommen, die auf das Vorhandenſein einer tödtlichen und anſteckenden Krankheit ſchließen ließen, und zwar hatten ſie ſich in der Gegend der Stadt zuerſt gezeigt, wo der alte Jude Pilatus in einem baufälligen, armſeligen Hauſe hart am Walle und neben einer ſtinkenden Pfütze (im Niederſächſiſchen Pool — Pfuhl — genannt) wohnte. Eben weil ihre Ausdünſtungen mit Recht für lebensgefährlich gehalten wurden, flohen die begüterten Bewohner Hamburgs jene Stadtgegend, während die ärmeren, des billigeren Miethzinſes wegen, ſich gern hier anſiedelten und die Beſorgniſſe ihrer wohlhabenderen Mitbürger in Hinſicht der Nähe jener Pfütze wohl gar verſpotteten.

Aus eben dieſem öconomiſchen Grunde, und weil damals die Juden, wie auch lange nachher noch, in Hinſicht der Wohnung nur auf gewiſſe Gegenden der Stadt beſchränkt waren, hatte ſich der alte Pilatus von ſeinem ſauer erworbenen und durch manche bittere Entbehrung zuſammen-

gesparten Gelde das alte baufällige Haus am Walle, ohngefähr an der Stelle, wo späterhin das Wachthaus für die Nachtwache erbaut wurde, gekauft, um hier den Rest seiner Tage, deren, seines hohen Alters wegen, nur noch wenige sein konnten, in Stille und Abgeschiedenheit zu verleben.

Dem Handel hatte er schon seit Jahren entsagt, weil sein gekrümmter Rücken nicht mehr die Last eines Bündels, womit er in früherer Zeit von Haus zu Haus gegangen war, zu tragen vermochte; auch kränkte es sein altes Herz, wenn er, der silbergelockte Greis mit dem langen, schneeweißen Barte, ungezogenen Gassenbuben noch zum Gegenstande des Spottes dienen mußte und sie ihn wohl gar unter dem fröhlichen Zujauchzen der Menge ungestraft stießen, zerrten und verhöhnten, ohne daß er auch nur eine Miene machen durfte.

„Lieber darben und mich einschränken," sagte er, „als das noch ferner ertragen!" und so sah man den alten Pilatus jetzt nicht mehr mit dem Bündel auf dem Rücken durch die Gassen gehen und Haus bei Haus seine Waaren anbieten; vielmehr lebte er in solcher Abgeschiedenheit von der Welt, daß er nur dann noch seine Hausthür öffnete, wenn er die zum Leben nothwendigsten Bedürfnisse einkaufte, die man ihm entweder zubrachte, oder die er spät am Abende von jüdischen Victualienhändlern zusammenholte, wenn es ihm das Gesetz verbot, sie von christlichen zu kaufen.

Seine einzige Freude war ein Gärtchen, das, keine dreißig Fuß lang und breit, an der Seite seines Hauses lag, hinten an den Wall stieß, links von dem bewußten Pfuhl oder Pool begränzt wurde und gegen die Straße zu von einer alten morschen, schon halb verfallenen Planke gegen die Blicke der Neugierigen beschützt wurde. Mitten in diesem Gärtchen stand ein Apfelbaum, der zwar schon so alt, und wohl noch viel älter als sein Besitzer war, aber sich trotz dem noch fast Jahr für Jahr mit Blüthenschmuck bekleidete, auch in manchem Herbste noch saftige Früchte trug. Unter diesem Baume, dem einzigen in dem Garten, hatte Pilatus mit seinen alten zitternden Händen sich von einigen Bretterstücken eine Bank gemacht, und darauf saß er, wenn der Lenz wiederkehrte, in seinem langen, faltigen Gewande, und schaute mit stillen Blicken zu den Giebeln der benachbarten Häuser empor, auf denen die goldene Frühlingssonne ruhte; hier lauschte er mit entzückter Seele auf das Gezwitscher des Vogels, der sich auf die Zweige seines geliebten Baumes niedergelassen hatte und sich behaglich am Sonnenstrahl wärmte, der auf die hohen Wipfel fiel, während es unten im Garten fast immer trüb und dunkel war. Auch des dem Boden nur spärlich entkeimenden Grüns zu seinen Füßen freute seine alte Seele sich, und wohl nahm er sich sorgfältig in Acht, ein grünes Grashälmchen zu zertreten, das sich mühsam dem dürftigen Boden entrungen hatte, so lieb war es ihm. Verirrte sich nun gar

ein bunter Schmetterling von dem nahen hohen Walle, oder ein mit Grün und Gold geschmückter Käfer in sein kleines Paradies, dann konnte er ihrem fröhlichen Spiele und Geflatter stundenlang zusehen, und sein schon vom Alter getrübtes Auge wurde nicht müde, jede ihrer Bewegungen zu verfolgen.

2.

So still und harmlos lebte der alte Pilatus, gänzlich von der Welt und ihrem Treiben abgetrennt, und weder mehr von ihr etwas hoffend, noch wünschend, wenn es nicht etwa das war, daß man ihn dereinst, wenn nun die Uhr seines Lebens abgelaufen seyn würde, unter den Zweigen seines geliebten Baumes in der kühlen, dunklen Erde begraben möge; denn damals hatten die Juden noch keinen eigenen Gottesacker, auf dem man ihre müden Gebeine begrub.

An der entgegengesetzten Seite des Pools wohnte zu eben dieser Zeit ein noch junger, rüstiger Mann mit Weib und Kindern, der seiner Beschäftigung nach ein Goldarbeiter war. Mehrere Jahre lebte er in einem gar trefflichen Wohlstande, bis er auf den unseligen Einfall kam, den Stein der Weisen suchen und Gold machen, statt es kunstreich bearbeiten zu wollen, wie er bisher gethan.

Zu diesem thörichten Beginnen hatte ihn ein alter Gesell, den er fast aus Mitleid bei sich aufgenommen, verführt, indem Gerhard — so hieß dieser — bei jeder Gelegenheit geheimnißvolle Worte fallen ließ, die die Aufmerksamkeit seines Meisters im hohen Grade zu erregen, ganz geeignet waren.

„Was wollt Ihr denn mit allen Euren seltsamen Worten und Andeutungen eigentlich sagen, Gerhard?“ fragte ihn eines Abends Meister Adam, als sie im Dunkeln vor der Hausthür neben einander saßen und in die immer stiller werdende Gasse hinausschauten. „Tretet doch frei mit der Rede hervor, Gesell, und spannt nicht immer nur meine Neugier, ohne sie je zu befriedigen!“

„Hm! es redet sich so leicht nicht von solchen Dingen, wie ich sie weiß und verstehe, als Ihr wohl meint, Meister Adam; denn wenn sie nicht gut bewahrt werden, können sie gefährlich für Den werden, der sie aussprach,“ war die Antwort.

„Das verstehe nun wieder, wer da kann,“ versetzte Adam verdrießlich; „aber kurz und gut, wenn Ihr nicht rein von der Leber wegsprechen wollt, so schweigt lieber ganz, Gesell.“

„Ich bin Euch aber von Herzen gut, lieber Meister, und möchte Euch für mein Leben gern glücklich machen, Euch, der Ihr Euch meiner so freundlich annahmt, als ich, gleich-

sam wie ein armer Lump, ohne Schuhe und Kleidung, zu Euch in's Haus trat und um Arbeit ansprach."

„Es ist gut, daß Ihr ein dankbares Herz habt, Gerhard, aber laßt es mich Euch wiederholen: die Geheimnißkrämerei an Euch gefällt mir ganz und gar nicht, und könnte mir Euch wohl gar verdächtig machen."

„Nun, so will ich es wagen, ganz offen zu reden, Meister," versetzte Jener; „doch zuvor gelobt mir ewige Verschwiegenheit über Das, was ich Euch zu Eurem Glücke mittheilen will."

„Ich gelobe sie, Gerhard, und jetzt redet!"

„So wißt denn, Meister, daß es wirklich geheime Künste giebt, durch die man sich, ohne eben viele Mühe und Anstrengung, reich, sehr reich, und dadurch auch über die Maaßen glücklich machen kann....."

„Ich habe wohl schon davon gehört, und weiß, was Ihr meint," fiel ihm Adam in die Rede; „aber das Alles ist doch nur alberner Tand, wie mir immer mein frommer verstorbener Vater gesagt hat, und ein guter Christ muß sich damit nicht befassen. Aber was zuckt Ihr denn plötzlich so, Gerhard, und springt auf?" wandte er sich an den Gesellen, der in der That von der Bank aufgesprungen war und sich um mehrere Schritte von ihm entfernt hatte.

„Es ist nichts, und Ihr werdet mich nur auslachen, Meister,“ versetzte Gerhard, dessen Stimme aber noch hörbar bebte; „Ihr müßt wissen, daß ich von Jugend auf eine alberne Furcht vor Spinnen gehabt habe, und eben war es mir, als wenn sich eine vom Dach des Hauses auf meine Hand hernieder ließe; 's ist aber wohl nur Einbildung gewesen, und weiter nichts.“

„Ihr seid mir ein rechter Held!“ lachte Adam; „fürchtet Euch vor Spinnen und stellet Euch doch eben — Euren verblümten Reden nach zu schließen — als ob Ihr es nicht gar zu sehr scheuen würdet, es mit den Geistern aufzunehmen, die den Stein der Weisen tausend Meilen tief, wie die Sage geht, unter der Erde bewachen?“

„Mit denen nehme ich's auch auf, wenn ich nur Hülfe habe,“ versetzte Gerhard keck und mit zuversichtlichem Tone; „'s ist auch besser mit ihnen auszukommen, als Ihr wohl glaubt, Meister Adam, nur muß man ihnen keine Furcht zeigen, sondern ihnen dreist auf den Leib gehen.“

(Schluß im nächsten Heft.)

Die Todtenhand im Dom zu Lübeck.

(Schluß.)

„Auch daran zweifelt man hin und wieder“, meinte die Mutter, „denn man will ihn noch vor wenig Jahren als Bedienten eines Gelehrten gesehen haben. Aber auch von seiner Tochter“, fuhr die Mutter nach einer Pause fort, „spricht man bedenklich, man raunt sich so allerlei in die Ohren“. — „Mutter!“ herrschte Eberhard, „die laßt mir ungeschoren. Ehe die lügt, lügt der Himmel selbst! Wetzt Eure geschwätzige Zunge lieber an ..... wenn Ihr durchaus etwas Piquantes zu Eurem Gespräche haben müßt. — Doch,“ fuhr er knirschend fort, „was spricht man denn von ihr?“

„Der alte Schlaukopf hänge seine Tochter als Lockvogel aus,“ sprach nach einiger Zeit die Mutter beleidigt, „um mit derselben recht viele reiche Jünglinge ins Haus zu ziehen, um sie zu rupfen, daß es eine Art hat.“

„Was doch Weiberzungen nicht aushecheln!“ lachte Eberhard, „um einem unschuldigen Mädchen etwas anzuhängen! Nun, geifert so viel Ihr wollt, und so oft es Euch beliebt. Regine wird dennoch über Euch alle, alle erhaben dastehen, rein und frei von jeder Schuld!“

Damit ging er auf sein Zimmer. Gertrude seufzte über die Verblendung ihres Sohnes und dessen Ausschweifungen, bei dem selbst der Tod seines Vaters nicht, wenn auch nur auf einige Tage, eine Aenderung seiner Lebensart herbeiführen konnte. „Ach", sprach sie unter Thränen, „ach, Gerhard! wärst Du doch am Leben!" und setzte sich an's Fenster, das naße Gesicht in beide Hände legend.

8.

Lichtensteins Wohlhabenheit, die geschmackvolle Einrichtung seines Hauses machten, wie wir bereits aus dem Vorigen wissen, einiges Aufsehen in der Stadt, und mußten es auch, da Lichtenstein in Lübeck höchst ärmlich erschienen war und in der ersten Zeit seines Hierseyns höchst eingeschränkt lebte. Keiner konnte die Quelle, woraus Lichtenstein schöpfte, so recht auskundschaften. Einige glaubten, und die Mehrzahl waren diese Einige, daß er reiche Jünglinge in sein Haus locke, die unerfahren genug waren, daß der alte Schlaukopf sie rupfen könnte, daß es eine Art habe. Aber sie irrten sich. Andere waren der Meinung, Lichtenstein beschäftige sich mit der Alchymie und verstehe die Kunst Gold zu machen; hatten auch wohl mitunter die Dreistigkeit, diese ihre Muthmaßung ihm gerade ins Gesicht zu sagen. Der Alchymist sprach ihnen nun nicht gerade diese ihre Meinung ab, sondern

sprach vielmehr so salbungsreich und grundgelehrt von dieser geheimen Wissenschaft und den innern Bestandtheilen der Erde, daß sie ihre Meinung für Gewißheit hielten, und den Alchymisten im Stillen beneideten. Lichtenstein lachte hinterher über diese verschrobene Meinung, wußte er doch am besten, woher er schöpfte. Oft griff er bei solchen Gesprächen in seine Rocktasche und erfaßte darin mit Lebhaftigkeit ein kleines eisernes Instrument, indem er mit funkelnden Augen vor sich hinmurmelte: „Du bist der Hebel zu meinem Glücke! Ohne dich wär' ich ein Bettler!“ — Er nahm sich aber wohl in Acht, diesen Schatz, obgleich er ihn beständig Tag und Nacht bei sich trug, Jemanden zu zeigen, aus Furcht, seine Tücke würde ihn ins Verderben stürzen. Wie auch geschah.

Seit einiger Zeit wurde man doch etwas aufmerksam auf ihn und seine Wege und stellte ihm nach bei seinen nächtlichen Wanderungen, die er häufig anzustellen pflegte.

Aber der Schlaukopf merkte bald die Falle und war doppelt vorsichtig, und entging so immer glücklich den Fallstricken, die ihm zum Verderben gelegt waren.

„Bei mir muß man leise auftreten“, pflegte er dann wohl selbstgesprächig zu sagen, „und nicht mit der Thür ins Haus fallen. Pfuy, wer mag auch so plump seyn! Hübsch vorsichtig und bedächtig und ihr — bekommt den Lichtenstein

doch nicht! Ich bin Herr über mein Schicksal, so lange ich dich, du Eisenstück, habe!“

Lange aber, das sah der Böswicht doch ein, lange konnte er seine Schliche nicht mehr treiben, wenigstens nicht mehr mit dem Erfolge treiben, wie bisher. Deshalb überlegte er auch schon seit geraumer Zeit, wie dem abzuhelfen sey. Endlich schien ein Plan in ihm zur Reife zu kommen und eben überlegte er tiefsinnig, auf welche Art derselbe am besten und sichersten auszuführen sei, als Regine zur ungewöhnlichen Stunde zu ihm ins Zimmer trat und den Gedankenvollen störte.

„Ihr laßt Euch, Vater, seit einiger Zeit selten bei mir sehen“, sprach sie, „darum muß ich wohl zu Euch kommen, wenn ich nicht noch gänzlich das Sprechen verlernen soll. Ewig so in den Zimmern wie eingeschlossen zu sitzen, ist nicht mehr auszuhalten, und ich bewundere mich und meine Folgsamkeit oftmals kopfschüttelnd, und kann's mir nicht erklären, daß ich mich Euren Launen so willig füge.“

„Launen“? fragte Lichtenstein. „Was schwatzest Du von Launen, Regine? Launen haben nur die Weiber — ich bin frei davon. Daß ich Dich den Augen der Welt entziehe, geschieht um Deiner selbstwillen, zu Deinem eigenen Besten. Ach Regine, Du kennst die Welt noch nicht, die ist schlecht und boshaft, voll Tücke und Heuchelei.“

„Und doch seid Ihr so gerne in derselben?“ fragte die Tochter lächelnd. „Denn wie es scheint, so gefällt sie Euch besonders gut, indem Ihr selbst die Nächte oftmals mit zu Hülfe nehmt, als wenn nicht Tage allein hinreichend wären, in der bösen Welt leben zu müssen.“

„Das verstehst Du nicht, Regine,“ erwiederte Lichtenstein, „der Mann ist von der Natur dahin gewiesen, da ist sein Platz; in die Welt muß der Mann, um wirken, nach Kräften wirken zu können. — Das Weib aber ist von Natur für's Haus bestimmt, dahin gehört sie, dort ist ihr Platz zu wirken. Außer dem Hause muß ihr alles fremd — sollte ihr eigendlich alles fremd sein.“

„Eingeschlossen in demselben, vergeßt Ihr hinzuzusetzen“, verbesserte Regine. „Damit Du frei von Schuld bleiben mögest“, fiel der Vater ein, „damit ich Dir wenigstens keine Veranlassung gebe, Deinen innern Frohsinn verscherzen zu können.“

„Ihr wißt alles recht gut einzukleiden, Vater“ erwiederte Regine etwas spitz, „und es wundert mich auch gar nicht, daß Ihr Eberhard so am Gängelband führt, wie Ihr wollt, und daß er Euch als Mittel dienen muß, um Euren Zweck zu erreichen.“

„Da urtheilst Du wieder falsch, Tochter“ sagte Lichtenstein kalt, „ich will ihn nicht gebrauchen, nein, ich muß ihn gebrauchen.“

„Ihr müßt ihn gebrauchen?“ fragte Regine erstaunt. „Wie versteh' Ich das? ich dächte, da ist von keinem Müssen die Rede, wo Ihr nicht wollt. Erklärt mir das deutlicher, Vater!“ fragte Regine dringender, „warum will Eberhard so oft abgewiesen werden, wenn er nach mir fragt, und Ihr mich verheimlicht, wenn ich auch zu Hause bin? Erklärt mir doch, ich bitt' Euch darum, erklärt mir dies Wollen. Kann er wollen abgewiesen werden, wenn er hierher kommt; warum kommt er denn?“

„Eberhard ist Dir gewiß,“ sagte Lichtenstein ausweichend, „warum ich ihn aber so oft gehen lasse, ohne daß er Dich gesehen, hat seinen Grund, seine gute Absicht. Ich sage Dir nochmals, Der ist uns gewiß!“

„Uns?“ fragte Regine zweifelhaft, „uns? — Vater, ich glaube Ihr treibt ein schreckliches Spiel mit dem Jüngling; denn ein Selbstgespräch, das Ihr gestern hieltet, indem Ihr Euch allein wähntet, ich aber mit anhörte, läßt mich nicht länger zweifeln. Ich glaube Ihr geht damit um, Eberhard zu verderben.“

„Wie?“ fragte der Böſewicht zitternd, sich verrathen zu sehen; indem er sich aber schnell wieder sammelte, rief er mit erzwungenem Lachen: „Tochter, was schwatzest Du da für tolles Zeug durcheinander? Ich glaube das viele Sitzen sagt Deinem zarten Körperbau nicht zu und regt Deine so reiz-

bare Phantaſie zu ſtark auf. Wie könnteſt Du ſonſt ſo etwas Arges von Deinem Vater denken und ſprechen, was mir alles wie Räthſel klingt?“

„Seyd Ihr mir doch ſeit lange ſelbſt ein Räthſel,“ ſagte Regine, das Lockenhaar neigend: „ehemals ſollte ich freundlich und zuvorkommend gegen Eberhard ſein, ſo freundlich als nur irgend möglich; und obgleich ich es war, aus Neigung zu ihm war, ſo erhielt ich dennoch oftmals von Euch Verweiſe, weil ich, Euren Anſichten nach, noch nicht freundlich genug geweſen. Und nun? — nun ſoll ich Eberhard ſelten ſehen, noch ſeltener ſprechen und wenn ich ihn einmal flüchtig ſpreche, ſoll ich gegen ihn einſilbig ſeyn und erhalte auch desfalls von Euch, da ich das nicht kann, Verweiſe? Wie ſoll ich ſolche Laune verſtehen? Sagt ſelbſt, Vater, müßt Ihr mir nicht ein Räthſel ſeyn?“

„Glaubſt Du denn wirklich,“ fragte Lichtenſtein, „daß Eberhard in Hinſicht ſeiner Lebensart einer Veränderung fähig iſt?“

„Warum nicht?“ ſprach Regine vertrauungsvoll, „laßt ihn nur in eine andere Geſellſchaft gerathen; laßt ihn nur in anderen Verhältniſſen leben; laßt ihn nur erſt das häusliche Glück kennen lernen und ich glaube, ſein Leichtſinn wird ſich geben. Hat doch ſchon Mancher ſich gebeſſert, der noch ſchlechter war, als er.“

„Du sprichst wie ein Buch, Regine,“ lachte Lichtenstein, „und wenn ich nicht gewiß wäre, daß Du das Lateinische für böhmische Dörfer hälst, so wollte ich darauf wetten, daß dies die Früchte der Einsamkeit wären, die Du in langen Stunden aus meinen Büchern schöpftest. Lege Dich auf's Moralisiren, Regine, Du hast Anlagen dazu!“

Unwillig verließ Regine das Zimmer.

„Das ist mir eine aparte Geschichte!“ murmelte Lichtenstein seiner Tochter nach, „doch, es ist mir lieb, sie von Dir erfahren zu haben. Schwatzt das Mädchen nicht so vernünftig, daß einem bald heiß und kalt werden kann? Hm, hm,“ sagte er dann, „das ändert freilich meinen Plan. Aber so oder so — es kömmt über Eins heraus.“

Er maß, die Arme auf den Rücken legend, mit großen Schritten das Zimmer, dann blieb er an einem Tische, worauf verschiedene eiserne Werkzeuge lagen, sinnend stehen. „Es ist deine Tochter, Paul!“ sprach er dann ernst; „ihr Glück ist dein Glück! — Wird sie aber jemals glücklich werden?“ Lange blieb er sich die Antwort schuldig. „Nein!“ rief er dann, „nein! nein! — Es bleibt dabei!“

9.

Die nahe Thurmuhr der Domkirche verkündigte die Mitternachtsstunde, als Lichtenstein, in einen weiten Mantel

gehüllt und das Gesicht zur schrecklichsten Fratze entstellt, mit schnellen Schritten, so weit es seine Schwere zuließ, in sein Haus ging und eben so eilig in sein Zimmer schlüpfte.

„Noch einen solchen Fang, und ich bin für dieses Leben versorgt!“ sagte er, seinen straffen Beutel mit Geld auf den Tisch legend. Dann nahm er Dietriche und Bohren und mehr dergleichen Diebes-Instrumente aus der Tasche, und indem er sie ebenfalls auf den Tisch legte, sagte er: „Euch kleinen Stückchen Eisen verdanke ich alles, was ich habe! Ihr habt mich zum Sieger über Kummer und Erdensorgen gemacht; für euch ist mir auch nichts zu theuer!“

Eben wollte er nun auch die Metamorphose von sich werfen, als er eilig Schritte dicht bei seinem Zimmer vernahm, und kaum hatte er noch Zeit, Dietrich und Bohren wieder zu sich zu stecken und die beiden Beutel in eine leere Kiste zu werfen, als die Thür aufgerissen und Eberhard sichtbar wurde. Wild war sein Ansehn.

„Lichtenstein!“ rief er, noch halb in der Thür; als er aber die scheußliche Gestalt erblickte, schrie er, entsetzt zurückprallend: „Alle Teufel! Was wollt Ihr? und wer seyd Ihr?“

„Nun, nun, nur ruhig guter Junge,“ zitterte der Vermummte, „Du siehst ja Eberhard, daß ich es selbst bin.“ —

„In dieser Fratze?“ fragte Eberhard erstaunt. „Wie kount' ich nur ahnen, daß Ihr so auf Eure eigene Hand

ſolche Tollheiten triebet? Was ſoll das? Werft doch den Plunder, die häßliche Verunſtaltung, von Euch und — helft mir mit Geld!“

„Aha, ſteckt's da wieder?“ grinzte Lichtenſtein völlig geſammelt. „Nun, nun, nur ein bischen Geduld, gleich bin ich wieder bei Euch!“ Damit nahm er einen Kienſpan und ließ Eberhard in der dunklen Stube allein.

„Was das nun wieder für Grillen, für abſtracte Ideen ſind,“ ſprach dieſer, „ſich in eine ſolche Fratze zu verwandeln? Freilich iſt mir der ganze Kerl abſtract; kann man doch nie ſo recht klug aus ihm werden; und dennoch bin ich an ihn gefeſſelt, eine Macht zieht mich unwiderſtehlich zu ihm, daß ich mich, wenn ich auch wollte, unmöglich von ihm trennen könnte. Was er wohl vorgehabt hat? —“

Sinnend ſtand er am Fenſter. Endlich trat Lichtenſtein in ſeiner gewöhnlichen Kleidung wieder zu ihm.

„So ſeht Ihr doch menſchlich aus,“ ſprach Eberhard, „aber vorhin —“

„Das Aeußere beſticht das Auge,“ unterbrach ihn Lichtenſtein, „und nach dieſem erſten Eindruck urtheilt gewöhnlich der Menſch darauf los, ohne erſt recht zu überlegen! So geht's und ging's gewöhnlich in der Welt, und wird ſo gehen, ſo lange Menſchen ſind. — Doch Ihr wollt Geld,“ ſprach

er dann, „und scheint Eile zu haben. Wieder im Spiel verloren?“ fragte er gleichgültig, zum Geldkasten gehend, „nun, nur nicht gleich verzagt, es kommt schon wieder, das Glück hat oft Tücke!“

„So scheint es mir,“ erwiederte Eberhard ärgerlich; „aber auffallend ist es doch, daß ich seit geraumer Zeit immerwährend Unglück und Verlust habe.“

„Das Glück ist ein Weib,“ versetzte Lichtenstein, „und ein Weib, wie Ihr wißt, hat seine Launen. Beweiset Trotz und Ihr habt gesiegt!“

„Aber Lichtenstein,“ fragte Eberhard plötzlich, „wie konntet Ihr zu einer solchen Vermummung Euch entschließen? Wie reimt sich das mit Eurer Gelehrsamkeit? Solche Albernheit! Es spukt doch nicht mitunter bei Euch? —“

Eine kurze Zeit blieb der Gefragte die Antwort schuldig; endlich sprach er verweisend: „Ihr sprecht, wie Ihr's versteht! Bei Euch Erdenwürmern keimt nie ein großer Gedanke; Ihr kriecht im Staube und prahlt dennoch mit Eurem Verstande.“

„Laßt die Glossen!“ lachte Eberhard. „Erklärt Euch vielmehr — Ihr seid mir die Antwort noch schuldig.“

„Ich glaube Euch zu kennen,“ erwiederte der Betrüger und ergriff Eberhards Arm, „und will Euch etwas vertrauen,

das — doch erst schwört mir, Keinem auch nur eine Sylbe von unserem Gespräche mitzutheilen. Keinem! Höret Ihr?“

„Nun ja,“ sagte Eberhard, „ich bin verschwiegen wie das Grab!“

„Nun, so vernehmt's: Ich will Euch zum Adepten machen!“ sagte Lichtenstein.

„Ihr?“ lachte Eberhard; aber plötzlich ward er ernst und sagte: „Scherzt und spielt nicht mit mir, Lichtenstein, dazu bin ich schon zu alt und auch jetzt nicht aufgelegt! Sorgt für Euch selbst!“

„So stolz hab' ich Euch gern,“ sagte Lichtenstein, „und eben darum lieb' ich Euch wie mein Herz — und will Euch etwas veroffenbaren, das Euch zum Herrn über Leben und Tod macht. Ich will Euch die Lapis philosophorum an den Kopf werfen. Ihr stutzt, Jüngling? Kein Wunder, wenn einem so ohne viele Mühe das Menstruum universale mitgetheilt wird, wodurch es Euch möglich ist, 50,000 Pfd. Quecksilber in Gold verwandeln zu können, wie Lullius dem König Eduard I. bei seiner Anwesenheit in London bewies. Wie steht Ihr aber regungslos und verblüfft? Hätte ich doch erwartet, daß mein Anerbieten von Euch herzlich aufgenommen werden würde?“

„Ich verstehe Euch nicht so recht,“ entschuldigte sich Eberhard, „Ihr müßt Euch mir deutlicher erklären.“

„Meinte ich doch, sehr verständlich gesprochen zu haben,“ sagte Lichtenstein. „Doch es sei! Kurz, ich will Euch mit der Alchymie bekannt machen, versteht sich, wenn Ihr Neigung dazu habt, mit derjenigen Wissenschaft, die ich seit vielen Jahren mit Eifer getrieben, und wodurch es mir möglich geworden ist, geringe Metalle, vermittelst geheimnißvoller chemischer Arbeiten, in edle zu verwandeln. In diese Kunst, Gold zu machen, will ich Euch einweihen.“

„Was?“ fragte Eberhard, „was? Ihr könnt Gold machen? War's nicht so?“

„Ja!“ betheuerte der angebliche Alchymist, „und will es Euch auch lehren. Aber Euch nur allein — sonst Keinem — Keinem —“

Mit Heftigkeit umarmte Eberhard den Betrüger.

„Träum' ich, oder wach' ich?“ rief er dann. „Gold? Ist's nicht so? Gold?“

Lichtenstein nickte, mit den Augen blinzelnd.

„O Mann, wie soll ich Dich nennen?“ rief Eberhard, „wie kann ich Dich belohnen? Sprich es frei — sag' es mir! Ich thu's — nichts ist mir zu theuer!“

„Ich wüßte jetzt eben nichts“, sprach der Alchymist; „doch es kann die Zeit kommen, denkt dann an Euer Versprechen!“

„O gewiß!“ rief Eberhard. Seid unbesorgt! „Aber“, bat er dann dringend, „wann wollen wir den ersten Versuch machen?“

„Morgen!“ antwortete der Betrüger. „In der Mitternachtsstunde stell' Dich bei mir ein, aber um keine Minute später.“

„Rechnet auf mich!“ rief Eberhard außer sich vor Freuden und stürzte aus dem Zimmer in die dunkle Nacht hinaus.

„Du bist nahe an der Falle!“ spottete Lichtenstein ihm nach; „bald ist's gethan!“

Behutsam leerte er dann die Beutel in einer alten mit vielen Schlössern versehenen Truhe aus, verbrannte die Beutel und löschte das Licht.

Eberhard stürzte wieder an den vor Kurzem erst verlassenen Spieltisch, ließ Wein schaffen und setzte keck, ohne sich viel um des Verlustes wegen zu Gemüthe zu nehmen. Bald war abermals Alles verloren. Lachend verließ er den Spieltisch und sagte: „Das nächste Mal, meine Herren, spickt Eure Börse nur besser als sonst. So niedrig wie bisher werd' ich nie wieder spielen. Gold muß es seyn! Gute Nacht!“ Alle sahen ihm kopfschüttelnd nach und glaubten, der Wahn-

ſtein ſpräche aus ihm; wußte doch beinahe ganz Lübeck, wie es um ſeine Kaſſe ſtand!

10.

Gertrude wußte ſich ihres Sohnes plötzliche Veränderung und fröhliches Weſen gar nicht zu deuten; war er doch ſonſt ſo mürriſch geweſen! Sie glaubte, er ſey endlich in ſich gegangen und hätte beſchloſſen, ſich zu ändern. Sie lobte ſeinen Entſchluß und Eberhard ſagte: „Ihr werdet noch Wunder an mir erleben, Mutter!“ — war aber dabei ſo unſtät und flüchtig, daß er nur Alles abgebrochen ſprach. Das Goldmachen beſchäftigte ſeine ganze Seele. Selbſt von Reginen ſprach er wenig und Lichtenſtein, bei dem er früh Morgens ſchon eintrat, mußte ihn ſelbſt darauf hinleiten.

„Ihr habt ſie ſeit einiger Zeit nicht geſehen,“ ſprach Lichtenſtein, „ſie iſt verreiſ't.“ „Verreiſ't?“ fragte Eberhard, „wohin? Doch nicht weit?“

„Sie hat unerwartet eine Jugendfreundin gefunden,“ erwiederte Lichtenſtein, „die nicht weit von hier auf dem Lande wohnt. Morgen aber erwarte ich ſie wieder zurück. Sie ließ Euch bei ihrer Abreiſe grüßen. Aber entſchuldigt, Eberhard,“ ſagte er dann, „daß ich jetzt nicht länger Eure mir ſo liebe Geſellſchaft genießen darf. Geſchäfte verlangen meine Entfernung.

Die Goldmacher trennten sich mit dem beiderseitigen Versprechen, heute Abend sich zu erwarten. „Victoria!“ rief Lichtenstein, Eberharden die Hand reichend, „uns gehört die Welt mit allen ihren Schätzen!“

Wer war froher als Eberhard! Kaum konnte er den Abend erwarten; so bleiern war ihm nie die Zeit gewesen! Voller Ungeduld trat er schon in der Dämmerung in Lichtensteins Haus. Beide sprachen von nichts Anderm, als von ihrem Projekte. Lichtenstein schien besonders aufgelegt und Eberhard horchte mit frohem Erstaunen auf jedes seiner Worte.

Nach 11 Uhr wurde Lichtenstein plötzlich wortkarg und düster.

„Was verändert Euch so?“ fragte Eberhard, „Eure Mienen werden ängstlich?“

„Die Zeit rückt näher,“ erwiederte Lichtenstein, „bald ist sie da, und doch fehlt uns noch etwas Wesentliches zu unserm Vorhaben. Es ist freilich nur eine elende Kleinigkeit, aber es muß da sein, wenn unser Werk gelingen soll.“

„Laßt mich's besorgen,“ bat Eberhard dringend, „es ist ja noch eine volle halbe Stunde bis Mitternacht, und so weit wird es ja nicht zu haben seyn. Sprecht nur, was es ist.“

„Wie gesagt,“ warf Lichtenstein leicht hin, „eine Kleinigkeit! Zweihundert Goldgulden, das ist das Ganze.“

„Zweihundert Goldgulden?“ fragte Eberhard bitter. „Ich dächte, die könnten Euch nie fehlen. Gehen wir doch damit um,

Gold zu machen. Oder seid Ihr nur ein Prahler, ein Pfuscher Eurer Kunst, deren Ihr Euch rühmt, und wollt nur Euer Spiel mit mir treiben? Nehmt Euch in Acht, Lichtenstein, ich bin kein Kind mehr, das sich Nasen drehen läßt. Es könnte Euch leicht den Hals kosten!“

„Wie Du albern sprichst, toller Junge!“ lachte Lichtenstein. „Glaubst Du, daß ich Dich einweihen wollte in eine Kunst, deren ich nicht vollkommen Meister bin? Davor würd' ich mich wohl hüten, da ich Dich kenne, hinlänglich kenne und mein Kopf mir zu lieb ist. Aber wie gesagt, 200 Goldgulden fehlen uns, die mußt Du schaffen, schnell schaffen!“

„Laßt endlich die Possen!“ rief Eberhard ärgerlich. „Ich denke, wer die Kunst, Gold zu machen, versteht, kann nie um Gold in Verlegenheit seyn.“

„Der Landmann,“ sprach der Alchymist, „versteht die Kunst den Acker zu bebauen. Kann er aber erndten, wenn er nicht säet? Aus Nichts wird Nichts! Kurz, die gedachte Summe muß ich haben, dann kann ich Euch jedes Stück Tausendmal ersetzen. Warum besinnt Ihr Euch noch? denkt: Regine und Gold!“

Das half! Wild sprang Eberhard auf.

„Ich bring' Euch die Summe,“ schrie er, „und das noch vor Mitternacht! Aber Prahler,“ sagte er, hart an den Alchymisten tretend, „daß Ihr ja Meister Eurer Kunst seid!“

Dann stürzte er hinaus.

Lachend sah ihm der Alchymist nach und sagte: „Nun, Schicksal, gönne mir noch eine Stunde — und das Werk ist vollbracht!“

11.

Mit sorgendem Herzen saß Gertrude in ihrem Zimmer und dachte mit Zittern an die Zukunft und ihren Sohn. Düster, immer düsterer ward es in ihrem Innern. Unter Schluchzen und Weinen stützte sie ihren Kopf auf den Arm. Da ward mit Heftigkeit die Thür aufgerissen und mit Schweiß bedeckt, stürzte Eberhard ins Zimmer. Die Sorgenvolle schrack heftig zusammen über das verstörte Ansehen ihres Sohnes.

„Mutter,“ sprach er schnell die Worte hervorstoßend, „helft mir nur dieses einzige Mal! Dann auch nie — nie wieder, das schwör' ich Euch heilig!“

„Mit Geld?“ fragte die Mutter seufzend. „Nicht wahr, mit Geld? O, Du Verschwender, weißt Du das nicht nur zu genau, daß ich damit nicht helfen kann? Suche bei Deinen Freunden Hülfe, sie werden Dir schon rathen — galten sie Dir doch immer mehr als Vater und Mutter!“

„Ihr müßt mir helfen!“ schrie er, „denn Ihr könnt mir helfen! Leiht mir die 200 Goldgulden, die, wie Ihr mir oft sagtet, das einzige Capital sind, die noch vom Nachlaß des Vaters vorräthig. Leiht sie mir mir, Mutter!“

„Eberhard,“ sprach Gertrude entsetzt, Eberhard, „wie kommst Du so weit Deine Menschheit verleugnen? O, Sohn! Du bist tief, recht tief gesunken. Den einzigen Nothpfennig Deiner Mutter begehrst Du, um ihn leichtsinnig zu vergeuden, damit Deine Mutter in die bitterste Armuth geräth? O Eberhard — Du bist tief gefallen!“

„Ihr sollt mir sie ja nur leihen,“ erwiederte Eberhard, „leihen bis zum kommenden Tage, denn morgen kann ich sie Euch tausendfach zurückgeben, dann haben wir Gold die Hülle und Fülle!“

„Ich glaube gar,“ sagte Gertrude ernst, „Du willst wohl meiner spotten! Du wieder zurückgeben? Wovon sollte das geschehen?“

„Das werd' ich Euch morgen, oder noch früher sagen,“ sprach Eberhard dringend, „jetzt ist da keine Zeit zu verlieren. Gebt mir also die 200 Goldgulden, ich muß sie durchaus haben. Gebt sie mir zu Eurem Glücke!“

„Nein!“ sprach die Mutter bestimmt.

Ach, hätte sie früher, als Eberhard noch einer Besserung fähig war, so gesprochen, sie hätte sich viele Thränen und schlaflose Nächte erspart. Nun war es zu spät!

„Nicht?“ fragte Eberhard donnernd — die Uhr schlug drei Viertel auf Zwölf.

„Her die Schlüssel!“ herrschte er sie an, und schleuderte die Mutter, welche mit Gewalt die Schlüssel umklammerte und sie nicht missen wollte, weit von sich. „Her die Schlüssel, Weib!“ rief er entmenscht; aber die Mutter hielt sie fest. Da warf er sich wie ein wildes Thier auf sie, und schlug sie, daß sie niedersank.

„Fluch der Hand, die die Mutter schlug!“ rief die Gemißhandelte dem Frechen zu, der die 200 Goldgulden bei sich steckte. „Fluch Dir!“ rief sie abermals. „Im Grabe selbst sollst Du keine Ruhe haben! Fluch Dir!“ seufzte sie nochmals und sank zurück.

Der Böſewicht stürzte aus dem Zimmer.

Die Nachbarn kamen ängstlich herzu, wegen des großen Lärms, und als sie die unglückliche Mutter vom Boden aufheben wollten, war dieselbe gestorben.

12.

Wie wahnsinnig stürzte der verderbte Sohn in's Zimmer des Alchymisten und blickte wild um sich.

„Hier“, rief er, „ist das Verlangte!“ und warf das Geld auf den Tisch.

„Schön,“ sprach Lichtenstein kalt, „die Zeit rückt auch schon näher — und bald ist sie abgelaufen.“

„Drum rasch an's Werk!“ befahl Eberhard, „und nicht gezaudert: der Zeiger steht auf Zwölf — also nicht gesäumt! Die Zeit ist kostbar!“

„Seit wann seid Ihr der Meinung?“ fragte ihn Lichtenstein mit bitterm Lachen.

„Seit ich nichts mehr zu verlieren habe,“ herrschte Eberhard, „seit mir nichts mehr heilig ist! Aber was zaudert Ihr noch immer?“ rief er donnernd. „Schnell, alter Graukopf! Reckt die mürben Glieder nach gethaner Arbeit — So laßt doch das Blinzeln mit den Augen. Unsre Loosung ist ja: Gold! Gold!“

Jetzt erhob sich der Alchymist, schlug seinen Mantel um und gebot Eberharden, ihm zu folgen. — Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen und Häscher traten herein.

„Wir haben Befehl,“ sprach der Eine zu dem Alchymisten, „Euch in Gewahrsam zu bringen, und Eure Sachen unter Siegel zu legen.“

Zitternd hielt der Bösewicht sich an seinem Kunstjünger.

„Folgt uns ohne Weiteres!“ herrschte der Hescher.

„Du hast Dich um eine Stunde verrechnet, Paul,“ sprach dieser vor sich hin, vor Wuth knirschend. „Eine Stunde später und Ihr hättet das Nest leer gefunden.“ Er folgte den Häschern.

Eberhard stürzte, von Gewissensbissen gejagt, durch die Stadt. Drohend stand überall seine Mutter vor ihm;

überall tönte ihre Stimme und ihr Fluch in seinen Ohren. Nirgends fand er Ruhe, unstät jagte er umher und endlich in's elterliche Haus. Als er dort den Tod seiner Mutter vernahm, stürzte er in vollem Wahnsinn aus dem Hause. Schreckhaft war sein Anblick. Mit Wuth zerriß er die Kleider und warf sie von sich, mit Wuth zerraufte er sein Haar, wühlte mit den Nägeln in seiner Brust und riß mit den Zähnen das Fleisch von seinen Armen. So durchlief er mit einem widrigen Geheul, verfolgt von der Verzweiflung, dieser furchtbarsten Hyder, die mit Schlangenbissen an seinem Herzen nagte, von neuem die Stadt. Endlich stürzte er zum Burgthore hinaus.

Am andern Morgen brachten Fischer von Gothmund seinen in der Trave gefundenen Leichnam zur Stadt, und als ein Selbstmörder ward er in einer Ecke des Armensünder-Kirchhofs in aller Stille begraben.

* * *

Aber selbst im Grabe sollte der Verruchte keine Ruhe haben; der Fluch der Mutter ruhte auf ihm. Seine Hand, womit er die Mutter geschlagen hatte, wuchs aus dem Grabe empor, zum warnenden Beispiele für Andere. Mit einer Ruthe wurde sie einige Male zurück in die Erde gepeitscht, endlich aber abgelöst und in der Domkirche aufbewahrt, woselbst sie noch gegen

wärtig, wie ich bereits in der Einleitung zu dieser Volkssage berichtete, jedem Schaulustigen vorgezeigt wird.

Aber auch so noch hat Eberhard keine Ruhe. Bei jedem Vollmond, in der Mitternachtstunde, öffnet sich sein Grab und mit langsamem Schritt, fest ins Leichentuch gehüllt, geht er dem Grabe seiner Mutter zu. Da steht er dann, mit stieren Augen auf der Mutter Grab blickend, eine geraume Zeit, und geht dann mit einem tiefen Seufzer aus hohler Brust, zurück in sein Grab.

Der falsche Alchymist, des Diebstahls überführt, ward vierzehn Tage nach seiner Einziehung — wie die Chronik meldet — zum Galgen geführt und daselbst gehenkt.

Von Reginen fand man nie wieder eine Spur.

Die „Sagenbibliothek" ist zu bestellen: In Hamburg bei Garms Erben am Graskeller; in Itzehoe bei Schuberth und Niemeyer; in Flensburg bei Korte-Jessen; in Lubeck bei K. S. Spilhaus und Kohl (Dankwartsgrube); in Kiel bei V. Bünsow; in Hannover beim Postgehulfen Warnecke; in Ritzebüttel und Cuxhafen beim Buchdrucker Pforte; in Altona bei Marcus und Meyer und in Bremen bei A. D. Geisler (Osterthorstraße).

Gedruckt bei Friedrich Wilhelm Christian Menck.

XIV.

Das Wunderhorn zu Oldenburg.
(Volksſage.)

In der Schatzkammer zu Oldenburg zeigte man ſonſt, vielleicht auch jetzt noch, ein antikes Horn, deſſen Anblick auf ein ſehr hohes Alter ſchließen läßt. Es iſt krumm, wie ein Jägerhorn geſtaltet, dabei von einem ganz unbekannten Metall, und die geübteſten Kenner haben nicht ausmitteln können, aus welchem Metalle eigentlich dieſes Horn gefertigt ſei. Auf dem Deckel befindet ſich die Schrift: O Deitas! (O Gottheit!) und unter dem Deckel, beim Mundſtücke: O mater Dei! (O Mutter Gottes!). Die Buchſtaben dieſer Schrift ſind aus den älteſten Zeiten, die man in dieſer Hinſicht kennt. Neuer aber ſind die Inſchriften: Drink all ut (Trinke ganz aus) und: Ick begehr thon (Ich begehre dich, oder eigentlicher: Ich bringe dir's zu). Uebrigens ſind viele Bilder von Menſchen, Thieren, Tempeln, Schlöſſern ꝛc. nicht ohne Kunſt darauf geprägt.

Die Meinungen über den ursprünglichen Gebrauch dieses Horns sind bei den Kennern verschieden und die meisten Stimmen haben sich dahin vereinigt, daß es in den ältesten Zeiten in der Kirche gebraucht worden sei, in spätern Zeiten aber zum Trinkhorn gedienet habe, und sie leiten den Beweis für ihre Behauptungen aus den Inschriften ab. — So viel zur Einleitung.

Man hat aber auch eine alte romantische Sage, wie dieses Horn nach Oldenburg gekommen sein soll, und diese soll hier mitgetheilt werden.

* * *

Einst in grauer Vorzeit regierte ein Graf, Otto war sein Name, das Oldenburger Land. Dieser Herr war ein gewaltiger Jäger, und oft sah man ihn ganze Tage lang das Wild in den Wäldern verfolgen, gleich, als ob der wilde Jäger in diesen Forsten hause. Und so konnte er sich denn auch am Tage des heiligen Elias (20. Jul.) kaum überwinden, das Ende der Messe, die sein Burgkapellan für ihn las, abzuwarten, als er auch schon mit seinen Jagdgesellen hoch zu Rosse war, den Jagdzug in den Wald zu beginnen. Gierig nach dem Schweiß der edlen Thiere sprangen die Meuten starker Hunde an den Rossen in die Höhe und heulten vor Freuden in die Luft.

Die Hörner ertönten, und unter einem lauten Halloh! stürmten die wilden Jäger in den Wald, und, von dem

Lärme aufgescheucht, floh das edle Wild nach allen Seiten hin. Bald war die ganze Gesellschaft zerstreut; denn ein jeder von den Jägern nahm ein Wild vor sich, das er verfolgte, und der Graf war allein.

Ein mächtiger Edelhirsch brach durch das Gebüsche und suchte zu entfliehen. Der Graf nahm ihn vor sich und setzte ihm eifrig nach. Bergauf und bergab suchte sich der Hirsch zu retten, doch überall war ihm der Graf mit seinem schnellen Rosse nahe. Auf einmal war der Hirsch wie ein Blitz verschwunden; des Grafen Roß prallte erschrocken zurück und bäumte sich, daß es kaum besänftigt werden konnte.

Mit Schaudern wurde jetzt der Graf gewahr, daß er sich am Rande eines tiefen Abgrundes befand. Grausend war die Tiefe, in welche der Hirsch hinabstürzte, und nur noch eines Schrittes hätte es bedurft, um ihm da hinab zu folgen, und eben so zerschmettert dort zu liegen, als der Hirsch, den man von oben kaum erblicken konnte.

So zog sich der Graf wieder zurück und versuchte wieder zu seinen Jagdgefährten zu kommen. Dieses wollte ihm aber lange nicht gelingen, und er zog nun eine geraume Zeit im Walde hin und her, ohne einen seiner Jagdgenossen zu erblicken.

Es war aber an eben diesem Tage eine ungemeine Hitze, und dem Grafen klebte die Zunge durstend am Gaumen. Laut sprach er den sehnlichen Wunsch aus: nur einen Trunk

Wasser für sich und sein durstendes Joch zu haben, um sich damit zu erquicken. Kaum hatte er diesen Wunsch ausgesprochen, als sich plötzlich die Wand des steilen Berges öffnete, an welchem der Graf hielt, und eine schöne Jungfrau trat aus ihm hervor. Ein güldenes Horn trug sie in ihrer rechten Hand, und sie trat damit dem Grafen entgegen.

„Erlauchter Herr!“ — sprach sie, indem sie ihm das Horn darreichte, — „ich hörte Euren Wunsch, Euch durch einen Labetrunk zu erquicken, und eile nun, ihn zu erfüllen. — Nehmt dieses Horn und trinket, der Trunk wird Eurem Hause segenbringend sein.“

Der Graf nahm mit heimlichen Grausen das Horn, hob den Deckel ab und besah den Trank. Ihm war so wunderlich zu Muthe. Die Jungfrau ward's gewahr und sprach zu ihm:

„Sagt, was bedenkt Ihr Euch zu trinken, was ich Euch zur Labung brachte? — Warum verschmähet Ihr diesen köstlichen Trank? — Ihr erzürnet mich dadurch, und werdet Ihr nicht trinken, so verkündige ich Euch, daß Euer Haus durch Uneinigkeit bald vergehen wird.“

Diese Worte vermochten es nicht, das Mißtrauen zu besiegen, welches sich Otto's bemächtiget hatte. Er betrachtete die Jungfrau mit scharfen Blicken, und glaubte etwas in ihren Augen zu lesen, was sein Mißtrauen so hoch trieb, daß er, nachdem er noch einen Blick in das, mit dem unbe-

kannten Tranke gefüllte Horn gethan hatte, über die Schulter weg vergoß.

Ueber dieses Verschmähen erzürnte sich nun die Jungfrau dergestalt, daß ihre Augen funkelten, und sie trat auf den Grafen zu, das Horn von ihm wieder zu verlangen; dieser aber wendete sein Roß, gab ihm die Sporen, und das treue Thier strengte nun alle seine noch übrigen Kräfte an, mit seinem Herrn aus dieser Gegend so schnell als möglich zu entfliehen. Der Graf nahm das Horn mit sich.

Bald hörte er ein Jagdhorn tönen und dieser Ruf wiederholte sich. Auch sein Horn ließ er nun erschallen, und ihm wurde wieder Antwort. Bald tönten nun mehrere Hörner und in Kurzem umarmte der Gerettete seine Freunde, und Alle waren sehr erfreut.

Mit Staunen sah man auf dem Hintertheile des Rosses, auf dem Otto ritt, daß an allen Stellen, die der Trank beim Weggießen getroffen hatte, die Haare so rein hinweg waren, als wären sie mit einem Scheermesser abgenommen worden. Diese ungemeine Aetzkraft ließ leicht schließen, wie es dem Grafen ergangen seyn würde, wenn er getrunken hätte.

Der Graf verwahrte nun das Horn in seiner Schatzkammer, und wenn Fremde ihn besuchten, wurde es zuweilen mit gutem alten Rheinwein gefüllt, und den Gästen zum Ehrentrunk angeboten.

XV.

Die Martens-Mühle.

(Zwiſchen Lübeck und Daſſow.)

(Volksſage.)

Wenn man von Lübeck nach dem Mecklenburg-Schweriſchen Flecken Daſſow wandernd, das Lübeckſche Kirchdorf Slutup und den weiterhin in einem Nadelgehölze liegenden Tannenkrug ſchon hinter ſich hat, führt bald der Pfad über einen Bach, der ſich queer über die Landſtraße durch Wieſenauen ſchlängelt. Mitten unter dem Schilfe, der ſich an der rechten Seite der Landſtraße aus der tiefern Stelle des Baches erhebt, zeigen ſich mehrere alte, halbvermoderte Pfähle, welche auf eine vor Zeiten hier geſtandene Mühle ſchließen laſſen. Nicht ſehr weit über dieſen beſchriebenen Bach hinaus, erhebt ſich an der linken Seite der Landſtraße auf einer kleinen Anhöhe ein altes ſteinernes Monument, welches aus der Ferne einer Menſchengeſtalt ähnlich ſieht, in der Nähe aber zeigt es auf der Norderſeite im Basrelief das Bild des gekreuzigten Erlöſers, mit ſehr vielen Schnörkeln, in Geſtalt langer Zettel, umgeben, deren Mönchsſchrift aber ſchwerlich noch zu entchiffern iſt.

Die Volkssage hat eine Thatsache, welche auf jener Mühle sich ereignet, mit diesem Monumente (welches wahrscheinlich wohl nur eins von den vielen in katholischen Zeiten zur Anbetung gesetzten Crucifixe ist) folgendermaßen in Verbindung gebracht.

* * *

Auf der Martensmühle (so wird sie noch nach ihrem letzten Besitzer genannt) wohnte einst ein Müller, glücklich in dem Schooß seiner kleinen Familie. Früh schon reis'te der einzige Sohn in ferne Gegenden, um Glück und Erfahrung sich zu suchen. Durch mancherlei Unglücksfälle kamen bald nach des Sohnes Abreise, die Eltern in ihrem Glückszustande zurück, und durch die traurige Aussicht auf Armuth und Noth getrieben, ergaben sich diese ehemals rechtlichen Leute dem schändlichen Handwerk, die in ihrer Mühle (welche zugleich auch Wirthshaus war) übernachtenden Wanderer auf eine schreckliche Weise zu tödten, indem sie ihnen siedendes Blei ins Ohr gossen, um sich darauf mit ihrem Geld und Gut zu bereichern.

Als sie schon lange Zeit hindurch dies gräßliche Geschäft getrieben, und wegen der einsamen Lage ihrer Wohnung unentdeckt geblieben waren, kehrte der Sohn, welcher in fremden Landen großen Reichthum sich erworben hatte, mit einem treuen Busenfreunde über Lübeck heim.

Da sie gegen Abend in Slutup eintrafen, so beschloß der Sohn, seine Eltern durch seine unerwartete Rückkehr und seinen großen Reichthum zu überraschen. Er bat seinen Freund, die Nacht in Slutup zu bleiben, ging allein nach der Mühle, und zeigte unbekannter Weise hier sich seinen Eltern auf eine Art, die ihnen seine Wohlhabenheit verrathen mußte. Die morgende Ankunft seines Freundes sollte ihnen offenbaren: der wegen seines Reichthums bewunderte Mann sey kein Anderer, als ihr eigener Sohn. Dieser, nichts Arges ahnend, begab sich zu Bette und auch er wurde, wie viele Andere, mit kochendem Blei aufs Grausamste ermordet. Nach vollbrachter That bemächtigte man sich seiner Habe, nähte den Leichnam in eine Pferdehaut und begrub ihn während der nächtlichen Stille und Dunkelheit dort, wo das vorhin beschriebene Monument sich erhebt.

Sobald aber der Morgen graut, langt der Freund des Ermordeten in der Mühle an, mit dem frohen Vorgefühl der überraschenden Freude, welche seine Ankunft und seine Erklärung, wer eigentlich der beherbergte Fremde sey, veranlassen würde. Er wundert sich, ihn nicht zu sehen — er fragt nach ihm — er beschreibt ihn. Keiner will natürlich von ihm etwas wissen. In der Angst seines Herzens gesteht er nun, der Vermißte sey ihr eigener Sohn, der sie habe überraschen wollen. Im plötzlichen Schrecken verrathen sich die Mörder. — Voll Entsetzen eilt der Freund zur nächsten Obrig-

keit, um die Greuelthat anzugeben. Die Bewohner der Mühle werden eingezogen, der Leichnam des Ermordeten wird gefunden, die verdiente Todesstrafe an den Mördern vollzogen, und die Mühle hierauf von Grund aus geschleift.

Niemand hat es seitdem gewagt, an diesem unheimlichen Orte, an dem der Wanderer mit Schaudern vorübereilt, sich wieder anzusiedeln; das Monument aber, welches die Stelle bezeichnet, wo der Ermordete von seinen Eltern eingescharrt wurde, ward zum Andenken an diese Begebenheit errichtet und seit seiner Errichtung, Jahrhunderte hindurch von den Bewohnern der Dörfer (z. B. Teschau), zu denen diese Mühle gehörte, alle zwei Jahre ringsum mit neuer Erde versehen, und wenn es etwa nach einer Seite gesunken war, wieder gerade gerichtet, wobei ihnen (wahrscheinlich von den Zinsen des Reichthums, den der Ermordete besaß) immer eine Tonne Bier zum Trinken gegeben wurde.

Die Sage vom Pilatus-Pool in Hamburg.

(Schluß.)

„So seid Ihr wohl schon gar mit ihnen zusammen gewesen, Gerhard?“ fragte der noch immer ungläubige Meister.

„Mehr als hundert Mal, Adam, und an mir liegt nicht die Schuld, daß der Stein noch nicht gehoben iſt, ich war immer friſch und muthig genug zum großen Werke; aber ich traf immer auf Feiglinge, die, wenn der entſcheidende Augenblick nun da war, nicht die Courage hatten, es mit den Feuergeiſtern da unten aufzunehmen, und allein vermocht' ich's nicht, wie ich Euch ſchon geſagt habe: es gehören immer Zwei dazu, denn Die da unten ſind zu ſtark und mächtig für Einen."

„Ihr ſprecht ſeltſames Zeug, und man ſollte Euch faſt Glauben ſchenken, ſo zuverſichtlich bringt Ihr's vor," verſetzte Adam.

„Es würde Euer Glück ſein, wenn Ihr mir gänzlich vertrautet, Meiſter, denn ein Vertrauen gebiert das andre, wie's im Sprichworte heißt, und ſo lange Ihr nicht ganz gläubig ſind, darf ich Euch nichts weiter von meinem großen Geheimniſſe enthüllen."

„Und wenn ich Euch nun glaubte, und Euch gänzlich vertraute?" .... fragte Adam, ſchon nachdenklicher und ernſter geworden.

„Dann würde ich Euch ganz glücklich machen, Meiſter!" fiel Jener ihm ſchnell in die Rede, und das ſeltſame Geſpräch hatte für dieſen Abend ein Ende, weil die Hausfrau zu ihnen trat, um ſie zum Schlafengehen zu ermahnen.

3.

Kurze Zeit nach diesem Gespräche hatte sich Alles in Meister Adams Hause gänzlich verändert: die gewohnte Arbeit ruhte, Gesellen und Lehrburschen waren verabschiedet worden und nur Gerhard, der böse Verlocker, war geblieben. Ganze Tage und Nächte schloß sich Adam mit diesem und einem großen Buche ein, das Gerhard ihm eines Abends gebracht hatte. Dann wurde auf dem Schmelzheerde ein großes Feuer angemacht und Tigel darauf gestellt, in die man unter seltsamen Ceremonien Erde und Asche gethan hatte, und wenn man sie nach einigen Stunden wieder vom Feuer nahm, dann blinckten ihnen, zur unaussprechlichen Freude Adams, kleine Goldklümpchen daraus entgegen.

„Das ist Alles nur noch Lumperei," sagte dann wohl Gerhard, und stieß das Gold verächtlich von sich; „auf dem Wege sind wir zwar, und wenn wir nur tüchtig zu arbeiten, werden wir auch wohl zum Ziele gelangen; aber was wir jetzt haben, verlohnt sich der Mühe kaum, und Ihr hättet fast eben so viel mit Eurer Arbeit verdienen können, als die lumpige Ausbeute da beträgt. Wenn wir nur erst so glücklich sind, den Schlüssel zu den geheimnißvollen Zeichen auf der siebenten Seite unsers Buches gefunden zu haben, dann soll's, so hoffe ich, schon besser mit uns gehen, und wir finden gewiß den Ort bezeichnet, wo wir hinuntersteigen müssen, um zu den Geistern zu gelangen, die jetzt noch immer den wun-

derbaren Stein neidisch bewachen. Bis dahin aber nicht gesäumt, Meister, und frisch die Flamme angeblasen, damit uns das Nothwendige nicht fehle. Braucht überdies jetzt mehr als sonst, Adam, da Ihr seit einiger Zeit gern Abends in die Schenke geht und dort beim Becher und Würfelspiel die Nacht verschwärmt, zum Verdruß Eurer schmollenden Hausfrau, die, wie sie behauptet, Euch gar nicht mehr kennt, seit Ihr so aushäusig seid."

„Ei, mag sie immerhin keifen und sich wundern über mein gegenwärtiges Thun und Treiben," versetzte der jetzt gänzlich umgewandelte Adam; „ich will auch mein Leben einmal genießen, und nicht länger so forttuckmäusern, wie früher, wo ich's nicht besser kannte. Hab' ich doch in meiner Jugend, unter der Aufsicht eines strengen Vaters, nichts mitgemacht, nicht ausgeras't, wie man zu sagen pflegt; so will ich's denn jetzt thun, wo ich's kann, und wo ein so großes Glück mir nahe bevorsteht. Meint Ihr nicht auch, Gerhard, daß ich recht daran thue, mich des Lebens zu freun, so lange es noch mein ist?"

„Ganz recht thut Ihr daran, Meister Adam! Ihr sprecht wie ein weiser, vernünftiger Mann, und ein Thor wärt Ihr, wenn Ihr auf die Stimme Eures albernen Weibes hörtet, das es freilich lieber sähe, wenn Ihr, wie früher, zu Hause hinter'm Ofen bleibet und ihr die Kindlein in freien Stunden wartetet; nicht Der ist ein Narr, der Dergleichen von

Andern verlangt, wohl aber Der, der's thut. Doch schürt die Flamme tüchtig an, denn sie ist dem Erlöschen nahe, und wir müssen heute noch was erbeuten von den neidischen Geistern, die das blanke Gold so fest halten."

„Ganz wie ich's meine, Gerhard; aber öffnet die nach dem Sumpf hinaus gehenden Fenster, denn ist's nicht sehr schwül hier im Gemache? Und seht nur, wie seltsam sich die Funken drehn und durch die ganze Werkstatt hinkräuseln, so wie ich nur mit dem Blasbalg zu hanthieren anfange. Ist's mir doch immer, als wären sie lebendig, diese vielen tausend Funken und Fünckchen, und als müsse ich mich vor ihnen fürchten; verschafft ihnen also freien Abzug, mein wackerer Gesell, indem Ihr die Fenster öffnet. Dann macht's sich auch gar hübsch und seltsam, wenn sie so auf das stille, grünliche Gewässer niedersinken, das gleichsam wie Smaragde in Gold gefaßt, aussieht, wenn sie d'rüber hintanzen und darauf herumfunkeln. Mag das seltsame Spiel für mein Leben gern sehen, es ist 'ne wahre Goldschmidts-Lust, das — !"

„Ei ja, Meister, es nimmt sich recht hübsch aus, und wenn die Nachbarn nicht alle schon längst schliefen, würden sie sich gewiß höchlichst über das seltsame Flammenspiel auf dem Teiche wundern, ohne die Urheber desselben zu ahnen, und erfahren dürfen sie auch nie, von wem es ausgeht, bei Leibe nicht! Würden uns vielleicht als Zauberer und Hexenmeister verbrennen lassen, durch ihre Angaben beim Rathe, denn so,

das müßt Ihr selbst gestehen, so treiben gewöhnliche Funken, durch den Blasbalg erregt, ihr Wesen nicht.“

Adam rührte indeß munter den Blasbalg, wobei er ein Schelmenlied sang, das er in der Jugend von einem lockern Gesellen seines seligen Vaters erlernt, doch so lange dieser strenge Mann lebte, nie zu singen gewagt hatte; aber wie er auch in die Flamme blies, wie auch die Funken stobend und tanzend, wirbelnd und zitternd aus dem Fenster auf den Sumpf niederflogen, der bald gänzlich in Flammen zu stehen schien, in dem Tiegel zeigte sich diesmal kein Gold, und Asche und Erde, die hineingethan worden waren, blieben unverwandelt darin.

„Das ist denn doch seltsam, und überaus böse,“ sagte endlich Gerhard, nachdem er wohl zwanzig Mal den Inhalt des Tiegels untersucht hatte; „es muß uns heute irgend ein Hinderniß störend in den Weg treten, Meister Adam. Legt den Blasbalg nur weg, denn heute wird's doch nichts; wollen lieber unser Zauberbuch zu Rathe ziehen, um zu erforschen, was wir eigentlich versehen haben, daß es uns gar nicht glücken will.“

„Ei was weglegen! ich muß Gold zu morgen haben,“ herrschte ihn Adam an. „Es ist kein Stückchen Brod mehr im Hause und morgen, wenn ich keins schaffen könnte, würde es eine schöne Strafpredigt von meinem Weibe und ein abscheuliches Gewimmer von den armen, hungernden Würmchen

geben. Dazu hab' ich versprochen, morgen Abend in der Sternkneipe mit mehreren lustigen Brüdern zusammen zu kommen und mit ihnen zu würfeln, die liebe lange Nacht hindurch: würd' da 'ne hübsche Figur mit leerem Säckel spielen und schön von ihnen verspottet werden, ich, den sie nur noch den reichen Krösus nennen."

„So blas't denn, bis Euch der Athem ausgeht," versetzte Gerhard verdrießlich. „Ich sag's Euch aber, heut wird nichts d'raus, und so kommen wir nicht mehr weiter, sondern müssen erst herausklauben, was die geheimnißvollen Zeichen auf der siebenten Seite unsers Buchs bedeuten, die sich allen unsern Unternehmungen wie ein Berg entgegenstellen; blas't Ihr, ich studire indeß!"

Gerhard war vom Schmelzheerde zurückgetreten und hatte sich an einen Tisch gesetzt, wo er beim hellen Scheine der sprühenden Funken emsig in einem großen Buche las, das, in Schweinsleder gebunden, und voll von wunderbaren Zeichen und Figuren jetzt aufgeschlagen vor ihm lag.

„Adam!" rief er jetzt plötzlich, „Adam! kommt und les't selbst, was da steht, damit Ihr nicht glaubt, daß ich Euch etwa gar täusche. Was seht Ihr da mit feurigen Buchstaben an der Stelle geschrieben, die wir, so große Mühe wir uns auch bisher gaben, nie zu entziffern vermochten?"

Adam war auf diesen Ruf eiligst zu ihm getreten, und ihm über die Schultern sehend, las er jetzt ganz deutlich die Worte:

„Hast zum Vergießen von Menschenblut,
„Verwegener Forscher! du den Muth;
„So schließt sich auf der tiefe Schacht,
„Der reich und ewig glücklich dich macht.
„Doch wenn's dazu an Kraft dir gebricht,
„So kehr' nur um, dein Forschen hilft dir nicht!"

Von Grausen erfaßt, hatte Adam mit stierem Auge wohl zehn Mal diese mit Flammenzeichen geschriebenen Worte gelesen, ohne Herr seines Schreckens werden zu können; denn, als sie sich schon seinem Gedächtnisse ganz fest eingeprägt hatten, so daß er sie nicht mehr vergessen konnte, erlosch ein Buchstab nach dem andern, und bald standen nur noch die dunkeln, geheimnißvollen Zeichen wieder da, die er früher an eben der Stelle erblickt hatte.

„Nun, was sagt Ihr dazu, Adam?" fragte ihn jetzt Gerhard, indem er das Buch zuklappte und sich nach dem noch immer sich auf seine Schultern lehnenden Meister umsah; „ist das nicht 'ne seltsame Geschichte?"

„Seltsam und schrecklich!" rief jetzt Adam, aus seiner Betäubung erwachend; „o hätte ich doch diese Worte nie gelesen, Gerhard! Aus dem Buche zwar sind die Flammenzüge jetzt wieder verschwunden, aber da, da, (er zeigte auf seine mit Angstschweiß bedeckte Stirn) da stehen sie, und werden nicht wieder erlöschen!"

„Possen!“ rief bei diesen Worten Gerhard mit einem wilden Hohngelächter, „Possen, Meister Adam! Was solltet Ihr diese Worte nicht wieder vergessen können, wenn's Euch nur Ernst darum ist, sie vergessen zu wollen; und am Ende, wenn Ihr sie auch nicht wieder aus dem Gedächtnisse los werden könntet, was wär's denn für ein großes Unglück? Es kömmt Alles bei solchen Dingen nur auf die Ansicht an, die man davon hat — und Menschenblut ....“

„Halt ein, Verruchter! ich weiß was Du sagen willst,“ rief hier Adam, von ihm zurückprallend. „Ja, Du bist der Versucher, ich kenne Dich jetzt! Du bist's der mich hieher geführt, dahin geführt hat, daß jetzt jene Zeichen mein armes Gehirn ganz ausfüllen, es allein nur noch ausfüllen. — Hebe Dich von mir!“

„Das heißt, ich soll mich packen, nicht wahr?“ versetzte Jener mit einem teuflischen Hohngelächter, indem er das Buch zusammen klappte und es unter den Arm nahm. „Nun ja, ich gehe schon, mein ehrenwerther Meister, denn die Thür laß ich mir nicht Zweimal weisen. Werden uns aber schon wieder treffen, und dann für immer freundliche Genossen sein; Ade! Meister! Ade!“

Mit diesen Worten hatte er den Riegel von der Thür zurückgeschoben und verließ die Werkstatt; noch auf der Treppe hörte Adam ihn laut lachen und ein Fieberfrost schüttelte sein armes, zitterndes Gebein.]

4.

Adam hatte den Reſt der Nacht ſchlaflos zugebracht, und als eben die Sonne im Oſten hell und freundlich aus dem dunklen Schooß der Nacht emportauchte und die Wipfel des Apfelbaums in Pilatus Gärtchen mit Gold ſäumte, ergriff er, wie von einem guten Entſchluſſe gleichſam überraſcht, ſein Werkzeug, um zu arbeiten. Aber was machen, da er längſt alle ſeine Kunden durch Vernachläßigung ihrer Beſtellungen verloren hatte, und ihm Keiner mehr eine Arbeit auftrug. Und wovon etwas machen? da es ihm jetzt gänzlich an edlen Metallen fehlte, indem die Ausbeute der verfloſſenen Nacht nur Stein und Erde, aber kein Gold oder Silber geweſen war.

Mißmuthig legte er bald ſein Werkgeräth wieder aus der Hand, öffnete das Fenſter und lehnte ſich hinaus, um über den Sumpf nach Pilatus Gärtchen zu ſchauen, das am jenſeitigen Rande deſſelben offen vor ihm lag. Er ſah, wie der Alte ein kleines zerbrochenes Tiſchchen vor der Bank unter dem Apfelbaum hinſtellte, wie er eine Schale Milch und ein Stück weißes Brod darauf legte, ſich dann niederließ, andächtig ſeine Hände faltete und den Blick zum unumwölkten Himmel emporrichtend, mit Inbrunſt betete, worauf er mit ſichtbarer Heiterkeit ſein Frühſtück verzehrte.

„Dieſer Lump, dieſer elende, verachtete Jude iſt glücklich!“ ertönte es beim Anblick des friedlich genießenden Greiſes

in der zuerst im Leben von giftigem Neide erfüllten Seele Meister Adams — „Und du, Adam?“ ..... Er schauderte unwillkührlich zusammen, als er jetzt an sich selbst und seinen jetzt so elenden Zustand dachte; denn in wenigen Minuten mußten Weib und Kinder erwachen, und: „Brod! Brod!“ ihm flehend zurufen; und er konnte ihnen keins geben — während der Jude, der Ungläubige, behaglich satt war! Es dauerte auch nicht gar lange, so trat sein Weib mit dem Säuglinge auf dem Arme zu ihm in die Werkstatt, und mit Schüchternheit — denn sie war es schon seit längerer Zeit gewohnt, hart von ihm angelassen zu werden, wenn sie ihn um Geld bat — forderte sie einige Dreier von ihm, um wenigstens für die hungernden Kinder Brod kaufen zu können.

„Da nimm was weg!“ sagte er mit einem wilden Hohnlachen, indem er ihr die leere flache Hand hinhielt.

„O, Adam! Adam!“ rief sie unter immer heftiger strömenden Thränen, „wie soll es noch mit uns werden, und welche traurige Veränderung ist seit einiger Zeit mit Dir vorgegangen? Schau' hier den Säugling, sonst liebtest Du ihn, freutest Dich so herzinnig darüber, daß er so rosig blühte; und nun sieh einmal, wie bleich und welk er geworden ist, da nagender Gram und Mangel an Speise den Quell der Nahrung in meiner Brust vertrocknen ließen!“

„Es soll anders werden, ich gelobe es Dir! Gieb nur noch einige Tage Geduld, Weib," sagte er mit wilder Hast, und sein Blick glitt von dem armen, bleichen Säuglinge auf die jetzt so vergrämte Gestalt seines guten, einst so blühenden und heißgeliebten Weibes. „Es soll anders werden, nur jetzt, nur heute quäle mich nicht! Morgen schaffe ich Dir Brod, Dir und den Kindern, und Alles was Euer Herz nur verlangt."

„Mögest Du wahr reden, mein Adam," sagte das sanfte Weib, und trocknete die Thränen von den bleichen Wangen. „O, wenn wir noch einmal wieder so glücklich werden könnten, wie wir es früher waren," fuhr sie leise weinend fort, „wie damals, als Dein Fleiß uns so schöne, sorgenlose Tage schaffte und wir den Kummer nur vom Hörensagen kannten! Doch es soll wieder so werden, nicht wahr, Adam? Du willst wieder arbeiten für Weib und Kinder und den Grillen entsagen, die Dich und uns allein in solches Elend gestürzt haben?"

„Grillen? welche Grillen meinst Du, Weib?" fragte er hastig, und eine brennende Röthe überflog auf einige Secunden seine bleichen, eingefallenen Wangen.

„Hältst Du mich denn für so dumm, Adam, daß ich nicht gemerkt haben sollte, was von Dir und Gerhard — dem Gott in Gnaden seine Sünden vergeben möge! denn

er ist Dein Verführer — hier in der Werkstatt allnächtlich getrieben wurde?“

„Und wenn Du's weißt, Weib, so schweig' darüber, sofern Dir mein Leben lieb ist!“ rief er hastig und senkte den schuldigen, scheuen Blick vor ihrem reinen zu Boden.

„Ich schweige, Adam, aber Du entsagst fortan dem finstern, unheilvollen Treiben, nicht wahr?“ fragte sie mit eindringlichem Tone. „O glaube mir, es kömmt nichts Gutes dabei heraus, und vielleicht wird gar Dein unsterblich Theil dadurch gefährdet.“

„Davon verstehst Du nichts, Maria, gar nichts!“ versetzte er abweisend; „genug, ich schaffe Dir und den Kindern Brod, möge es gehen wie es wolle, möge es herkommen, woher es wolle.“

„Nein, nicht also, Adam,“ versetzte sie fast erschrocken über diese Worte: „wir wollen kein Brod, wollen alle Schätze der Erde nicht, sobald sie auf Kosten Deiner Seele erkauft werden müßten. „Sieh,“ fuhr sie wie begeistert fort, „sieh, ich bin wohlhabender Bürgersleute Kind, bin in allen Ehren groß geworden und habe nie das bittere Bettelbrod gekostet; aber ehe ich zugäbe, daß Du durch verruchtes, gotteslästerliches Beginnen uns schafftest, was uns jetzt fehlt, eher, bei dem Allmächtigen! nähme ich den Säugling auf den Arm und unsere hungernden Kindlein an die Hand, und

ginge von Thür zu Thür, um ein Stückchen Brod für sie von der frommen Milde zu erflehen.“

„Dahin soll's nicht kommen, Marie, braucht's nicht zu kommen,“ sagte er finster und wie in Nachdenken verloren. „Da, nimm dies Stück Geräth, versetze, verkaufe es und schaffe nur für heute noch Brod in's Haus — morgen schon soll's anders um uns stehen.“

Marie ging jetzt, wiewohl mit schwerem Herzen, und durch den Verkauf des Geräths hatten sie Brod für den Tag.

In der darauf folgenden Nacht schlief Adam wieder nicht, sondern stand vor seinem Schmelzheerde, auf dem ein helles Feuer brannte. Er that nach den in dem Buche, welches Gerhard jetzt mitgenommen hatte, vorgeschriebenen Ceremonien alles Das in den Schmelztiegel, was er früher hineingethan hatte, um Gold zu gewinnen, und keine Vorsicht wurde von ihm außer Acht gelassen, um ein günstigeres Resultat, als in der vorigen Nacht, herbeizuführen, und wenn er es erzielen würde, so war sein Entschluß gefaßt: er wollte den verderblichen geheimen Künsten für immer entsagen, für das gewonnene Gold wieder Arbeitsgeräth anschaffen und wie früher durch seine rastlose Thätigkeit Weib und Kinder redlich ernähren. Ja, so sollte es sein, er gelobte es sich mit heiligen Eiden und fühlte nach diesem Entschlusse sein Herz ruhiger werden.

Doch wie er auch das Feuer anblies, wie die seltsamen Funken und Fünkchen auch flogen und ihn umkreis'ten, kein Gold zeigte sich im Tiegel! Eine drückende, wie Blei auf ihm lastende, ihm den Athem beklemmende Luft herrschte in der Werkstätte, und wieder mußte er das Fenster öffnen, um ihr einen Abzug zu verschaffen, und wieder tanzten und wirbelten die seltsamen Flämmchen auf dem gleichsam durch sie in Flammen gesetzten Sumpfe umher und bildeten allerlei wunderbare Feuergestalten, die er halb mit Freude, halb mit Entsetzen ansah; aber kein Gold im Tiegel! immer kein Gold!

Wilde Verzweiflung brütete im Herzen Meister Adams.

5.

Am folgenden Morgen wurde Adam, der sich endlich in's Bett geworfen, weil sein durch Nachtwachen geschwächter Körper gebieterisch Ruhe erheischte, von Marien geweckt, die ihm mit verstörtem Gesichte sagte, daß ihr nächster Nachbar, ein Rademacher, in der vergangenen Nacht plötzlich erkrankt sei und schon jetzt auf den Tod liege, obgleich man sofort ärztliche Hülfe herbeigerufen habe. „Und denke Dir, Adam," fügte Marie hinzu, „nun liegt auch schon sein Weib und eins seiner Kinder an derselben unerklärlichen Krankheit darnieder, so daß der Arzt ganz bedenklich aussieht und erklärt, dieses plötzliche Erkranken mehrerer Personen in einem und demselben Hause und an demselben Uebel, lasse auf den Ausbruch einer pestartigen Seuche schließen ....."

„Nun, und was geht uns denn das Alles an?" unterbrach sie Adam mürrisch und untheilnehmend.

„Was es uns angeht?" fragte Marie ihn voll Erstaunen; „was es uns angeht, Adam? Können wir es denn wohl mit Gleichgültigkeit ansehen, wenn eine solche Seuche

in der Stadt, und sogar ganz in unserer Nähe, ausbricht, und war der Nachbar Rademacher, der gestern noch gesund und frisch war, und jetzt wohl schon starr und kalt als Leiche daliegt, uns denn nicht stets ein guter, hülfreicher Freund, der unsern armen Kindern schon oft ein Stückchen Brod gab, wenn er sie vor Hunger weinen sah?“

Adam antwortete ihr nicht, sondern starrte vor sich hin; dann seufzte er tief auf und wandte das Antlitz der Wand zu; Marie entfernte sich, und auch ihrer Brust entrang sich ein schwerer Seufzer: ach! sie erkannte ihren Adam in dieser Gefühllosigkeit nicht wieder, das war er nicht mehr, der früher kein Thier ohne Mitleid sterben sehen konnte, und der jetzt einen Nachbar, einen wackeren Freund, sterben wußte, ohne ihm auch nur eine Thräne zu weihen, ja, selbst nur ein Wort reger Theilnahme!

Die Seuche machte indeß mit jeder Stunde größere Fortschritte, und bald waren fast in allen Häusern des Stadt-Theiles Leichen zu erblicken, die ihr Opfer geworden waren. Angst, Furcht und Schrecken ergriff das Volk, das, wie es immer bei solchen traurigen Ereignissen der Fall zu seyn pflegt, am meisten litt, und bald bemächtigten sich auch der Herzen der Reichern und Vornehmern ähnliche Empfindungen, als die Seuche auch unter ihnen zahlreiche Opfer abforderte und sogar den wackern, allgemein verehrten Mann, den hochgelahrten Herrn Stephan Kempe, Pastor zu St. Catharinen, nicht verschonte, der den Tod dadurch fand.

Seltsam aber war es, daß die Krankheit allemal weit ärger wüthete und viel mehr Opfer an den Tagen abforderte, wo Adam in der vorhergehenden Nacht wieder seine alchymistischen Versuche gemacht hatte, und daß in dem Stadt-

Viertel, in dem er wohnte, immer zehn Menschen gegen einen in den übrigen Theilen der Stadt, starben.

Endlich, als die Noth den höchsten Gipfel erreicht hatte und man schier hätte glauben sollen, daß die ganze Stadt aussterben würde, bemerkte ein gleichfalls neben dem Pfuhl wohnender Schlachtermeister, der die Nacht an dem Bette seines letzten sterbenden Kindes gewacht hatte, das seltsame Feuerspiel auf dem trüben Gewässer, und kaum graute der Tag, so eilte er, den Nachbarn und Bekannten das erlebte Wunder und seine Vermuthungen darüber mitzutheilen.

Auch zu Adam trat er, der trüb und bleich in der offenen Thür seines Hauses stand und eben mit einem verzweiflungsvollen Entschlusse rang. Vergebens hatte der Unglückliche bisher Alles aufgeboten, um nochmals Gold zu machen, und d'rinnen in dem bereits von allem Geräth, sogar von den Betten entblößten Hause wimmerten Weib und Kinder laut nach Brod, und sein Jüngstes, dem die arme Mutter keine Nahrung mehr zu geben hatte, lag eben am Tode; ach! dieser Knabe war sein Liebling, und er sollte ihn missen, mußte sich selbst als seinen Mörder anklagen!

„Meister Adam," redete der Schlachtermeister den Elenden jetzt an, „Meister Adam, ich glaube die Ursache unsers großen gegenwärtigen Unglücks entdeckt zu haben, und Keiner soll mir mehr die Ueberzeugung rauben, daß die die Stadt verheerende Seuche das Werk irgend eines verdammten, gegen uns feindlich gesinnten Zauberers ist. Hört nur selbst, lieber Meister, was mir in der vorigen Nacht begegnet ist," und nun erzählte er dem mit jedem Augenblick bleicher werdenden, kaum mehr Athem holen könnenden Adam, was er gesehen und in der verflossenen Nacht mit Staunen und Schaudern auf dem Pfuhl beobachtet hatte.

„Sagt selbst," schloß er seine Rede, „kann das wohl etwas Anderes als Hexerei, als verdammtes Zauberwerk sein? Seit dreißig Jahren wohne ich nun schon in dem Hause da, und über fünfzig hat mein seliger Vater vor mir darin gewohnt, und nie haben wir etwas Aehnliches gesehen; so manche Nacht wir auch verwachten, wenn wir es um die Schlachtzeit einmal recht hille hatten, bis auf die jetzige Zeit niemals, wo die verderbende Seuche ausgebrochen ist, die die ganze Stadt in Trauer und Angst stürzt. Ja, es kann nichts Anders sein, das ist Zauberei, und ich will mein Haupt nicht ruhig niederlegen, bis ich den bösen Teufel entdeckt habe, der uns Alle so unglücklich gemacht hat; und hier in unserer Nähe muß er hausen, denn erinnert Euch nur, Meister Adam, hier war's wo die Seuche im Hause des Rademachers Christian zuerst ausbrach, in dem auch nicht eine einzige lebende Seele übrig geblieben ist..... Aber was seht Ihr denn so bleich aus, guter Freund, und zittert so an allen Gliedern, als ob Euch der Fieberfrost schüttelte?" schloß der Schlachter seine Rede, indem er erst jetzt zu Adam empor sah und seinen seltsamen Zustand wahrnahm.

„Eure Erzählung hat mich so erschreckt, Meister Barthold," versetzte Adam, der sich indeß zu fassen gesucht hatte; „aber sprecht, auf wen fällt wohl Euer Verdacht in Hinsicht der bösen Zauberkünste, die, Eurer Meinung nach, Schuld an dem Unglück der Stadt sein sollen?"

„Ich wüßte hier Niemand, als den alten Pilatus, den Juden, dessen Garten an den Pfuhl stößt, der so Etwas thun könnte," versetzte Barthold; „denn wahrhaftig! ein Christenmensch wird sich ja mit bösen Geistern und Hexen nicht abgeben. Wie tödtlich die Juden uns hassen, wie oft sie schon darauf ausgingen, durch Vergiftung der Flüsse und

Brunnen alle christlichen Bewohner einer Stadt umzubringen; wie oft sie durch giftigen Eiter und Pestbeulen, die sie den Christen auf irgend eine Weise beizubringen mußten, die Pest über eine Stadt und selbst über ein ganzes Land brachten, ist Euch wohl wie mir bekannt. Und schon der Umstand, daß der Alte, trotz seiner Jahre und großen Gebrechlichkeit, noch immer lustig fortlebt, während in der Umgegend jedes Haus — bis auf Eures, Meister Adam, und dafür könnt Ihr Gott nicht genug danken — Todte oder Sterbende hat, schon das, sage ich, zeugt wider ihn und macht es fast zur Gewißheit, daß er der verdammte Hexenmeister ist, dem wir das Unglück zuzuschreiben haben."

„Ihr habt Recht," versetzte Adam, der eine Weile im trüben Nachdenken geschwiegen hatte, plötzlich sichtbar erheitert, „und wenn Ihr dächtet wie ich denke, Barthold, so ....." Er stockte. „Nun, redet nur frei heraus, Adam, was meint Ihr?"

„Heute Abend, wenn's ganz finster geworden ist, kommt wieder zu mir, und ich will Euch mittheilen, was ich ersonnen habe, um der Stadt zu helfen," sagte Adam, drückte dem Nachbar die Hand und trat in sein Haus zurück, in dem indeß der Knabe den Todeskampf ausgerungen hatte. Er aber, von wilden, schrecklichen Gedanken erfüllt, konnte über dieses neue Elend keine Thräne vergießen, sondern sah die kleine Leiche mit starrem, trockenen Auge an.

6.

Adam floh den ganzen Tag über den Anblick seines Weibes und seiner Kinder. Er hatte sich in seiner Werkstatt eingeriegelt und ging mit schnellen Schritten darin auf und nieder, wie wohl Einer zu thun pflegt, der mit großen

Gedanken beschäftigt ist; er aber war mit einem so furchtbaren beschäftigt, daß sich ihm oft das Haar auf dem Haupte emporsträubte.

„Ja, ja, so muß es seyn!“ sagte er dann, sich mit der Hand über die mit Angstschweiß bedeckte Stirn fahrend ... „Der Weg da hinab wird auf keine andere Weise gefunden: mit glühenden Lettern stand das in Gerhard's Buche, und hier, in meinem Kopfe steht es auch, und will nicht wieder daraus entweichen, welche Mühe ich mir auch gebe. Durch Blut — durch des Juden Blut finde ich nur den Weg —; und ist's denn auch nur einmal eine Sünde, das eines Juden, eines Ungläubigen und Christenhassers zu vergießen? Zudem ist es schon deshalb nothwendig, daß der Jude aufgeopfert werde, weil sonst leicht der Verdacht wegen der feurigen Erscheinungen auf mich fallen könnte. — Ja, er muß aus der Welt, muß durch mich fallen, damit ich den rechten Weg zu der Tiefe endlich finde, wo die Geister den Stein bewachen, der alle Schätze der Erde in meine Gewalt giebt! — Wäre nur Gerhard nicht von mir fortgejagt worden. — Der hatte Muth, und einen Genossen muß ich ja haben, allein kann ich's nicht vollbringen, wie er sagte. Aber ich finde ihn schon wieder, er wird wohl noch in der Stadt bei irgend einem andern Meister sein — und dann! Doch horch, sind das nicht des Nachbars Tritte? Es ist bereits finster, Barthold wird's sein, den ich zu dieser Zeit zu mir herbeschieden.“ Er ging mit diesen Worten zur Thür, schob den Riegel zurück, und vor ihm stand Barthold, der Schlachtermeister.

Eine ganze Weile gingen beide Männer jetzt im finstern Gemache neben einander auf und nieder, und Adam bot alle seine Beredtsamkeit auf, um Barthold davon zu überzeugen, daß der Tod des alten Juden allein der Stadt noch Rettung

bringen könne, und es fiel ihm eben nicht schwer, den finstern Judenhasser zu der Unthat zu bewegen.

„Gebt mir nur Euer großes Messer, Barthold,“ sagte Adam, als sie jetzt einig waren, „denn ich selbst will's vollbringen, so habe ich es mir gelobt, und bloß zu meiner Hülfe, wenn ich etwa nicht allein mit dem Alten fertig werden sollte, wünsche ich Euch mit zu haben.“

„Mir ist das schon recht, Adam,“ versetzte Jener ganz gelassen, „denn aufrichtig gestanden, ich schlachte doch immer lieber noch 'nen Hammel oder ein Kalb ab, als so 'nen Judenbraten; aber dabei will ich gern sein, und auch mit anfassen, wenn's Noth thut. Es ist ja nichts Böses, sondern vielmehr ein christliches Werk, das wir da vorhaben.“

Beide tappten jetzt im Dunkeln leise aus dem Hause fort und durch die rauhe Herbstnacht hin der Wohnung des alten Pilatus zu, die sie, wie sie vermuthet hatten, fest verschlossen fanden. Mit lauten Schlägen an die Hausthür suchten sie den Alten zu wecken; bald hörten sie auch seine schlürfenden Schritte auf der Treppe, und nicht lange, so öffnete der Arglose ihnen, indem er sie, die er beim schwachen Scheine der in der Eile angezündeten Lampe sogleich für seine Nachbarn erkannte, nach ihrem Begehren fragte.

„Dich selbst wollen wir, Du Judenhund!“ rief jetzt Adam, indem er das im Busen verwahrte Messer rasch hervorzog und es dem wehrlosen Alten durch das Herz stieß.

Ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte Pilatus zu Boden, mit dem Messer noch in der Brust; die beiden Mörder waren schaudernd von ihm zurückgewichen und eine Todtenstille herrschte auf einige Minuten im Hause.

„Jetzt mit dem Zauberer in den Sack und dann in den Hexenteich mit ihm hinab!“ rief Barthold, der sich zuerst

wieder ermannt hatte. „Ich habe Feuerstahl und Zunder bei mir, damit wir wieder Licht anzünden können. — Seht Adam, es brennt schon, und da ist auch der Sack, nur frisch an's Werk, Camerad! Was seht Ihr denn aber so bleich und trübselig aus? Haben ja wahrhaftig nichts Böses gethan, daß wir dem verruchten Juden und Hexenmeister das Lebenslicht ausbliesen, und dadurch die gute Stadt Hamburg hoffentlich gänzlich von der Seuche befreiten!“

Noch immer aber stand Adam, der zu der That des Entsetzens zu Anfang doch so bereit und kühn gewesen war, wie versteinert da und schaute mit starren, glanzlosen Augen den Ermordeten an, dessen gebrochene, halbgeschlossene Augen auf ihn zu schauen und ihn als Mörder anzuklagen schienen. Dann schüttelte es ihn, wie im Fieberfroste, seine Zähne klapperten, seine Wangen waren erdfahl, seine Lippen schneeweiß geworden: es war ihm noch immer nicht möglich, die Leiche anzurühren — wüßte er doch nur allzugut, wie unschuldig der arme Pilatus gestorben war!

Indeß hatte Barthold den Sack geöffnet, und fast mit Unwillen forderte er Adam auf, ihm hülfreiche Hand dabei zu leisten, die Leiche des Juden hineinzustecken: es geschah, und Beide schleppten sie dann vereint in den Garten hinaus, um sie, mit Steinen beschwert, in den Pfuhl zu senken. Die Lampe, welche im Hause brannte, war indeß durch den Luftzug erloschen; aber hell schien der Vollmond aus zerrissenen Wolken vom Himmel hernieder, als die beiden Männer mit ihrer unheilvollen Last im Gärtchen anlangten.

„Guten Abend, Adam!“ sagte jetzt plötzlich eine diesem nur zu wohlbekannte Stimme, und als er schaudernd aufblickte, stand Gerhard mit in einander verschlungenen Armen

neben dem Apfelbaum, an dessen Stamm er sich mit dem Rücken lehnte.

„Ihr hier, Gerhard?“ fragte ihn jetzt Adam, durch dessen Gebein ein Todesschauer bebte. „Ich sehnte mich schon nach Euch, mein guter Gesell.“

„Wußt' es wohl, Meister, und Glück auf den Weg!“ hohnlachte Jener; „'s ist doch ein hübsches Stück Arbeit, das Ihr da vollbracht habt, und die Passage jetzt frei für Euch.“

Die Männer waren unter diesen, für Barthold völlig unverständlichen Reden des Gesellen, neben dem Pfuhl mit ihrer Bürde angelangt und bemühten sich, sie mit einem raschen Schwunge hineinzuwerfen; aber glitt Adam nun an dem abschüssigen Rande aus, oder riß ihn der Schwung mit fort, den er und Barthold dem beschwerten Sacke zu geben bemüht waren, kurz, er fiel mit demselben zugleich hinein und versank augenblicklich in der schlammigen Tiefe. Ein wildes, scheußliches Hohngelächter ließ sich in diesem Augenblick hören — es war der entfliehende Gerhard, der es ausstieß, und von Schauder überwältigt, entfernte sich auch Barthold mit eiligen Schritten aus Garten und Haus des ermordeten Juden.

Die Seuche hörte von diesem Tage an wirklich auf, und Barthold, der sich jetzt als den Erretter der Stadt betrachtete, stand nicht an, seine im Verein mit Adam an dem Juden Pilatus begangene Heldenthat laut und öffentlich zu erzählen; welchen Dank und welche Bewunderung er überall einärndtete, kann man sich leicht vorstellen.

„Nur Schade,“ hieß es, indem man sich zugleich in Verwünschungen gegen den Juden ergoß, „nur Schade, daß der arme Adam sein Leben bei dieser Veranlassung mit einbüßen, und er, der gute Christ und schuldlose Mann, sein Grab neben dem verruchten Pilatus in dem Pfuhl finden

wußte! Man sollte ihm eigentlich einen Denkstein, zum ewigen Gedächtnisse an seine edle Aufopferung und als Erretter der Stadt, errichten; denn verdient hat er das wahrlich um seine Mitbürger!“

* * *

Der Sumpf, worin der arme alte Jude nach seiner Ermordung versenkt worden war, führte von da an den Namen Pilatus-Pool, den auch späterhin die Straße erhielt, welche nach Austrocknung und Zuwerfung jener Cloacke dort nach und nach entstand, welchen Namen sie wohl bis zum gänzlichen Untergange Hamburgs — den Gott gnädig verhüten wolle! — auch fortführen wird. Allnächtlich wollen die Bewohner jener Gasse noch lange Zeit nachher aus dem Sumpfe ein Wehklagen und leises Wimmern vernommen haben, das aber mit dem Zuwerfen desselben gänzlich aufhörte.

Du, lieber Leser, wirst es uns hoffentlich Dank wissen, daß wir Dir, der Wahrheit gemäß, in dieser alten Volkssage mittheilen, durch welche traurige Begebenheit der uns Allen wohl bekannte Pilatus-Pool seinen Namen empfing.

Die „Sagenbibliothek“ ist zu bestellen: In Hamburg bei Garms Erben am Graskeller: in Itzehoe bei Schuberth und Niemeyer; in Flensburg bei Korte-Jessen; in Lübeck bei K. S. Spilhaus und bei Kohl (Dankwärtsgrube); in Kiel bei B. Bünsow; in Hannover beim Postgehülfen Warnecke; in Ritzebüttel und Cuxhafen beim Buchdrucker Pforte; in Altona bei Schubering (Langenstraße) und Marcus; und in Bremen bei Kaiser, und A. D Geisler.

Gedruckt bei Friedrich Wilhelm Christian Menck.

Sagenbibliothek.
(Heft XII.)

XVI.

Das Bild des Palatiums.
(Bremer Volkssage.)

In dem, jetzt zu einem Stadthause eingerichteten, Palatium zu Bremen sieht man im Audienz-Saale rechts ein großes altes Wandgemälde, das einen Greis darstellt, der einen in seiner Hand befindlichen Todtenkopf mit wirren, wahnsinnigen Blicken betrachtet. Nachstehend findet der geneigte Leser, was wir über den Ursprung und die Bedeutung dieses auffallenden, den aufmerksamen Betrachter mit geheimen Schauer erfüllenden alten Bildes in Erfahrung gebracht haben.

1.

In der guten Stadt Bremen lebte vor vielen Jahren ein mit Glücksgütern reichlich gesegneter Mann, Namens Bonifacius, der, obgleich man von seiner wildverlebten Jugend nicht eben viel Gutes zu erzählen wußte, doch in spätern Jahren seines stillen, ruhigen Wandels wegen, in Achtung und Ansehen stand, so daß man ihm, dem Begüter-

ten, ein Ehrenamt nach dem andern übertrug; ja, er würde wohl gar mit der Zeit selbst zum Rathsherrn erwählt worden sein, wenn seine wilden, ungezügelten und selbst durch das Alter nicht gemäßigten Leidenschaften, wozu besonders eine unbegrenzte Rachsucht zu zählen war, seinem geistigen Leben nicht vor dem ihm von der Natur gesteckten Ziele ein Ende gemacht hätte.

Bonifacius war der einzige Sohn armer, unbegüterter Handwerksleute, die aber, da sie besondere Gaben und Fähigkeiten an dem Knaben bemerkten, auf seine Erziehung alles verwendeten, was sie nur irgend auftreiben und erübrigen konnten; ja, diese zärtlichen Eltern darbten es sich am Munde ab, um ihren vielversprechenden Bonifacius nur in eine der besten Schulen der Stadt senden zu können, auch hielten sie ihn, damit er wegen eines ärmlichen Anzuges nicht von seinen Mitschülern verspottet würde, weit über seinen und ihren Stand in Kleidern, und selbst die Milde einer in ihrer Nähe wohnenden reichen Rathsherrn-Wittwe, die gleichfalls nur einen einzigen Sohn, mit Namen Eberhard hatte, wurde von der zärtlichen Mutter oft in Anspruch genommen, um ein von letzterm abgelegtes, aber noch brauchbares Stück zur Bekleidung für den Liebling zu erbitten. Frau Werner — so hieß die vom Glücke begünstigtere Wittwe — gehörte zu den milden, gutthätigen Seelen, deren größte Wonne im Geben besteht, und so floß Bonifacens Mutter

manches gute Stück aus Eberhards Garderobe für den geliebten Sohn zu, auch bezahlte sie mehrere Male das Schulgeld für ihn, wenn die armen Eltern es nicht aufzutreiben vermochten und er so in Gefahr stand, aus der Schule gewiesen zu werden, die Eberhard, da sie eine der besten war, gemeinschaftlich mit ihm besuchte.

Zu Anfang herrschte das beste Vernehmen zwischen beiden Knaben, das noch dadurch vermehrt wurde, daß der bei weitem fähigere Bonifacius dem Eberhard oft bei seinen Arbeiten behülflich war, wofür dieser ihm denn manchen Leckerbissen zufließen ließ, auch gar nicht stolz gegen den armen Mitschüler that, sondern sich vielmehr laut seiner Freundschaft berühmte. Endlich aber erzürnten sich Beide über eine geringfügige Ursache, und durch Bonifacens Heftigkeit und Rachsucht artete dieser kindische Streit so aus, daß Eberhard sich verleiten ließ, dem Angefeindeten seine Armuth, ihm besonders aber vorzuwerfen, daß er es sich herausnehme, ihm in seinen eigenen Kleidern, d. h. in denen, die er der Gnade und Milde seiner Mutter verdanke, zu trotzen.

Eine Flammenröthe zeigte sich bei diesem kleinlichen, niedrigen Vorwurfe auf Bonifacens Wangen; seine Augen sprühten gleichsam Funken, eine dicke Ader, die auf seiner noch so jugendlichen Stirn emporschwoll, zeigte deutlich, bis zu welcher Heftigkeit sein Zorn entflammt war, und mit geballter Faust würde er Eberhard zu Boden geschlagen haben,

wenn der dazwischentretende Schulmeister ihn nicht daran verhindert hätte.

„Du! Du!“ rief er endlich mit vor Wuth halb erstickter Stimme, „Du wagst es, mir meine Armuth und die Wohlthaten Deiner Mutter vorzuwerfen? Wohl, ich bin arm, und meine Eltern sind nur geringe Leute, aber trotz dem habe ich doch nie die Schande auf mich geladen, mich mit fremden Federn zu schmücken, wie Du es häufig gethan; so noch gestern, wo Du durch Betrug den Preis errangst; denn die Schrift, wodurch er Dir zu Theil wurde, wer hat sie Dir gemacht, als ich? Wer als ich hat Dir auch die Dir fehlenden Worte beim Examen zugeflüstert, so oft Dein Gedächtniß Dich verließ, und Dich so von Schande und Beschämung vielfältig errettet? Es wird sich zeigen, welch' ein Licht Du bist, wenn ich Dir nicht mehr helfe, und daß ich das nie mehr thun werde, gelobe ich Dir mit einem heiligen Eide!“

Eberhard war jetzt tiefer beschämt, als er Bonifacius mit seiner unverschuldeten Armuth je hätte beschämen können, und da er ein eitler, etwas prahlerischer Knabe war, hatte letzterer seinem jugendlichen Herzen eine, wie er damals wähnte, unheilbare Wunde geschlagen. Von diesem Tage an waren Beide Feinde, und blieben es, da Bonifacius rachsüchtiges, unversöhnliches Gemüth stets auf neue Kränkungen für Eberhard sann; ja, dieser kindische Streit nahm mit den Jahren einen so bösartigen Character an, daß der Schulmeister sich

bewogen fand, den Bonifacius aus seiner Schule zu weisen, obgleich seine Eltern, denen es jetzt besser wie früher erging, das Schulgeld regelmäßig bezahlten; er mußte einen blutigen Ausgang von dem Hasse der zu Jünglingen heranreifenden Knaben fürchten, wenn sie nicht getrennt würden, und so wies er den armen Sohn eines Handwerkers lieber fort, als daß er den der Rathsherrn-Wittwe, der überdies sanfteren Gemüthes war, mißte.

Diese neue Beschimpfung — denn dafür sah Bonifacius sie an — brachte ihn fast außer sich, und mit einem neuen Eide gelobte er, sich früher oder später blutig an seinem Feinde rächen zu wollen, denn auch was er jetzt erfuhr, hielt er für das Werk Eberhards, so unschuldig im Grunde dieser auch an der Sache war.

2.

Bonifacius hatte jetzt das zwanzigste Jahr erreicht, und da er für jene Zeit wirklich ausgezeichnete Kenntnisse besaß, stand ein reicher holländischer Kaufmann, Piter van Baalen genannt, nicht an, ihn zu sich in's Haus zu nehmen und ihm bald einen Theil seiner bedeutenden Geschäfte anzuvertrauen. Es war für diesen Mann um so wichtiger, einen zuverlässigen und geschickten Gehülfen zu haben, da er, außer seinem Hause in Bremen, noch ein anderes, sehr bedeutendes Handlungshaus in Amsterdam hatte, wohin er oft auf län-

gere Zeit verreiſ'te, um die dortigen Geſchäfte in Augenſchein zu nehmen.

Bald hatte Bonifacius ſich ſo in der Gunſt ſeines Principals feſtgeſetzt, und dieſem eine ſo hohe Meinung von ſeinem Verſtande und ſeiner Einſicht eingeflößt, daß er nichts mehr unternahm, ohne ihn zu Rathe zu ziehen; ja, da van Baalen bereits alt war und ſo mehr als früher der Bequemlichkeit nachging, reiſ'te er ſelbſt nicht mehr nach Holland, ſondern ſandte Bonifacius mit unumſchränkter Vollmacht dahin, um ſtatt ſeiner die Geſchäfte dort zu leiten.

Bonifacius führte jetzt, abwechſelnd in Holland und Bremen, ein gar angenehmes Leben, und ſein Principal gab ihm nicht nur ein ſehr anſehnliches Gehalt, wovon er gut leben und ſich koſtbar kleiden konnte, wie er es gern that, ſondern ſein ſtets reichlich gefüllter Beutel geſtattete dem Genußſüchtigen auch, ſich alle die Freuden zu gewähren, wonach die unbedachtſame Jugend ſo dringend verlangt; er ſpielte Würfel und meiſt ſehr hohes Spiel, weil er auch hierin beſonders glücklich war, trank an Sonn- und Feſttagen den beſten, feurigſten Wein in dem unter dem Rathhauſe befindlichen, mit Recht ſo berühmten Rheinwein-Keller, durchſchwärmte manche Nacht in der Geſellſchaft ausgelaſſener Genoſſen und that ſich, wie die Sage ging, auch in andern, noch weit gefährlichern Genüſſen keinen Zwang an, wodurch denn natürlich, da dergleichen nicht verborgen bleibt, ſein Ruf als geſitteter

Mensch bei seinen Mitbürgern ganz außerordentlich litt. Da er aber eine, wie es schien, unverwüstliche Gesundheit hatte und trotz seines nächtlichen Umherschwärmens nie bei der Arbeit fehlte, sah ihm sein Principal in-sofern seine Verirrungen nach, daß er ihn, den Brauchbaren, nicht aus seinen Diensten entließ; aber er machte ihm doch häufig ernste Vorstellungen über sein ungeregeltes Leben und ermahnte ihn, es gänzlich umzuändern; doch diese wohlgemeinten Rathschläge fanden bei dem wilden, seinen ungezügelten Leidenschaften gänzlich hingegebenen Bonifacius keinen Eingang, und nach wie vor überließ er sich seinen schändlichen Vergnügungen.

3.

Fünf und zwanzig Jahr war er so alt geworden, und würde, wenn er sein wüstes Leben hätte aufgeben wollen, schon längst Theilnehmer des großen Geschäftes des Herrn Piter van Baalen gewesen sein, als die einzige Tochter desselben, Anna mit Namen, in das Haus ihres Vaters zurücklehrte, um die Wirthschaft in demselben zu übernehmen. Seit dem frühzeitigen Tode ihrer Mutter war Anna bei einer Schwester ihres Vaters in Holland erzogen worden, und Bonifacius hatte sie, als sie fast noch ein Kind war, mehrere Male gesehen; aber doch erkannte er das jetzt zur schönsten Jungfrau herangereifte Mädchen kaum wieder, als es in dem Vater-Hause erschien, um die Zügel des häuslichen Regiments

auf den Wunsch des Vaters zu ergreifen, denn dazu war sie durch eine sorgfältige Erziehung jetzt geschickt genug geworden.

Anna sehen und sie lieben, war für unsern Bonifacius Eins, und zwar machte sie einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sein früheres wildes Leben gänzlich aufgab und in seinen freien Stunden nur darnach trachtete, in ihrer Gesellschaft zu sein. Mit großer Freude nahm Herr Piter van Baalen diese Veränderung an seinem Lieblinge wahr — und wohl mochte er selbst mit dem Gedanken umgehen, ihn in sein Geschäft zu nehmen und ihm Annen zum Weibe zu geben, falls es ihm gelingen würde, ihre Neigung zu erwerben; denn er legte ihrem Umgange kein Hinderniß in den Weg und äußerte sich oft sehr beifällig über seine große Brauchbarkeit und Geschicklichkeit gegen die Tochter. Aber in Annens Herzen widersetzte sich etwas dem Glücke Bonifacens und es wollte ihm nicht gelingen, demselben eben die Gefühle einzuflößen, die das seinige für sie bewegten: Anna mißtraute seinem Character, seinen Sitten, von denen der Ruf ihr nicht eben das Beste gesagt hatte, und vor allen Dingen seinem Gemüthe, das sie mit Recht für gefühllos und verwildert hielt, und so war sie zwar stets höflich gegen ihn, aber selten freundlich und nie herzlich. Was sie besonders gegen den sonst so schmucken, in seinem Aeußern von der Natur gleichfalls hochbegünstigten Bewerber einnahm, war sein Betragen gegen seine arme Mutter, die er gänzlich ver-

nachläßigte, ja, deren er, der Stolze, Eitele, ſich ſichtbar ſchämte, weil ſie ſeit dem Tode ihres Mannes, ſeines Vaters, wieder in großer Armuth lebte und ſich mühſelig mit dem Spinnen von Wolle ernähren mußte, da ihre faſt erblindeten Augen ihr keine andere, einträglichere Arbeit geſtatteten. Bonifacius, der das Geld gleichſam ausſtreuete, wenn es darauf ankam, ſeinen Lüſten oder ſeiner ungemeſſenen Eitelkeit zu fröhnen, dachte nie daran, ſeine arme Mutter zu unterſtützen, und doch hätte er ihr ſorgenloſe Tage verſchaffen können, wenn er ihr, die in allen ihren Wünſchen und Bedürfniſſen ſo beſcheiden war, nur einen Theil von dem Gelde hätte zufließen laſſen, das er ſinnlos verſchwendete. Dieſes Alles wußte Anna, und ihr ſanftes, gefühlvolles Herz konnte es ihm nie vergeben, daß er ſo gegen eine ihn noch immer mit Zärtlichkeit liebende Mutter handeln konnte; ja, ſie ſagte ſich, daß ein ſo ſchlechter, gefühlloſer Sohn auch wohl nie ein guter Gatte und Vater werden dürfe, und ſo war ſie feſt entſchloſſen, nie die Seinige zu werden.

Bonifacius, eitel auf ſeine Geiſtesgaben und ſein gewinnendes Aeußere, wollte und mochte nicht daran glauben, daß er nie das ſo heiß erſehnte Ziel, Annens Gunſt, erreichen würde, und ſo hielt er ihr kaltes, abgemeſſenes Betragen gegen ihn für mädchenhafte Schüchternheit, die zu beſiegen ihm mit der Zeit ſicher gelingen würde.

So standen die Sachen, als Herr Piter van Baalen es für nöthig fand, Bonifacius in Handlungs-Angelegenheiten auf einige Zeit nach Holland zu senden, und dieser, der nicht scheiden wollte, ohne wenigstens einige Hoffnung mit sich zu nehmen, wagte es im Vertrauen auf die große Gunst seines Principals, diesem seine Zuneigung gegen Anna zu entdecken.

„Ich würde nichts dagegen einzuwenden haben, mein lieber Bonifacius," sagte der brave Mann lächelnd, „wenn Ihr mein Schwiegersohn würdet, besonders jetzt nicht, wo Ihr, allem Anscheine nach wenigstens, Euch die tollen Hörner abgelaufen habt und wieder ein ganz solider Mensch geworden seid; aber wißt, daß ich es mir fest vorgenommen habe, nie mein einziges Kind zu einer Heirath zu zwingen, ja, nicht einmal überreden werde ich Anna zu einer solchen; denn das giebt keine glückliche Ehe, wie ich aus eigener trauriger Erfahrung weiß. Meine Tochter soll frei wählen, und trifft ihre Wahl auch den ärmsten Jüngling, so soll er mir als Sohn willkommen sein, falls er nur ein fleißiger, braver und rechtlicher Mensch ist: Geld und Gut bringt sie ja überdies dem Erwählten genug zu. Also um ihre Neigung, mein lieber Bonifacius, habt Ihr Euch vor allen Dingen zu bewerben, und sollte sie auf Euch fallen, so dürft Ihr Euch meiner Zufriedenheit und Einwilligung gewiß halten; aber nochmals: ich werde Annen weder Zwang auser-

legen, noch einmal die Künste der Ueberredung in dieser so wichtigen Angelegenheit üben. Jetzt reis't mit Gott, und wollt Ihr vorher noch mit Annen sprechen, so habe ich auch dagegen nichts einzuwenden."

Bonifacius dankte dem wackeren Manne entzückt, redete auch mit Annen vor seiner Abreise noch, aber nicht von seiner Liebe, denn die Jungfrau war, in Folge einer üblen Behandlung, die seine Mutter bei einem Besuche, den sie ihm zu machen wagte, von ihm erfahren hatte, kälter und abstoßender denn je gegen ihn, und so wagte er es als ein kluger Mensch in diesem Augenblick nicht, ihr seine Wünsche und Hoffnungen vorzutragen. Zudem wußte er, daß Anna durch einen Zufall Zeugin des Auftrittes mit seiner alten Mutter gewesen war, der er mit harten, gefühllosen Worten befahl, ihm durch ihre Besuche nicht Schande im Hause seines Principals durch den Anblick ihrer bettelhaften Armuth zu machen. Die Alte schlich laut schluchzend davon — Anna aber legte ihren Abscheu gegen den gefühllosen, undankbaren Sohn wenigstens durch die verächtlichen Blicke an den Tag, die sie dem beschämten, auf's Höchste durch ihr Erscheinen verwirrten Bonifacius zuwarf. — Dieser üble Eindruck, so sagte er sich, müßte erst durch die Zeit wieder verwischt, oder doch geschwächt werden, bevor er es wagen dürfe, Annen von Liebe zu reden.

4.

Viel länger, als er es geglaubt und gewünscht hatte, hielten ihn die Geschäfte in Holland fest, und man denke sich daher sein Erschrecken, als einer der Briefe seines Principals die Nachschrift hatte:

„In aller Eile nur noch Dieses, mein lieber Boni„facius: die Anna hat eine andere Wahl getroffen, gegen „die ich als ein vernünftiger Vater nichts einzuwenden „haben kann, und Ihr müßt sie Euch also aus dem Kopfe „schlagen. Der hübschen Mädchen giebt's ja noch genug, „und Euch auf andere Weise einigermaßen für Euren Ver„lust zu entschädigen, darauf werde ich redlich bedacht sein. „Alles Andere bei Eurer baldigen Hieherkunft, denn heute „muß ich schließen.“ —

Bonifacius war einige Augenblicke wie betäubt von dem Schlage — dann raffte er sich auf, setzte sich zu Pferde und ritt Tag und Nacht durch, denn in dem Wahnsinne seiner Verzweiflung setzte er sich in den Kopf, er müsse, er könne die Heirath Anna's noch hintertreiben; ja, er würde selbst vor einem Verbrechen nicht zurückgebebt sein, wenn ihm diese Hintertreibung noch möglich gewesen wäre.

Er langt in Bremen an, erreicht Herrn Piter van Baalens Haus, das von oben bis unten hell erleuchtet war, und aus dem ihm lustige Trompeten-Klänge entgegentönten; er steigt ab, furchtbare Ahnungen durchzucken sein Herz, er

fragt den ihm entgegenkommenden Diener, was es giebt, und erhält die Antwort:

„Ei, lieber Herr Bonifacius, hat unser Herr Euch denn nicht gemeldet, daß heute Jungfer Anna's Hochzeitstag ist? Die Trauung ist vorbei und der Tanz fängt eben an; Ihr könnt noch mit tanzen, wenn Ihr Euch nur recht schnell in hochzeitliche Kleider werfen wollt. Es giebt Freude in Hülle und Fülle hier im Hause; am glücklichsten aber ist das junge Paar, das sich lieb hat, wie die lieben Engelein im Himmel."

„Und wen hat sie geheirathet?" fragt Bonifacius mit stockendem Athem und bleich wie der Tod.

„Auch das wißt Ihr nicht einmal?" versetzt der Diener voll Erstaunen. „Man sollte fast glauben, daß Ihr eine Reise nach dem Monde gemacht hättet, mein guter Herr Bonifacius, so wenig seid Ihr von Allem unterrichtet, was sich hier im Hause seit Eurer Abwesenheit zugetragen hat."

„Wer ist's, den Anna geheirathet hat?" fragte er nochmals ungeduldig, und als Antwort darauf erfolgte:

„Herrn Eberhard Werner, den Sohn des verstorbenen Rathsherrn gleichen Namens."

Das war zu viel! — Anna war die Gattin seines Todfeindes, Eberhards Gattin! Seine Blicke verdunkelten sich, seine Sinne schwanden, er sank zu Boden und man trug ihn für todt in's Haus, wo dieser Zufall allgemeine Bestürzung erregte und die Feier des Tages nicht wenig störte.

Aerzte wurden gerufen und man trug den Besinnungslosen auf sein Lager, das er in zwei Monaten, von dem heftigsten Fieber ergriffen und lange zwischen Leben und Tod schwebend, nicht wieder verließ; endlich genas er doch wieder.

5.

Wir führen Dir, geneigter Leser! unsern Bonifacius jetzt volle dreißig Jahre nach diesem Vorfalle erst wieder vor das geistige Auge und deuten die Ereignisse der Zwischenzeit nur kurz in einer Skizze in Nachstehendem an:

Es war andem, Eberhard, sein so blutig gehaßter Feind, hatte Anna's Gunst zu erwerben gewußt, und war ihr glücklicher Gatte geworden; Bonifacius war wie vernichtet, er sann, er brütete nur auf Rache, und das erste Lächeln zeigte sich erst an dem für Eberhard unglücklichsten Tage seines Lebens auf seinen Lippen, an dem Anna, nachdem sie einem Sohne das Dasein geschenkt hatte, ihr junges Leben in der Blüthe der Jahre und des Glücks aushauchte.

„Jetzt hat sie Keiner!“ sagte Bonifacius mit bebender Stimme. — „Die Würmer haben sie und mögen sich jetzt wohl bald so um ihren Besitz streiten, wie Er und ich vor fünf Jahren! Ha! glücklicher, überglücklicher Eberhard, triumphirst Du auch jetzt noch?“ —

Nach einigen Jahren reichte Herr Bonifacius, der sich indeß als Kaufmann etablirt hatte, dem dümmsten und häß-

lichsten, aber zu gleicher Zeit auch reichsten Mädchen in der ganzen großen Stadt Bremen seine Hand am Altare; ihm war jetzt, bis auf den Besitz von Ehrenstellen und Reichthümern, alles Andere völlig gleichgültig, und so würde er eine noch Mißgestaltetere zur Gattin genommen haben, wenn sie noch begüterter und von noch einflußreicherer Familie gewesen wäre. Daß diese Ehe nicht eben zu den glücklichsten gehörte, und daß Herr Bonifacius sich die Augen nicht eben blind weinte, als seine theure Ehehälfte das Zeitliche bereits nach wenigen Jahren segnete und ihn im Besitze zweier holden Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, so wie sehr großer Reichthümer ließ, kannst Du, Geneigtester! Dir wohl vorstellen. Doch hing sein sonst völlig eingetrocknetes Herz mit großer Liebe den beiden Kindern an, besonders war es sein Sohn Arnold, der seine ganze Zärtlichkeit besaß und für den er noch ferner zu leben und zu wirken wünschte.

Auch waren beide Kinder schön, und sowohl durch geistige als körperliche Vorzüge ausgezeichnet. Mathilde, Bonifacens Tochter, war unbestritten das schönste Mädchen in Bremen, und Arnold, ihr Bruder, ein heiterer, gemüthlicher Knabe, dem Alle gut waren und der sich überall das Lob eines edlen, gesitteten und begabten Kindes zu erwerben gewußt hatte. Die Geschwister aber liebten sich mit einer fast rührenden Zärtlichkeit und Keins konnte ohne das Andere froh sein.

Auch Eberhard Werner, obschon tief betrübt durch den allzufrühen Tod seiner inniggeliebten, und noch immer unvergessenen Anna, hatte Freude an zwei wohlgerathenen Kindern, von denen ihm der zuletzt geborne Sohn, Wilhelm, besonders theuer war; denn er war sowohl an Geist und Gemüth, als auch an Körper seiner verstorbenen Mutter am ähnlichsten. Wilhelm war zudem ein heiterer Bursche, freundlich gegen Jedermann und so auch der Liebling Aller, die ihn kannten.

Wie früher die Väter, so lernten sich jetzt auch Bonifacius und Eberhards Kinder in der Schule kennen, wobei denn freilich von Seiten des noch immer hassenden Bonifacius der Befehl an Arnolden ergangen war: sich auf keine Weise mit Wilhelmen abzugeben, am allerwenigsten diesen aber zu sich ins Haus zu laden, oder ihn zu besuchen, und ein gleiches Verbot erging an Mathilde, die mit Eberhards Margarethe eine und dieselbe Schule besuchte; „denn,“ fügte der Vater mit finster gerunzelter Stirn hinzu, „denn ich hasse Eberharden als meinen Todfeind, und habe Ursache dazu, weil er es war, der mich um das ganze Glück meines Lebens brachte, und so will ich auch von seiner ganzen Brut, die mir verhaßt ist wie er selbst, nichts wissen.“

Sey es nun, daß eben dieses Verbot — denn so ist ja einmal die menschliche Natur beschaffen — dem Umgang und der Freundschaft der Kinder einen besondern Reiz verlieh; sei

es, daß wahre Sympathie sie zu einander zog, kurz Arnold hatte in der ganzen Schule keinen liebreren Freund, als eben Wilhelm Werner, den er meiden sollte, und Mathilde keine liebere Freundin, als Margarethe, und diese Gefühle wurden von Eberhards Kindern in eben dem Maße erwiedert. So verursachte es denn bei allen Vieren nicht wenig geheimen Gram, daß ihnen der Umgang außer der Schule nicht auch gestattet sein sollte, und da dieser Kummer mit den Jahren zunahm, dachte man auf Mittel und Wege, ihm abzuhelfen.

„Du mußt meine Mathilde, meine liebe Schwester, auch noch kennen lernen, ich ruhe nicht eher," sagte Arnold zu Wilhelmen, „und ich habe mir ein Mittel ausgedacht, dies ins Werk zu richten. Es kommt nur darauf an, daß Dein Vater uns, die wir doch wahrlich an ihrem ganzen Zwiste unschuldig sind, nicht auch so haßt, wie der unsrige". . . . . „Euch", wollte er sagen, besann sich aber schnell und schwieg erröthend.

„Sag' es nur, Arnold," nahm Wilhelm das Wort: „wie Dein Vater uns arme unschuldige Kinder haßt; aber darüber beruhige Dich, daß unser Vater, der sanft und in jeder Hinsicht billig denkend ist, Euch auch nicht leiden kann, weil er mit Deinem Vater nicht eben im besten Vernehmen steht; denn schon oft hörten wir ihn sagen, wenn wir ihn von unserer Freundschaft zu Euch erzählten: „„Wie gern würde

ich diese Kinder, die ihr so von Herzen lieb habt, bei mir sehen; aber daraus kann wohl nimmermehr etwas werden, da Bonifacius mir noch immer einen bittern Groll nachträgt.“

„So haben wir gewonnenes Spiel,“ versetzte Arnold freudig, „denn wir besitzen eine gute Muhme, die Schwester unserer verstorbenen Mutter, und die hat uns so lieb, daß sie uns gar keinen Wunsch abschlägt, auch dürfen wir sie so oft besuchen, als wir nur Zeit haben. Diese Muhme will ich ins Geheimniß ziehen, und sie bitten, Euch zuweilen zu sich einzuladen, wenn wir eben auch bei ihr sein können, und wenn Euer Vater dann nur will, so ist uns ja geholfen.“

„Das ist allerliebst!“ rief Wilhelm entzückt. „Ich lerne dann auch Deine Schwester Mathilde kennen, und Du meine Margarethe, die gleichfalls gut und sanft ist, und Dir schon gefallen soll, wie mir gewiß Deine Mathilde gefällt.“

Die Sache war jetzt abgemacht und wurde mit mehr Geschicklichkeit und Vorsicht von den Kindern ins Werk gerichtet, als man von ihrem Alter hätte erwarten sollen. Die Muhme war willig, Eberhard gab den dringenden Bitten seiner Kinder endlich nach und ihnen erblühten schöne Stunden des ungetrübten Beisammenseins, deren Reize um so größer waren, da der magische Schleier des Geheimnisses ihr Glück umhüllte.

6.

Bonifacius war jetzt fast ein Greis und Eberhard, im gleichen Alter mit ihm, durfte auf denselben ehrenvollen Titel Anspruch machen. Aus ihren Kindern waren herrliche Jungfrauen und Jünglinge herangeblüht, deren kindliche Zuneigung sich jetzt in reine, unvergängliche Liebe verwandelt hatte; aber ach! von welchen Gefahren war diese Liebe nicht bedroht! Um ihr Mißgeschick zu vermehren, mußte nun auch noch die hülfreiche Muhme das Zeitliche segnen und so ihrer Liebe gleichsam der letzte Zufluchtsort geraubt werden. Doch die allmächtige ist erfinderisch, und so wurde bald ein am äußersten Ende von Bonifacens Garten belegenes, wegen seiner Baufälligkeit nicht mehr benutztes Gartenhäuschen der Sammelplatz der Liebenden, die dort an Abenden zusammenkamen, wo sie den Vater so beschäftigt wußten, daß sie nicht zu fürchten hatten, von ihm überrascht zu werden; denn Bonifacius stand jetzt nicht nur mit Eifer seinen bedeutenden Handelsgeschäften vor, sondern ihm waren auch bereits mehrere Staatsämter übertragen worden, die einen bedeutenden Theil seiner Zeit dringend in Anspruch nahmen, und diesen Ehrenämtern mit dem größten Eifer vorzustehen, erheischte schon sein brennender Ehrgeiz, der sich nicht eher ganz befriedigt fühlen konnte, als bis er noch den höchsten Beweis von dem Zutrauen seiner Mitbürger erhalten haben und von ihnen zu der Würde eines Rathsherrn berufen sein würde. Dies war

der Gipfelpunkt seines Strebens, dies der brennendste Wunsch seines Herzens, und schon deshalb, weil er dann als Magistratsperson über dem verhaßten Eberhard stehen würde und mit Stolz auf ihn herabsehen könnte.

Diesem heißersehnten Ziele schien er jetzt näher denn je zu stehen, indem einer der Väter der Stadt wieder von dem Schauplatze seiner irdischen Thätigkeit abgetreten war und man zu einer neuen Rathswahl schreiten mußte. Keiner stand, sowohl durch Reichthum, als Fähigkeiten und der Stadt vielfältig geleistete Dienste, dieser Würde in der That näher, als unser Bonifacius, und so sah man ihn am Tage vor der Wahl wohlgefällig lächeln, als Freunde und Bekannte, besonders aber das Heer der Schmeichler, die von dem bald so mächtigen Manne etwas zu erlangen hoffen durften, wenn sie sich schon vorher in seiner Gunst zu befestigen suchten, sich zu ihm drängten, um ihm schon im Voraus zu seiner — wie sie behaupteten — unausbleiblichen Standeserhöhung Glück zu wünschen.

Der entscheidende Augenblick war jetzt da: laut pochte Bonifacius das Herz, unruhig trat er alle Augenblick ans Fenster, um zu sehen, ob denn der Abgesandte des Senats sich noch nicht zeigen würde, um ihm seine Erwählung anzukündigen, und jeder Augenblick der Verzögerung erschien dem aufs Höchste gespannten, ängstlich wartenden Manne wie eine Ewigkeit. Da kam der Wagen, der den Abgesandten des

Senates trug, eiligst daher gerollt, gefolgt von einem glänzenden Zuge von Rathsdienern und der gleichfalls ungeduldigen Menge; Bonifacen stockte fast das Blut in den Adern, erst bedeckte eine brennende Röthe, dann eine Todtenblässe sein Antlitz — er schaute in die Gasse nochmals hinunter — der Wagen rollte vorbei! Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe und sank halb leblos in einen neben ihm stehenden Sessel zurück: er war nicht erwählt!

Wer beschriebe wohl die Empfindungen des stolzen, sich so bitter getäuscht fühlenden Mannes in diesem für ihn wirklich entsetzlichen Augenblick, und wer wohl seinen fast an Wahnsinn grenzenden Ingrimm, als einige zu ihm eintretende Bekannte — vielleicht waren es gar Schadenfrohe, die sich an dem Anblick seines gedemüthigten Stolzes weiden wollten — ihm mit erheucheltem Bedauern verkündeten, daß die Wahl nicht auf ihn, sondern auf Herrn Eberhard Werner, an den man in der Stadt am wenigsten gedacht habe, gefallen sei! Er war wie vernichtet! Er hätte all sein Geld und Gut, sein Leben, ja das seiner Kinder vielleicht gar, in diesem Augenblick darum gegeben, den jetzt zehnfach gehaßten Feind vernichten, aus der Reihe der lebenden Wesen vertilgen zu können. Obgleich sonst äußerlich Herr seiner Leidenschaften, ließ ihn doch jetzt seine Selbstbeherrschung im Stiche, und völlig außer sich vor Wuth und Zorn, eilte er auf sein Zimmer, um wenigstens den Blicken der schadenfrohen Neugier seinen

schrecklichen Zustand zu entziehen. Auf dem Wege dahin fiel sein Auge auf ein zierlich, in Briefform zusammengefaltetes Papier; er hob es mechanisch auf, und, auf seinem Zimmer angelangt, öffnete er es halb in Gedanken und las den Inhalt. Er mußte ihn wohl Zehnmal lesen, bevor sein Gehirn ihn zu begreifen, zu fassen vermochte: es war ein Brief Wilhelms an Mathilde. Folgendes schrieb der Jüngling an das geliebte Mädchen:

„Wie lange habe ich nun schon das Glück entbehren „müssen, Dich, meine über Alles theure Mathilde, zu „sehen! Länger darf diese Trennung nicht dauern, wenn „ich nicht vor Kummer und Unruhe umkommen soll. „Also heute Abend einmal wieder um zehn Uhr, wo „Dein Vater, wie ich gewiß weiß, uns nicht überraschen „kann. In dem Gartenhäuschen, wo ich mich, es möge „kommen, was da wolle, einfinden werde, erwarte ich „meine Mathilde. Alles Andere wird von A. wie sonst „besorgt, den Schlüssel habe ich bereits erhalten, die „Gartenmauer ist leicht zu ersteigen und wir haben „heute sicher nichts zu befürchten, Geliebte!“

„In Leben und Tod,

Dein getreuer

Wilhelm Werner.“

„Wilhelm Werner, der Sohn meines Todfeindes, der Geliebte meiner Tochter?!“ rief Bonifacius, indem er das un-

glückselige Schreiben, das Mathilde unglücklicherweise verloren hatte, anstarrte. „Ha!“ — Er stockte, eine wilde, gräßliche Freude blitzte plötzlich aus seinen Augen; er sann einige Augenblicke nach, lachte dann fürchterlich, stand rasch von seinem Sitze auf, eilte in eine Nebenkammer, nahm aus einer Truhe einen scharfgeschliffenen Dolch hervor, prüfte sorgfältig seine Spitze und sagte dann mit hohler, leiser Stimme: „Für Alles, was er mir schon im Leben gethan, diese Eine Rache! — Er wird sie als gute Zahlung anerkennen müssen, so hoffe ich!“

Dann schloß er den Dolch wieder ein und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und nieder; schreckliche Gedanken, Gedanken, nur eines gänzlich Verlornen würdig, durchzuckten sein Herz: die Tochter wollte er unter einem Vorwande im Hause zurückhalten und dann um die bestimmte Stunde dem Sohne seines Feindes auflauern, um ihn zu tödten! Nicht einmal die Ahndung der strafenden Gerechtigkeit glaubte er bei diesem schauderhaften Beginnen zu fürchten zu haben, denn er konnte ja vorgeben, den in sein Eigenthum mit Gewalt Eingedrungenen für einen Dieb und Mörder gehalten zu haben, gegen den er sich seines Eigenthums und Lebens zu erwehren gesucht. Ja, es ging, es mußte gehen! Die Stunde der Rache, der blutigen Rache an seinem Todfeinde, sie hatte geschlagen, und welche Wunden

dieser ihm auch so versetzt, die, welche er ihm versetzen wollte, sie war tiefer, blutiger, schmerzlicher — sie war unheilbar!

Die schrecklichste Unruhe erfüllte indeß Mathilde, nachdem sie den Verlust des Briefes bemerkt hatte. Arnold, ihr Bruder und Vertrauter, hatte ihn ihr gebracht und sie ihn in den Busen gesteckt; wie er verloren gegangen sein konnte, war ihr unbegreiflich. Endlich sah sie Arnold kommen, der im Rathshause gewesen war, um dem harrenden Vater, wenn die Wahl auf ihn gefallen sein würde, zuerst die fröhliche Botschaft zu überbringen, und durch einen Wink beschied sie ihn zu sich auf's Zimmer; auch er war über den Verlust des Briefes, der sie Alle in's Verderben stürzen konnte, auf's Höchste beunruhigt.

„Auf keinen Fall darf die Zusammenkunft jetzt diesen Abend Statt finden," sagte er dann nach einigem Nachdenken, „und auch nicht eher wieder, als bis wir sicher sind, daß der Brief nicht in die Hände des Vaters gefallen ist; das Schweigen jedes Andern wird durch Gold zu erkaufen sein. Beruhige Dich doch nur, Mathilde," fuhr er fort, als er diese in heftige Thränen ausbrechen sah, „beruhige Dich, denn will's Gott wird Alles besser gehen, als wir jetzt fürchten. Ich eile wieder fort, ich suche Wilhelm auf, ich theile ihm das Vorgefallene mit und bestelle die Zusammenkunft auf diesen Abend ab; er würde ja ohne das nicht einmal kommen können,

da sein Vater zum Rathsherrn erwählt ist und es diesen Abend bunt genug in seinem Hause hergehen wird."

„Er würde trotz dem sein mir gegebenes Versprechen sicher halten," versetzte Mathilde noch immer weinend; „nur Margaretha würde vielleicht abgehalten werden, mit ihm zu kommen, wie sie es sonst thut; denn sie muß ja die Wirthin machen, aber Er bleibt gewiß nicht aus, Du kennst ihn ja!"

„Ganz recht, und eben deshalb muß ich ihn auf jeden Fall zu benachrichtigen suchen," sagte Arnold, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte; dann rannte er fort.

Aber welche Mühe er sich auch gab, zu Wilhelmen zu gelangen — denn zu diesem in's Haus zu gehen, wagte er nicht, da Bekannte seines Vaters ihn dort sehen konnten — es gelang ihm diesmal nicht, dem Freunde unbemerkt nahe zu kommen, und so blieb ihm nichts weiter übrig, als Mathilde mit dem Versprechen zu beruhigen, daß er Wilhelmen allein an diesem Abend im Gartenhause erwarten und ihn, wenn er kommen sollte, woran er unter den obwaltenden Umständen stark zweifelte, sogleich wieder fortzuschicken, indem er ihn zugleich von dem Vorgefallenen unterrichtete.

Es war ein trüber, unangenehmer November-Abend; dichte, fast schwarze Wolken bedeckten den Himmel und der Sturm trieb die letzten welken Blätter von den schon fast gänzlich entlaubten Bäumen auf die Erde nieder; es war draußen kalt und schaurig — doch heiß brannte die Rache in einem entarteten, wilden Leidenschaften gänzlich preisgegebenen Herzen!

Eben schlug die Thurmuhr vom hohen Dome drei Viertel auf Zehn, als Bonifacius die bewußte Truhe aufschloß, den blinkenden Dolch daraus hervornahm und ihn in seine Rocktasche steckte; darauf begab er sich auf Mathildens Zim-

mer und als er, wie er gehofft hatte, die Tochter noch auf demselben antraf, sagte er mit anscheinender Ruhe und Freundlichkeit zu derselben:

„Du bist noch auf, meine Mathilde? das freut mich, da ich den Wunsch hege, diesen Abend noch Brettspiel mit Dir zu spielen. Ich habe heute Aerger gehabt und das empörte Blut will sich noch immer nicht beruhigen; da würde ich noch lange nicht schlafen können; nicht wahr, Du spielst noch ein Weilchen mit mir?“

„Ich stehe Euch gern zu Diensten, theurer Vater,“ versetzte die Jungfrau, und das Beben ihrer Stimme verrieth nur allzusehr ihre innere Bewegung.

„Du bist ein gutes, gefälliges Kind,“ sagte er, und streichelte ihr die blonden Locken; „so erwarte mich denn hier, denn in wenigen Minuten werde ich mit dem Brettspiel wieder bei Dir sein.“

Er ging jetzt; doch begab er sich nicht in sein Zimmer zurück, sondern hinab in den Garten, die entlaubte Allee hinunter, die zu dem bewußten Gartenhause führte. Wie leise trat er auf! wie erschrack er über jedes auch noch so kleine Geräusch, das seine Fußtritte verursachten! Es war entsetzlich finster — doch mußte der Mond schon aufgegangen und nur noch von den Regen-Wolken verdeckt sein: er hoffte auf sein Erscheinen, um das Ziel nicht zu verfehlen!

Wirklich trat der Mond schon nach einigen Augenblicken aus einer ihn bisher dicht verhüllenden Wolke hervor, die der Sturm jetzt rastlos weiter peitschte: er stand am Gartenhause — die Thür war nur angelehnt — „Liebende sind eilig!“ dachte er, und konnte kaum ein furchtbares Hohnlachen unterdrücken. „Ja! ja! Liebchen harrt,“ dachte er weiter, und grinsend verzog sich sein Gesicht, indem er zugleich den

blinkenden Dolch aus der Tasche hervorzog. „Ein kaltes, ein tödtliches Liebchen! — Wirst fortan keiner hübschen Dirne mehr nachschleichen, Elender!“

Er riß die Thür jetzt auf — der Mond fiel auf eine männliche Gestalt, die ungeduldig wie es schien, in dem Gartenhäuschen auf und niederschritt. Alles war jetzt nur Ein Moment: der Dolchstoß, den er mit fester, sicherer Hand und wohlberechnetem Stoße auf die Brust des Unglücklichen richtete, ein einziger Schrei des Entsetzens von dem Schwergetroffenen, das Zusammensinken desselben, und zu gleicher Zeit der Ruf von Bonifacen:

„Zu Hülfe! zu Hülfe! Räuber! Mörder! Zu Hülfe!“

Diesen Ruf that er mit so lauter, gellender Stimme, daß man ihn, trotz der nicht unbedeutenden Entfernung, im Hause vernahm; doch wußte sich Keiner zu erklären, von woher er wohl komme, und so begab man sich erst mit Laternen und Windlichtern in den Garten, nachdem einer der Diener des Hauses sich erinnert hatte, den Gebieter dahin gehen gesehen zu haben.

Der tödtlich Getroffene hatte keinen Laut weiter von sich gegeben, denn der wohlberechnete Stoß hatte sein Herz durchbohrt; Bonifacius sah, daß das Blut auf den Boden hinströmte und ihm sogar die Füße benetzte, denn noch immer beleuchtete der Mond mit seinem falben Lichte die schreckliche Scene; das Gesicht des Ermordeten konnte der Mörder nicht sehen, weil jener beim Niedersinken darauf gefallen war.

Es wurde dem Verruchten doch unheimlich in der Nähe seines Schlachtopfers zu Muthe, und als das Blutmeer zu seinen Füßen immer größer wurde, als er gleichsam darin watete, verließ er den Schauplatz seiner entsetzlichen That, um den Dienern entgegen zu gehen, die er bereits am Ein-

gänge des Gartens mit ihren Windlichtern und Laternen auftraf; Alles bebte voll Entsetzen zurück, als jetzt der Gebieter mit todtenbleichem Gesichte und von Blute bespritzt, ihnen entgegentrat.

„Der Allmächtige hat mich gerettet, Kinder,“ sagte er mit dumpfer, unsicherer Stimme, „und der verruchte Mörder hat den Lohn seiner Thaten, wie ich glaube, gefunden; wenigstens liegt er in seinem Blute im Lusthause. Kommt, folgt mir, damit wir sehen, wer er ist, und welcher Feind meinem Leben nachstellte. Unbewaffnet und arglos wie ich war, konnte es mir nur mit Hülfe des Himmels gelingen, dem Wüthenden den Dolch zu entreißen, womit er es auf mein Leben abgesehen hatte, und diesen ihm selbst, mich meines Lebens erwehrend, in die Brust zu stoßen.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen, die von den Anwesenden mit eben so großem Erstaunen als Entsetzen angehört wurden, war man bei dem Lusthäuschen angelangt — kein Laut ließ sich vernehmen, die Stille des Todes herrschte darin!

Der beherzteste der Diener trat jetzt mit seiner Laterne auf die Leiche zu, und, sie mit der Hand und dem Fuße umwälzend, so daß das erbleichte Antlitz nach oben zu liegen kam, bückte er sich zugleich nieder, um mit Hülfe des Lichtes die Gesichtszüge derselben zu erspähen.

„Mächte des Himmels!“ rief er, indem er weit zurück prallte — „es ist Arnold, unser junger Gebieter, der da entseelt und in seinem Blute schwimmend am Boden liegt!“

„Arnold!?“ riefen die Andern, „Arnold?! das ist ja nicht möglich!“

Man drängte sich hinzu, man hielt Laternen und Lichter ganz nahe an das Gesicht der Leiche — es war Arnold!

Starr, glanzlos, sich dann wieder in ihren Kreisen wild drehend, hingen Bonifacens Augen an dem Gesichte der Leiche, deren Züge auch er jetzt erkannt hatte. Dann brach er in ein so wildes, furchtbares Lachen aus, daß den Anwesenden sich das Haar auf dem Haupte emporsträubte.

„Spiel der Hölle! Verdammter, auf ewig verdammter Vater?“ rief der gräßliche Alte, indem er sich die wenigen ihm gebliebenen grauen Locken aus dem kahlen Schädel riß; „du hast den eigenen Sohn, statt den deines Feindes ermordet! Hölle! Hölle! nimm mich auf!“

Mit diesen Worten bückte er sich, um den Dolch, der noch neben der Leiche am Boden lag, aufzuheben und ihn sich selbst in die Brust zu stoßen; man bemerkte sein Vorhaben und verhinderte ihn an der Ausführung desselben; doch mußte man ihn binden, um noch größeres Unheil zu verhüten: er war wahnsinnig geworden!

Am folgenden Tage schon war das in Bonifacens Hause Vorgefallene in der ganzen Stadt bekannt und Personen des Gerichtes verfügten sich in dasselbe, um den Thatbestand gerichtlich aufzunehmen. Mathilde rang vor Angst und Entsetzen fast mit dem Tode, denn Bruder und Vater hatte sie ja auf einmal verloren, erstern durch den Tod, letztern an den viel schrecklichern Wahnsinn. Doch genas die Unglückliche nach langen Siechthum endlich wieder, und die Liebe Wilhelms, der sie mit Bewilligung seines Vaters nach Jahr und Tag als Gattin in sein Haus führte, legte lindernden Balsam auf die tiefen Wunden ihres Herzens. Margaretha aber, die Arnolden zu treu und wahr geliebt hatte, als daß ihr Herz je gegen irgend einen Andern mit gleicher Gluth hätte erfüllt werden können, blieb unvermählt und trauerte um ihren theuren Arnold bis zu ihrem Tode.

Da man Bonifacens That, deren Zusammenhang und geheime Beweggründe nur Mathilde und Wilhelm ahneten, allein dem Ausbruche eines plötzlichen Wahnsinns zuschreiben zu dürfen glaubte, und man die Entstehung eines solchen traurigen Geisteszustandes aus dem Fehlschlagen einer großen Hoffnung sich hinlänglich erklärte, erreichte der Arm der weltlichen Gerechtigkeit den Mörder nicht; doch der des ewigen, in's Verborgene schauenden Rächers jedes Verbrechens hatte ihn erreicht, denn Bonifacius war und blieb wahnsinnig.

Zu Anfang war sein Zustand der Art, daß man ihn binden und unaufhörlich bewachen lassen mußte, um zu verhindern, daß er sich nicht selbst schrecklich zerfleischte; nach Jahren aber hatte sich diese Wuth und Raserei gelegt und endlich wurde er so still und ungefährlich, daß man ihn ohne Furcht vor Gefahr für Andere und sich selbst in der Stadt umher wandeln lassen konnte, wobei die noch immer zärtlich um den unglücklichen Vater besorgte Mathilde es nicht an einer aufmerksamen und gehörigen Begleitung für ihn fehlen ließ, um jeden unglücklichen Zufall zu verhindern.

Bonifacius nahm dann allemal seinen Weg nach dem Friedhofe, und wenn der Todtengräber, indem er für einen neuen Ankömmling eine stille Ruhestätte bereitete, mit der Schaufel einen Todtenkopf aus der Gruft warf, stürzte der wahnsinnige Greis mit einer für sein Alter fast übernatürlichen Schnelligkeit darauf zu, ergriff ihn, verbarg ihn unter einem weiten, faltigen Mantel und eilte nach seiner Wohnung zurück, wobei er wie triumphirend rief: „Ich hab' ihn! ich habe meinen Arnold wieder! Das da ist sein Haupt! Die andern Stücke finde ich wohl auch noch!“

Stundenlang konnte der Unglückliche einen solchen Todtenkopf in Händen halten und ihn mit seinen wirren, wahn-

sinnigen Blicken betrachten, ohne einen Laut von sich zu geben; dann legte er ihn seufzend wieder hin, bedeckte ihn sorgfältig mit einigen Läppchen, die er zu diesem Ende von seinem Aufseher erbeten hatte, und saß ganze Tage still daneben, bei jedem Geräusche: „St! St!“ rufend, wie eine sorgsame Mutter wohl thut, die ihr Kindlein bewacht, das süß neben ihr in der Wiege schlummert.

* * *

Ein geschickter Maler jener Zeit hat den wahnsinnigen Bonifacius mit dem Todtenkopfe in der Hand, zum ewigen Andenken an diese grauenvolle Begebenheit, durch seinen Pinsel getreulich dargestellt und der Stadt Bremen, seinem Geburtsorte, ein Geschenk mit diesem Erzeugnisse seiner Kunstfertigkeit gemacht. So ist es denn im Palatium, dem Geber zu Ehren, aufgehangen worden, und noch jetzt eine Zierde des Stadthauses.

In Bremen und der Umgegend ist aber allgemein die Sage verbreitet, daß das Urbild des Gemäldes, der unselige Bonifacius, noch jetzt im Grabe keine Ruhe hat, und allemal, so oft ein Mord oder sonst eine ruchlose That von Jemanden ersonnen ist und in Ausführung gebracht werden soll, nächtlich um Mitternacht aus dem Rahmen des ihn darstellenden Bildes hervorschreitet und sich Dem mit dem Todtenkopfe in der Hand zeigt, der im Begriffe steht, etwas Schreckliches zu vollbringen.

Schon öfters soll diese Warnung geholfen haben und der von der Sünde Versuchte wieder zur Bahn der Tugend zurückgekehrt sein; auch versichern Greise, daß sie selbst um die Mitternachtsstunde schon mehrere Male das Bild ohne

die Hauptfigur, auf deren Platz dann eine ganz schwarze Stelle zu erblicken war, gesehen haben, und am folgenden Tage begab sich dann allemal irgend eine Unthat in Bremen.

☞ Den freundlichen Beförderern unserer „Sagenbibliothek" diene zur Nachricht, daß, so wie wir nur irgend Gebrauch von ihren Einsendungen machen können — was sich ja aus den erscheinenden Heften am deutlichsten ergeben muß — wir ihnen sicher sofort das Freiexemplar zum Dank dafür zustellen werden, wie wir es schon bei Vielen gethan haben. Sind die Einsendungen aber nicht für den uns vorgesetzten Zweck passend — und das ist schon mehrmals der Fall gewesen — so bleiben sie unbeachtet, wie sich wohl von selbst versteht. Für viele Gunst und Hülfe haben wir zu danken, und thun es hiemit herzlichst.

Die Redaction der „Sagenbibliothek."

Die „Sagenbibliothek" ist zu bestellen: In Hamburg bei Garms Erben, am Graskeller; in Itzehoe bei Schuberth und Niemeyer; in Flensburg bei Korte-Jessen; in Lübeck bei K. S. Spithaus und bei Kohl (Dankwartsgrube); in Kiel bei B. Bünsow; in Hannover beim Postgehülfen Warnecke; in Ritzebüttel und Cuxhafen beim Buchdrucker Pforte; in Altona bei Schubering (Langenstraße) und Marcus; und in Bremen bei Kaiser, und A. D Geisler.

Gedruckt bei Friedrich Wilhelm Christian Menck.